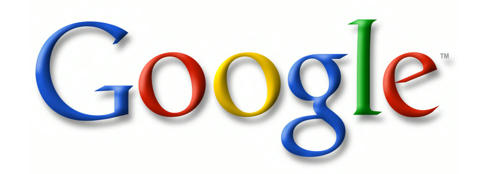


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

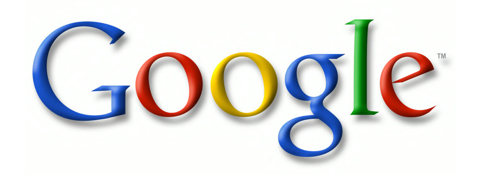
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

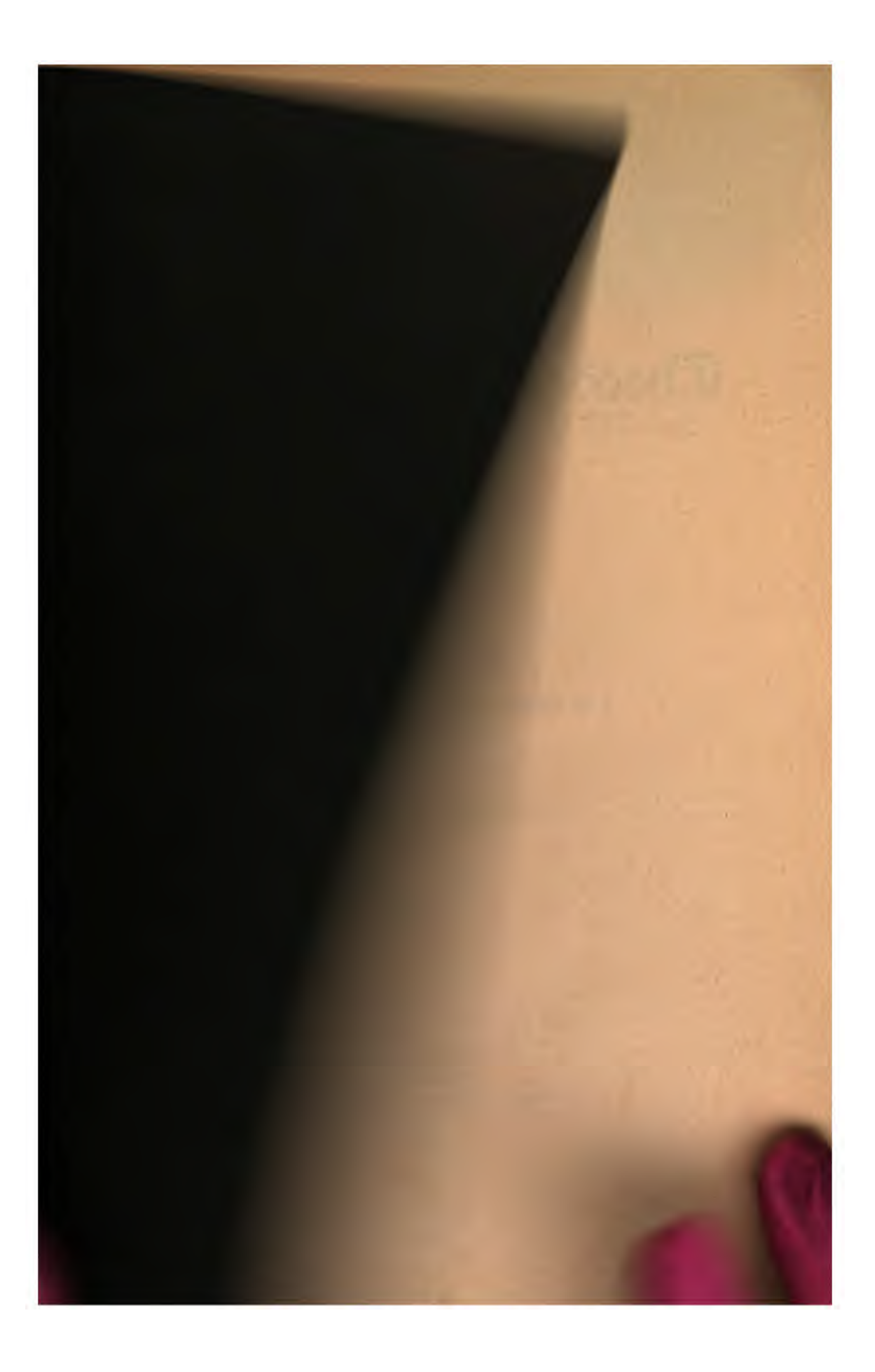
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.







Aus dem Leben Theodor von Bernhardis.

Fünfter Theil:
Der Streit um die Elbherzogthümer.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1895.

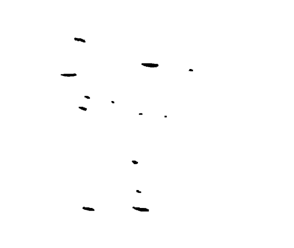
Der Streit
um die
Elbherzogthümer.

Tagebuchblätter
aus den Jahren 1863—1864.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1895.



Vorwort.

Unter die schwierigsten Aufgaben, welche an Beurtheiler vergangener Zustände und Menschen gestellt werden können, wird diejenige zu rechnen sein, von den Vorgängen und Stimmungen des Deutschland der Jahre 1863 bis 1866 das der Wahrheit und Billigkeit entsprechende Bild zu gewinnen. Auch da, wo man zu Betrachtungen solcher Art Willen und Fähigkeit besitzt, herrscht die Empfindung vor, die dem damaligen Leiter der preußisch-deutschen Dinge zugefügte Mißachtung schließe ein nationales Unrecht ein, dessen Sühne nicht weit genug gehen könne. Je weiter wir von den Tagen des sog. Conflicts abrücken, desto unbegreiflicher dünkt denen, welche diese Periode an der Hand retrospectiver Betrachtungen kennen gelernt haben, daß der deutsche Staatsmann des 19. Jahrhunderts jemals so vollständig und so hartnäckig hat verkannt werden können, wie es s. Z. durch Monate und Jahre geschehen ist. Von den Geschichtsschreibern jener Zeit haben demgemäß die Einen das Bedürfniß gefühlt, diejenigen Irrthümer, in denen sie selbst befangen gewesen, durch möglichst nachdrückliche Verurtheilungen wett zu machen, indessen Andere von der Gelegenheit Gebrauch machen wollten, ihre Ueberlegenheit über Vorurtheile und Beschränktheiten des vorangegangenen Geschlechts zu bethätigen und auch in diesem Stücke von den Fortschritten politischer Bildung Zeugniß abzulegen, die wir „trotz Alledem und Alledem“ während des letzten Vierteljahrhunderts gemacht haben sollen.

Das gute Recht dieser Reaction gegen die Befangenheit und Einseitigkeit des Conflicts-Zeitalters wird auch da anerkannt werden

müssen, wo man weiß, daß jede geistige Strömung der Gefahr ausgesetzt ist, durch das „Einanderüberbieten-Wollen" ihrer Theilnehmer steuerlos zu werden. Das gilt auf historischem Gebiete, wie auf anderem. Wie die Dinge wirklich gewesen sind, bez. wie sie von den Zeitgenossen haben angesehen werden müssen, erfährt die Welt in der Regel erst, wenn die für die Beurtheilungen der Freunde wie der Gegner maßgebend gewesenen Interessen ausgelebt sind. Und wer wollte behaupten, daß Das in unseren Tagen allseitigen Epigonenthums bereits eingetreten wäre?

Den Charakter erheblicher Bedingtheit durch Zeitstimmungen und zeitliche Horizontsgrenzen tragen die nachstehend veröffentlichten, vom Jahre 1863 datirenden Aufzeichnungen Theodor von Bernhardi's in mehr als einer Rücksicht. Zieht man in Betracht, daß der preußische Minister dieses Prüfungsjahres an den nationalen Bewegungen der 40er und 50er Jahre nicht nur keinen Antheil gehabt, sondern unter die Gegner derselben gezählt hatte, und daß die Umstände, welche die Ereignisse des polnisch-russischen Aufstandes, des Frankfurter Fürstentages und des Anfangs der schleswig-holstein'schen Verwickelung begleiteten, politischer Beurtheilung im höheren Wortsinne so ungünstig wie möglich waren, so wird es keiner Erklärung dafür bedürfen, daß der Verf. dieser Tagebücher nicht auf der Seite gestanden hat, die heute für die allein richtige gilt. Intimen Kennern jener Zeit wird im Gegentheil denkwürdig und bemerkenswerth erscheinen, daß in Mitten allgemeiner Verwirrung und Zerklüftung ein auf sich selbst und die eignen Augen angewiesener Privatmann ein so hohes Maß von Unbefangenheit und Sicherheit bewiesen hat, wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen. Nicht nur daß seine Gegnerschaft gegen den Staatsmann der feindlichen Partei Grenzen innehielt, welche sonst nirgend und am Wenigsten in den Kreisen der gemäßigten Liberalen respectirt wurden, — Bernhardi's Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Ereignisse von 1863 haben mit denjenigen des Durchschnitts-Liberalismus jener Zeit Nichts, nicht ein Mal die Namen gemein. Dem modischen Polenenthusiasmus stand der genaue Kenner östlicher Dinge ebenso abweisend gegenüber, wie der Gegnerschaft gegen die Militär-Reform, was er fürchtete und den gegebenen Umständen nach fürchten mußte, —

Compromittirung unserer auswärtigen Politik durch die sog. russische Convention und Störung des inneren Staatslebens durch die für den Verfassungskampf beliebte Methode — hatte wirkliche, nicht eingebildete Gefahren, vitale Interessen, nicht Phantome liberaler Hellseherei zum Gegenstande. Wenn die Unberechenbarkeit der Politik Napoleons III. auch bei ihm Ueberschätzungen der Thatkraft und Gemeingefährlichkeit des französischen Kaisers zeitigte, so ist daran zu erinnern, daß Bernhardi's Auffassung sich mit derjenigen deckte, welche bis zum Jahre 1866 die alleinherrschende war: und auch Das nur bis zu einem bestimmten Punkte. Die vielfach gehegte Besorgniß vor etwa dem westlichen Nachbarn gegebenen Blößen hat ihn z. B. keinen Augenblick in der Sicherheit beirrt, mit welcher er dem österreichischen Sommernachtstraum von 1863 jede wirkliche Bedeutung für die Zukunft der deutschen Staatsgeschicke absprach.

Endlich ist zu erwähnen, daß Bernhardi's Stellung zu der durch den Tod Frederiks VII. aufgeworfenen schleswig-holstein'schen Frage durch die dem Winter 1863/64 angehörenden Blätter seines Tagebuchs in eine Beleuchtung gerückt wird, die in jeder Rücksicht neu zu nennen ist. Der bekannte Umstand, daß Herzog Friedrichs VIII. Schreiben an Napoleon aus der Feder Bernhardi's herrührte und daß der Verfasser derselben eine Augustenburgische Mission nach London übernahm, ist bisher als Beleg dafür angesehen worden, daß auch dieser alle Zeit stramm preußisch gewesene Gegner kleinstaatlicher Utopien dem Zeitgeist von 1863 seinen Tribut gezollt und wenigstens zeitweise der mittelstaatlichen Bundestagspolitik Vorspanndienste geleistet habe. Bündiger als durch die letzten hundert Blätter des vorliegenden Bandes kann diese Aufstellung nicht widerlegt werden. Die Meinung, daß eine Losreißung der Elbherzogthümer anders als durch Anerkennung des Augustenburgischen Erbfolgerechts nicht in's Werk gerichtet werden könne und daß das Ministerium Bismarck derselben widerstrebe — diese Meinung hat Bernhardi mit der großen Zahl derer getheilt, welche die Ziele der Bismarck'schen Politik nach ihren Erscheinungsformen beurtheilten, — einer Zahl, in welche hervorragende Patrioten aller Gesellschaftsschichten eingeschlossen waren. Derselbe Mann aber, den der December 1863 zum ersten Male auf einen öffentlichen Schau-

platz und in eine Mission einführte, deren Außenseite verlockend erscheinen konnte — protestirte mit nie verläugneter Entschiedenheit gegen den Wahn, als könne das schleswig-holstein'sche Problem in unpreußischem, geschweige denn antipreußischem Sinne gelöst werden. Zur Theilnahme an dem Versuche Preußen zum Eintreten für die Herzogthümer zu nöthigen, ließ er sich bereit finden, darüber hinaus verweigerte er jede Mitwirkung. — Ueber die Bescheidenheit der ihm ertheilten Mission konnte Niemand kühler und souveräner urtheilen, als er selbst that. Die bloße Möglichkeit, sein Interesse von demjenigen des Vaterlandes zu trennen, war für diesen klaren und überlegenen Geist so vollständig ausgeschlossen, daß Abweichungen von der Bahn patriotischer Pflichterfüllung ihm so unverzeihlich dünkten, wie absichtlich begangene Rechenfehler!

Im eminenten Sinne des Wortes ist Theodor von Bernhardi sich des rechten politischen Weges auch da bewußt gewesen, wo er an einzelnen Meilenzeigern desselben vorübergehen zu können glaubte, um desto rascher an's Ziel zu gelangen.

Inhaltsverzeichniß.

Die Anfänge des Ministeriums Bismarck.

Die Lage in Berlin im Januar 1863.

Berlin, 2. Januar. Zu Paul Rennenkampff von der russischen Gesandtschaft. Er glaubt halb und halb an eine sofortige Auflösung des Abgeordneten-Hauses — (die Herren Diplomaten glauben ganz daran) — ich für das Erste noch gar nicht.

Graf F. Eulenburg hat nicht in das Ministerium eintreten wollen — der König hat ihm zuletzt seine Weigerung als Undankbarkeit vorgehalten, — darauf hat er denn gehorcht!

3. Januar. Abends bei Roon. — Max Duncker war besonders daran gelegen, daß ich sobald als möglich ein gründliches Gespräch mit ihm haben sollte. —

Ich versuche natürlich meine Pflicht zu thun, zu warnen, die Schwierigkeiten der Lage hervor zu heben, darauf aufmerksam zu machen, daß es für Bismarcks Pläne zu spät ist u. s. w.

Wir gehen dann davon aus, daß die Lage sehr unerfreulich ist; ich bemerke, daß Vieles leider versäumt und nicht wieder gut zu machen ist, daß Vieles, was uns vor zwei Jahren, ja vor einem Jahre noch über alle inneren Schwierigkeiten hinweggeholfen hätte, jetzt gar keinen Eindruck mehr machen und an der inneren Lage gar nichts mehr ändern würde.

Sehr bald aber lasse ich alle solche Versuche vollständig fallen, denn ich finde Roon — und natürlich das ganze Ministerium, dessen Exponent er gleichsam ist — so festgerannt in seinen eigenen Anschauungen, daß gegen diese Gesammtheit von Stimmungen und Vorstellungen anzukämpfen vollkommen unmöglich ist; es ist gar nicht dagegen aufzukommen! — Die Leute sind ganz abgeschlossen, vollkommen unzugänglich für Rath und Warnung — für jede andere Auffassung als die eigene.

Daß viel versäumt ist unter dem vorigen Ministerium, das giebt Roon natürlich sehr gern zu; und so namentlich vor zwei Jahren, als wir mit Oesterreich „engagirt" waren; damals habe die Abneigung der Königin gegen Oesterreich Alles hintertrieben. (Ich bemerke erst im Laufe der Erörterungen, daß er meint, es sei damals eine Aussöhnung mit Oesterreich im Werke gewesen, und von der Königin hintertrieben worden.) — Roon war damals zu einem Rath gezogen, dem nur vier Personen beiwohnten: der Fürst Hohenzollern, Roon, Auerswald und Schleinitz. — Die beiden Militärs, der Fürst und Roon, seien für die Sache und entschiedene Schritte gewesen, die beiden Civilisten aber hätten, unter dem Einfluß der Königin, Alles hintertrieben. Man habe an Oesterreich unmögliche Forderungen gestellt; man habe z. B. verlangt, wenn Oesterreich in Italien angegriffen werde und in Folge dessen seine verlorenen Provinzen wieder erobere, solle es dennoch keinen Anspruch darauf machen sie im Frieden zu behalten, sondern verpflichtet sein sie im Frieden dem Königreich Italien zurück zu geben —: welche Regierung lasse sich solche Bedingungen gefallen?

Seinen Diatriben über die Unvernunft der liberalen Partei im Parlament muß ich leider beistimmen.

Ich: Daß die Liberalen die zweijährige Dienstzeit verlangen, ist um so seltsamer, da nothwendiger Weise Geist und Wesen unserer Armee dadurch in einer Weise alterirt werden müssen, die gerade den Liberalen nicht erwünscht sein kann: denn die zweijährige Dienstzeit führt auf Stellvertretung und Berufssoldaten.

Roon: Das ist es eben! — und noch dazu wird dabei nichts erspart werden. Die zweijährige Dienstzeit wird sogar noch mehr kosten, als das bisherige Militär-Budget. Denn wenn ich die zweijährige Dienstzeit annehmen soll, dann muß wenigstens ein Drittheil der Armee (NB. er meint nach dem Friedensfuß) aus Berufssoldaten bestehen. Ich habe schon gesagt: gebt mir 50,000 Mann Berufssoldaten, Capitulanten, dann will ich die zweijährige Dienstzeit annehmen.

Wir ergehen uns demnach über die Unvernunft der liberalen

Partei; sie hatte es mit einem redlichen, gütigen, wohlwollenden König zu thun, der die Verfassung redlich halten wollte, von dem sie Alles erhalten konnte — und in der einzigen Angelegenheit, über die er keinen Spaß versteht, fährt sie ihm an den Wagen.

Ich werfe dann die Frage auf, wie denn nun das Ministerium dem Parlament zu begegnen gedenkt?

Roon sagt anfänglich: „Ja! davon habe er auch keinen Begriff!" — Dann aber kommt doch nach und nach zum Vorschein, wie die Herren sich die Sache denken: sie wollen Armee-Reorganisations-Gesetz und Budget vorlegen, sind aber natürlich gefaßt darauf, daß keines von beiden zu Stande kommt.

Dann — bleibt eben Alles beim Alten! Sie thun einfach, was sie wollen — und glauben, ohne gesetzliche Regelung der Armee-Verhältnisse und ohne Budget fortregieren zu können in infinitum! — Sie glauben sich dazu berechtigt — die Verfassung erkennt natürlich Roon an, — eine allgemeine Theorie aber, ein allgemeines constitutionelles Staatsrecht —: davon will er nichts wissen; was in Belgien z. B. in einem solchen Falle geschehen müßte und Rechtens wäre, geht uns hier in Preußen nichts an.

Er hält Das auch für möglich, denn noch ist die Macht der Armee nicht erschüttert in Preußen; noch stehen die Sachen so in Preußen, daß die Opposition gegen die Krone nichts vermag. Wenn die Leute sehen, daß es eben nicht anders wird, daß sie nichts ausrichten, daß sie durch ihre Opposition nicht der Krone schaden, sondern nur die Verfassung in Mißcredit bringen, und sich selbst, indem sie ihre Ohnmacht zur Schau tragen — dann werden sie sich am Ende fügen.

Ich kann es nicht unterlassen, hier einige Worte der Warnung einzuschalten, nämlich: Das kann allerdings wohl gehen, aber doch nur so lange, als Preußen in keinerlei Art von Schwierigkeiten verwickelt wird. Ich muß es wiederholen: vor zwei Jahren hätte eine Action nach Außen uns über alle Schwierigkeiten im Innern hinweggeholfen — jetzt ist Das keineswegs mehr zu hoffen; — hätte diese Action alsdann, vor zwei Jahren, eine ernste europäische Verwickelung herbeigeführt, so hätte augenblicklich aller Parteizwist im

Innern geschwiegen, und ganz Preußen wäre vereint gewesen gegen die Feinde: jetzt ist der herrschende Geist — leider! — nicht mehr derselbe; entsteht jetzt eine europäische Verwickelung, geht daraus eine schwierige Lage für Preußen hervor — so wird der Augenblick lediglich benutzt werden, um von der Krone alle gewünschten Concessionen zu erzwingen — und wie weit Das gehen kann, das ist ganz unberechenbar!

Roon: „Das glaube ich nicht!" — So ständen die Sachen noch nicht in Preußen; — im Fall einer Verwickelung nach Außen würde sich ohne Zweifel Alles zusammenschließen. — Fährt fort:

Die Verfassung wird die Regierung getreulich halten — gebrochen könnte sie nur von der Opposition werden. So wird man schon durchkommen. — Der jüngere Pitt hatte, als er sein Ministerium bildete, nicht zehn Stimmen im Hause der Gemeinen für sich — und nach einem Jahre war er der populärste Minister, den England je gehabt hat —: „Sie werden mir einwenden, daß uns der Pitt fehlt; das muß ich Ihnen freilich zugeben!"

Nebenher ergiebt sich, daß Roon gar nicht übel Lust hat, das Haus der Abgeordneten aufzulösen, natürlich nicht, weil er etwa erwartet, daß neue Wahlen ein gefügigeres Haus bringen könnten, sondern im Gegentheil in der Hoffnung, daß ein noch schlimmeres, ein revolutionäres aus ihnen hervorgehen könnte. Er möchte, wie er sagt, lieber Leute vor sich haben, die offene Revolution treiben, anstatt der versteckten, die das jetzige Haus macht.

Ich: Zu der offenen revolutionären Bewegung kommt es nicht; die Leute haben Etwas gelernt, und sind zu klug, um sich darauf einzulassen. — Es bleibt bei einem sehr zähen Widerstand. Das Beispiel von Hessen wird jetzt im ganzen Lande zur Nachahmung empfohlen; so wie in Hessen will man es machen.

Roon: Mit den hessischen sind unsere Zustände ja gar nicht zu vergleichen. Da fehlt uns vor allem der Kurfürst von Hessen; wie kann man unsern redlichen gütigen König mit dem vergleichen!

Ich: Gewiß, aber wie dem sei, das Beispiel von Hessen ist es, das überall gepredigt wird.

Roon glaubt doch, daß es zu revolutionären Bewegungen kommen

könnte. Die Führer Waldeck, Unruh, Kirchmann — seien bös gesinnt und ganz die Leute dazu.

Roon kommt dann auf die Möglichkeit eines Bruches mit Oesterreich zurück, und wie dann die Haltung des Landes sich gestalten würde.

Ich glaube nicht, daß es zu einem ernstlichen Bruch mit Oesterreich kommt! —

Roon: „Nun, das weiß ich denn doch nicht!" — Es ergiebt sich aus seinen Worten, daß das Ministerium in allem Ernst daran denkt, Händel anzufangen.

Ich mag meine Warnung nicht buchstäblich wiederholen und sage daher: Es gehört dann sehr wesentlich zur Sache, daß der Krieg glücklich geht. Denn bei einem Unfall im Felde — sobald die Sache schlecht geht, könnten sich die Schwierigkeiten im Innern sehr steigern und eine bedenkliche Wendung nehmen. — Nach einigen Zwischenreden sage ich noch einmal: „Es gehört sehr viel Glück dazu."

4. Januar. Zu Max Duncker, über mein gestriges Gespräch mit Roon referirt. — Er will vor allen Dingen wissen, ob keine Aussicht auf ein Entgegenkommen der Minister vorhanden ist, darauf, daß sie auf irgend ein Abkommen eingehen?

Ich: „Nicht die Spur! — Daran ist gar nicht zu denken!" — Erzähle, wie ich den Mann so unzugänglich gefunden, daß ich gleich alle Warnungen aufgeben und mich darauf beschränken mußte, mich belehren zu lassen, wie sich die Minister denken, daß es gehen soll.

Max Duncker: „Das ist die Theorie; das weiß ich!"

Ich berichte, was ich von Auflösungsgelüsten des Prinzen Karl und der Generalspartei wahrgenommen habe — und was dahinter steckt.

Max Duncker: Man verkennt von allen Seiten den eigentlichen Charakter der Situation; es ist nicht mehr ein Kämpfen um einzelne Artikel der Verfassung — es ist ein Kampf um Prinzipien — es ist ein Ständekampf daraus geworden — ein Kampf des Bürgerthums gegen das Junkerthum — wenn das so fort geht, wird die Verfassung sehr bald allen Werth verlieren —

denn was hat uns die Verfassung geleistet? — Sie hat zweimal die Kreuzzeitungs-Partei ans Ruder gebracht! — Das Dasein dieses Staats wird darüber in Frage gestellt.

Ich: Man geht auf Händel mit Oesterreich aus. —

Max Duncker meint, daß es dazu doch nicht kommen wird, die Würzburger und Oesterreich geben nach in der Delegirten-Angelegenheit, an deren Zustandekommen ihnen selber nicht gelegen ist. Sie wollen nur sagen können, daß sie eine Reform der deutschen Zustände gewollt, und daß Preußen sie hintertrieben hat.

Ich erzähle, was mir Roon erzählt hat von dem Rath, dem nur vier Personen beigewohnt; von den (ganz unzulässigen) Forderungen, die damals an Oesterreich gestellt worden seien.

Max Duncker: Ein solcher Rath von vier Personen hat damals allerdings stattgefunden — aber solche Forderungen sind nicht gestellt worden. — Es war im Jahre 1860 im Anschluß an die Teplitzer Zusammenkunft. Oesterreich fühlte sich damals schwach nach dem Frieden von Villafranca, es wollte zu einem klaren Verhältniß mit Preußen kommen; Das war ausgesprochen. — Von unserer Seite wurden allerdings für die verlangte Annäherung und Unterstützung Oesterreichs in seiner europäischen Stellung mancherlei Gegenleistungen verlangt, aber lediglich solche, die sich auf deutsche und preußische Interessen bezogen: Theilung der Bundes-Armee in zwei Theile unter österreichischem und preußischem Oberbefehl nach der Mainlinie — Parität am Bundestage und dann besonders Mainz für Preußen allein. — Daran, daß Oesterreich keinen Anspruch darauf machen sollte seine italienischen Provinzen zu behalten, selbst wenn es sie wiedereroberte, hat kein Mensch gedacht. — Schleinitz aber sagte freilich damals, man habe Forderungen gestellt, auf die Oesterreich gar nicht eingehen könne; — so wie diese Forderungen waren, gingen sie nach seiner Meinung viel zu weit.

(NB. Man arbeitet wie es scheint nicht daran Max Duncker aus seiner Stellung beim Kronprinzen zu verdrängen. Das möchte wohl dadurch zu erklären sein, daß die Junker-Partei daran arbeitet, den Kronprinzen selbst zu verdrängen. — Will sie ihn nicht mehr gewinnen sondern verdrängen, so muß es ihr ganz recht sein oder

vollkommen gleichgültig, wenn er eine ihrer Ansicht nach demokratische Umgebung hat.)

Zu Frau v. Knesebeck, die allein hier ist — der Mann auf dem Lande. Die Lage besprochen, in sehr trüber Stimmung; — über die Wühlereien in der Armee klagt auch Seydlitz, der das Regiment in Ruppin kommandirt.

Frau v. Knesebeck sagt sodann das Folgende: Es ist recht schön und vernünftig, daß der Kronprinz sich ganz von allem öffentlichen Treiben zurückhält, und sich effacirt — aber im gesellschaftlichen Leben sollte er etwas mehr hervortreten — er sollte Leute bei sich sehen — sich einen Kreis zu bilden suchen und dafür sorgen, daß man ihn mehr kennen lerne. — Es sei um so nöthiger, dafür von unserer Seite zu sorgen, da Graf Redern (der Gesandte in Petersburg) auf der Durchreise die Gräfin Pourtalès sehr dringend aufgefordert hat, eine größere Geselligkeit im Kreise des Kronprinzen zu veranlassen — Redern, natürlich in der Absicht, den Kronprinzen mit Junkern zu umgeben, in die Junker-Kreise und -Interessen hinein zu spinnen. Das darf natürlich nicht sein — man muß dem zuvorkommen und einen anderen Kreis um den Kronprinzen her bilden.

Die Gräfin A. Pourtalès selbst wäre „ein sehr gutes Element“ in diesem Kreise. Das Verlangen, selber dazu zu gehören, drückt sich darin aus, daß Frau von Knesebeck ihren Mann ebenfalls als ein sehr passendes Individuum für diesen Kreis bezeichnet.

5. Januar. Besuch bei Geffcken. Dieser berichtet über eine Denkschrift Usedoms, in welcher derselbe ausführt, daß, nachdem Dänemark die Verträge von 1851/52 nicht erfüllt, wir uns als nicht mehr durch dieselben gebunden erklären und die Streitfrage als auf ihre früheren Grundlagen zurückversetzt behandeln sollten. Bismarck lehnte diese Vorschläge etwas leichthin ab: sie gingen nicht weit genug und dann andererseits führten sie unmittelbar zum Kriege, den aber könne man jetzt nicht beginnen.

Geffcken drang in Usedom: da seine Vorschläge nicht angenommen worden seien, müsse er sich ganz aus dem öffentlichen Dienst zurückziehen; damit stelle er sich als ein politischer Charakter hin und es eröffne sich ihm eine bedeutende politische Zukunft. — Usedom

schien das einzusehen, es fehlte ihm aber der Entschluß — und er sagte zuletzt nur: in Frankfurt könne er freilich nicht bleiben, dagegen „beyond the mountains" — Das sei etwas Anderes, er werde die Stelle in Turin verlangen. Das that er auch und die Stelle wurde ihm von Bismarck versprochen. — Als er aber wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war, wurde er anstatt dessen nach Rom ernannt.

Da wurde ihm nun wieder von politischen Freunden (etwa Jasmund?) dringend gerathen, nach einer solchen Beleidigung, und da man ihm nicht Wort gehalten, seine persönliche Würde zu wahren und seinen Abschied zu nehmen. Usedom konnte sich aber auch jetzt nicht dazu entschließen. Seine Frau Olympia kam her nach Berlin, um hier für ihren Mann zu verhandeln, sie verlangte und erhielt, daß er das Gehalt, das er in Frankfurt hatte, auch in Rom behält, wo die Gesandtschaft bisher nur mit der Hälfte ausgestattet war. — Und dann wirkte sie den Grafentitel für ihn aus.

Ich frage, wem denn die derbe burschikose Warnung galt, die Bismarck in den Zeitungen gegen Diplomaten richtete, die Journal-Artikel schrieben? — Dem italienischen Gesandten de Launay. — Der preußische Gesandte in Rom, der seither verrückt geworden ist, Baron Canitz, sehr legitimistisch und conservativ gesinnt, richtete einen Immediat-Bericht — die leider noch immer nicht abgeschafft sind — unmittelbar an den König und meldete darin von einer Unterredung, die er mit dem Papst gehabt.

Der Papst hatte geäußert, durch die Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten Preußens sei die Lage sehr verschlimmert. Die Umtriebe, um in den Besitz von Rom zu kommen, seien seitdem sehr viel verwegener geworden. — Der König war sehr betroffen und Bismarck erließ eine fulminante Note nach Turin, die mit Nachdruck daran erinnerte, daß man das Königreich Italien nur „sous toute réserve" anerkannt habe, und von allem weiteren Verlangen abmahnte.

De Launay stellte Bismarck darüber zur Rede, daß dies gleichsam hinter seinem Rücken geschehen sei, ohne daß er etwas von dieser Note gewußt habe. Bismarck behauptete, er sei in seinem Recht, er sei nicht verpflichtet gewesen ihn davon in Kenntniß zu setzen, er

könne seine Mittheilungen an den Turiner Hof ebenso gut durch den preußischen Gesandten dort als durch den italienischen hier machen.

Zum Beweis gleichsam, daß er es mit dem französischen Hof ebenso mache und auch wohl, daß es Ernst sei mit den Vermahnungen in Turin, zeigte er ihm eine Depesche, die er eben an den Fürsten Reuß in Paris abfertigte, und in der er die vollkommene Zustimmung Preußens zu der Politik Drouyn de l'Huys in Beziehung auf Rom aussprach.

Bald darauf erschien in der Kölner Zeitung ein Artikel, der dieser Depeschen und Transactionen gedachte — Bismarck glaubte, daß er von de Launay herrühre, und ließ nun seinerseits jenen fulminanten Artikel erscheinen, den das diplomatische Corps sehr übel nahm, und der andeutete, daß man indiscrete Diplomaten, die in den Zeitungen schrieben, auch wohl entfernen könne, indem man ihre Entfernung von ihrem Hofe verlange. — Später fand sich, daß jene Notiz in der Kölner Zeitung von einem gewissen Hacke herrührte, der Correspondenz-Nachrichten in den Zeitungen für das Ministerium zu besorgen hat und die Notizen, die ihm bekannt werden, auch anderweitig zu verwerthen pflegt.

(NB. Wie kann man sich nur mit Oesterreich und Italien zugleich verfeinden!)

6. Januar. Zu General Moltke, langes Gespräch mit ihm, natürlich über die gegenwärtige Lage, die er sehr unglücklich findet, aber wie das seine Stellung mit sich bringt, im Sinne der Regierung bespricht. Er tadelt die Unvernunft der Abgeordneten, die Preußen wehrlos lassen wollen, um die Rechte der Landesvertretung zu wahren, — wen strafen sie dadurch? Auf wen fällt denn der Schaden zurück, wenn die Armee-Organisation etwa nicht zu Stande kommt? — Die zweijährige Dienstzeit mache Capitulanten, Berufssoldaten nothwendig — auf diese unabweisbaren Bedingungen würden die Abgeordneten aber nicht eingehen — es sei unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen.

Ich: „Ganz so schlimm steht es doch vielleicht in dieser Beziehung nicht. Sie wissen ja so gut wie ich, daß man im September auf dem Punkte stand sich zu verständigen, — daß Roon die Sache

in der Hand hatte —: aber da traten Einflüsse dazwischen, die wir ja Alle kennen." — Moltke schweigt!!! — Dagegen ist eben nichts zu sagen.

Was die jetzige Stellung des Ministeriums der Kammer gegenüber betrifft, so habe sie, meint er, das Gute, daß man sich den Abgeordneten gegenüber ganz passiv verhalten, und ihnen die Action überlassen kann. (NB. Der Plan der Minister unthätig gleichsam auf der Lauer zu liegen, die Initiative dem Hause zu überlassen, — in der Hoffnung, die Fortschrittspartei werde sich in Fehler verwickeln, und in das Maßlose gehen, tritt immer deutlicher hervor.)

Da ich sage, daß ein Krieg mit Dänemark, der früher genügt hätte alle Schwierigkeiten im Innern zu beseitigen, jetzt in dieser Beziehung gar nichts mehr helfen werde, — erwiderte er: ein Krieg mit Dänemark habe auch an sich große Schwierigkeiten; wenn man auch die Dänen aus den Herzogthümern und aus Jütland vertreibe, damit sei nichts entschieden. Solange man nicht nach Seeland hinüber kann, sei keine Entscheidung herbeizuführen; da unsere Flotte noch nicht hinreichend verstärkt ist — da für Küstenbefestigung noch nicht gesorgt ist, würden die Dänen inzwischen unsern Handel in der Ostsee zu Grunde richten — der Krieg würde in einen schleppenden Gang gerathen, und wenn er ein Jahr dauert, dann haben wir die Einmischung der Großmächte.

Ich erwidere, daß ich in der gegenwärtigen Weltlage an die Einmischung der Großmächte nicht glaube. — Es ist mir aber nun vollkommen klar, daß man gegen Dänemark Nichts thun will und wird. —

Wir sprechen auch von dem nothwendigen Umbau der Festungen. Moltke will nicht eingestehen, daß Köln eine durchaus verfehlte Anlage ist, obgleich er zugeben muß, daß da gar kein Raum ist, wo eine Armee sich unter dem Schutz dieser Festung aufstellen könnte. — Meine Idee, zur Vervollständigung einen doppelten Brückenkopf bei Mülheim, und ein paar vorgeschobene Forts zwischen Mülheim und Köln zu bauen, um einen gesicherten Raum zur Aufstellung der Armee zu schaffen, findet er übrigens zweckmäßig.

Zu General Peucker, den ich sehr unglücklich finde über die gegenwärtige Lage und Wendung der Dinge — und der die Regierung um so mehr tadelt, da er die zweijährige Dienstzeit einfach und ohne weitere Maßregeln für durchführbar hält. — Er spricht davon, daß der König recht gut wissen soll, welche Pläne der Prinz Karl im Jahre 1848 verfolgte, und welche Gesinnung die Königin-Wittwe gegen die regierende Königin im Busen trägt, und wundert sich, daß er — wie es heißt — sich dennoch bisweilen mit dem Prinzen Karl und der Königin-Wittwe in Berathungen einläßt.

7. Januar. Abend bei Geffcken, mit ihm und seiner Frau allein; er liest mir einen Brief vor von einem Legitimisten, der in dem Unmuth seines Herzens schreibt und meldet, daß Victor Emanuels Neujahrs-Rede in Wahrheit viel kriegerischer war als die Zeitungen berichten.

Victor Emanuel hat den Abgeordneten seines Reichs im Wesentlichen gesagt: das verflossene Jahr 1862 habe für Italien große déceptions gebracht; Dies werde 1863 nicht der Fall sein, denn Italien wisse nun, daß es lediglich auf sich selbst zu rechnen habe; — die große Angelegenheit des Landes sei zunächst, die Organisation der Armee zu vollenden — auf dieses Ziel hin müßten zunächst alle Kräfte vereinigt werden, „dann werden wir im kommenden Frühjahr — im Frühjahr 1864 — in der Lage sein, de compléter notre indépendance nationale“.

Das heißt sehr deutlich den Krieg für 1864 ankündigen! — Oesterreich aber fieht sich so schwach, daß es die Rede ignorirt und gar keine Erklärung verlangt hat! — Der russische Gesandte dagegen hat bei den Ministern angefragt, ob der König wirklich diese Worte gesprochen habe. —

Willisens Sendung nach Turin scheint wieder zweifelhaft geworden. Sie war in der That eine große Taktlosigkeit. Willisen war nämlich 1849 nach Turin gesendet worden, um die Wiederaufnahme des Krieges gegen Oesterreich zu widerrathen, und wohnte dort an der Seite des Königs einigen Truppen-Musterungen bei. Dann aber beging er die große Ungeschicklichkeit sich von dort nach Mailand, in das österreichische Hauptquartier zu begeben. Er hat

wohl nicht Viel gesehen in Turin, und das Wenige wird er wohl auch den Oesterreichern nicht mitgetheilt haben: doch ist der Schein gegen ihn — und zum Schluß vollends das Ganze zu krönen, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen den Feldzug mitzumachen. Er war in der Schlacht bei Novara auf Seiten Oesterreichs. — Nun hat man ihn zum Gesandten in Turin ernannt ohne vorher anzufragen, und es scheint nun, daß man ihn am italienischen Hofe nicht haben will.

In dem Zwist mit Oesterreich, betreffend die Delegirten-Versammlung am Bundestage, wird Bismarck eine Art von Schein-Triumph feiern; Oesterreich wird nachgeben. Beust bemüht sich es dahin zu bringen, macht bei dem Grafen Rechberg besonders geltend: man dürfe die Sache nicht auf die Spitze, Preußen nicht auf das Aeußerste treiben — denn bringe man es zu einem Bruch, dann stürze man zugleich das Ministerium Bismarck — das man im Gegentheil um jeden Preis erhalten müsse — denn dann komme ein entschieden liberales Ministerium — „und dann sind wir — die Kleinstaaten — alle verloren!" —

9. Januar. General Brandt gesehen. Der ist in einer etwas desperaten Stimmung, spricht von Jacobinern und findet, daß die Sache bei uns jetzt ganz auf demselben Punkt stehe, wie in Frankreich im Jahre 1789 — ja im Jahre 1792. — Ich widerspreche natürlich nicht, es ist mir interessant, das Alles zu hören — denn Das ist der Geist, der in dem conservativ-constitutionellen Verein herrscht, an dessen Spitze sich Olfers gestellt hat.

Olfers, der Museen-Intendant, ist eifriger Katholik, und es ist der Mühe werth zu sehen, was für Zeug von Ansichten er in seinem Kreise in Umlauf setzt.

Die Königin, erzählt Brandt, ist bei ihrem Besuch in der Rheinprovinz diesen Sommer nicht so herzlich empfangen worden wie früher, bemerkte Das und äußerte sich darüber gegen einen Dom-Capitular zu Trier, Namens Holzer. Dieser, ein sehr gescheidter kleiner Mann, wußte die Erscheinung zu erklären. Das sei die Folge der Anerkennung des Königreichs Italien durch Preußen; seitdem dieser un-

heilvolle Schritt geschehen, sei in der Rheinprovinz alle Sympathie für Preußen verschwunden — Alles wende sich Oesterreich zu.

Ich: Bester General, daß ein Dom-Canonicus zu Trier dergleichen sagt, Das ist ganz in der Ordnung; c'est son métier. Glücklicher Weise sind wir aber nicht verpflichtet Alles zu glauben, was ein Dom-Canonicus sagt. Wie sich die Sache wirklich verhält ist sehr leicht zu ermitteln. Die letzten Wahlen haben nach der Anerkennung des Königreichs Italien stattgefunden, und gerade in diesen letzten Wahlen hat die klerikale Partei ganz gewaltig an Boden verloren.

Das war so schlagend, daß Brandt nicht ein Wort darauf zu erwidern hatte. Das ist auch ein altes, stets wiederholtes Kunststück der Reaction, daß mit dem Abfall der Rheinprovinz gedroht wird, sowie die Politik Preußens nicht eine reactionäre ist.

10. Januar. Zeitungen. Die Kreuzzeitung hat ganz und gar keine Lust Bismarck in seinen Genialitäten zu unterstützen; sie predigt Einheit mit Oesterreich, während sie recht gut wissen könnte, daß Oesterreich nur von einer Unterwerfung Preußens hören will — sie fordert bereits ziemlich unverhohlen zu einer neuen Reise nach Olmütz auf.

Präsident Lette möchte in der Armee auf einjährige Dienstzeit kommen — und ist zu jeder Thorheit bereit. Doch ist ihm Waldecks Treiben unheimlich; wenn man dem doch nachweisen könnte, daß er auf Verrath sinnt! — Daß er mit Absicht auf Preußens Ruin hinarbeitet, glaubt Lette; auch dem bei Weitem größten Theil der Fortschritts-Partei sei der Mann durchaus nicht genehm, sie möchten ihn gerne los sein, wenn sie es nur anzufangen wüßten — (NB. er ist für den Augenblick der Mann des Volks, und sie beugen sich in der Feigheit ihrer Seele vor seiner Popularität, und fürchten ihn) — sie möchten gern, daß er selber austrete. Auch hört Lette, Waldeck werde mit etwa 30 Anhängern eine besondere Fraktion der äußersten Linken bilden. (NB. Er wird kein Narr sein! So lange er die ganze Fortschritts-Partei beherrscht — und sie ihn nicht ausschließt — wird er gewiß nicht austreten! Das hieße ja der Herrschaft entsagen!) — Daß Waldeck der Mann

des Tages sei, Das sei sehr natürlich, denn in Zeiten eines solchen Kampfes wie der gegenwärtige gewinne natürlich derjenige, der das Prinzip mit der größten Schärfe zur Geltung bringe. Er fährt fort: Das liberale Ministerium habe die liberale Partei zwar ruinirt; die Minister hätten sich ihre Gesetz-Entwürfe in einer wahrhaft schimpflichen Weise verkrüppeln und verderben lassen; ihre Schwäche sei nicht zu entschuldigen — aber man habe sie doch zu hart beurtheilt; man sehe jetzt, was man zur Zeit nicht gewußt habe: „die Leute trafen in der Umgebung des Königs auf einen Wald von Junkern" — durch den sie nicht zu bringen vermochten. — Jetzt könne Nichts retten als die entschiedenste nachhaltigste Opposition. Das werde er freilich einem Fortschritts-Mann nicht sagen — er habe sich überhaupt noch gegen Niemand so ausgesprochen wie gegen mich.

Zu Rudolf Auerswald. Er spricht zu seiner Rechtfertigung von der Schwierigkeit seiner Stellung als Minister.

Ich: Unser allgemeiner Fehler, der Alles verdorben hat, ist die allgemeine Planlosigkeit; Niemand hat einen bestimmten Plan, der consequent verfolgt wird, die liberale Partei so wenig wie die Fortschritts-Partei. Ich nehme Ihr Ministerium nicht aus von diesem Vorwurf.

R. Auerswald giebt zu, daß er nicht unbegründet sei. Aber einen Plan festzustellen und durchzuführen sei bei uns in Folge des gänzlichen Mangels an parlamentarischen Gewohnheiten sehr schwierig, ganz unmöglich; man bringe nicht drei Menschen zusammen, die sich über einen festen Plan einigten; er deutet an, daß selbst im Innern des Ministeriums keine solche Transaction zu Stande zu bringen gewesen sei, daß da Schwerin den größten Schaden gethan habe, — und außer dem Ministerium, im Hause, sei eine eigentliche ministerielle Partei, eine Partei, die ein gegebenes Ministerium unbedingt durch dick und dünn unterstützt, gar nicht zusammen zu bringen. „Sie bringen nicht drei Leute zusammen, die Einen durch dick und dünn unterstützen; jeder reitet sein eigenes Pferd."

(NB. Er hat Recht; die Leute sind beherrscht von der Idee, die Bestimmung der Abgeordneten sei, unter allen Bedingungen voll-

kommen selbständig zu bleiben und die Regierung zu kontroliren. Sie wollen jede einzelne Frage in durchaus unabhängiger Weise prüfen und keinerlei Verpflichtungen gegen irgend ein Ministerium übernehmen.)

Der König, den R. Auerswald natürlich oft sieht, spricht ihm nie von Politik oder von Geschäften. — R. Auerswald äußert sich über v. d. Heydt mit wenig Hochachtung und antwortet auf die Bemerkung hin, daß dieser seine politische Rolle keineswegs für ausgespielt hält, sie sei dennoch zu Ende, es werde ihn Niemand in ein Ministerium aufnehmen.

Ich: Wer weiß! — Warum sollte Manteuffel ihn nicht nehmen! — Ein tüchtiger Fachmann ist er.

R. Auerswald: Ein tüchtiger Fachmann ist er, aber die sind auch sonst zu haben — er ist nicht die Spur von einem Staatsmann.

R. Auerswald geht zur Königin.

Ich fragte R. Auerswald auch, wie die persönliche Umgebung des Königs gestimmt ist — ob man da nicht großartige zuversichtliche Worte und Reden hört? — Nein! die Herren Flügel-Adjutanten schauen vielmehr sehr zweifelnd drein und scheinen sehr lau gestimmt.

Ich: Nun ja, von Loë und Strubberg, die eigentlich Liberale sind, erwartete ich das ungefähr — und auch Canitz, obgleich Aristokrat allen seinen Sympathieen nach, hat zu viel Verstand um nicht der Sache mit Mißtrauen zuzusehen — aber der kleine Steinäcker, spricht der nicht etwa von Niederschießen und dergleichen?

Nein! der ist eben so kleinlaut als die Uebrigen.

13. Januar. Den Abend kommt der Flügeladjutant Loë zu mir. Er ist mit dem jungen Prinzen Albrecht im Kaukasus gewesen, er hat dort eine Expedition mitgemacht. — Er hatte nämlich vom König die Erlaubniß erbeten und erhalten, den Feldzug in Mexico mitzumachen — Napoleon III. aber hat die Erlaubniß verweigert — (ein Beweis, daß es da nicht zum Besten steht). — Als Ersatz hat dann unser König den Loë nach dem Kaukasus mitgehen lassen.

Die hiesige Lage beurtheilt er so wie ich. Er meint, Bismarck

habe den nämlichen Fehler begangen wie Auerswald, den nämlich, das Regiment ohne Programm anzutreten, — und zwar ohne ein Programm, das der König gutgeheißen hätte. Ein solches aber wäre nöthig. Was der König einmal in dieser Weise versprochen und gutgeheißen hätte, das würde er unverbrüchlich halten. — Die Herren haben sich leichtsinnig ohne ein solches Programm auf die Sache eingelassen; sie haben gedacht, das wird schon gehen! — man werde den König schon leiten können! — Dann findet sich nachher, daß das nicht so geht. Man kann mit dem König wohl jede Frage diskutiren — aber doch nur bis auf einen gewissen Grad — und was er dann zuletzt sagt, dabei soll es sein Bewenden haben.

Loë behauptet, daß eigentlich Niemand auf den König Einfluß übe; die Königin nicht, aber auch Manteuffel und Alvensleben nicht. Der König sei darin sogar sehr gewissenhaft, daß er mit Niemand als mit den betreffenden Leuten von Geschäften spreche.

14. Januar. Abend-Zeitung. Eröffnung des Land-Tages — Thronrede; — sie macht einen traurigen Eindruck, denn sie besagt eigentlich Nichts, als daß die Kreis- und Gemeinde-Ordnung, das Land-Polizei-Gesetz — die nothwendigsten Dinge auf unbestimmte Zeit vertagt worden sind, d. h., daß man sie der Junker-Partei zu Gefallen fallen läßt.

15. Januar. Der General Webern bei mir; er erzählt mir unter Anderem, wie sich die Königin, nachdem Bockum-Dolffs nach Gumbinnen versetzt worden war, bemüht hat, dem Manne Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er erzählt das in einer der Königin nicht gerade günstigen Weise — billigt aber darum doch keineswegs die Kritik, die sich Offiziere des 4. Garde-Regiments erlaubt haben sollen, als sie in Coblenz erfuhren, daß die Königin Bockum-Dolffs zu sich eingeladen habe.

Ich: Wenn das wahr wäre, hätte man die Leute auf die Festung schicken sollen.

Webern: O! da könnte ich Ihnen noch ganz andere Dinge erzählen. —

Um 1 Uhr Besuch bei v. d. Heydt, der mich sehr liebenswürdig

empfängt, aber doch an sich hält; — es fehlt ihm der Maßstab dafür, wie weit er mir gegenüber mit Sicherheit gehen kann.

Um ihm Vertrauen einzuflößen, spreche ich so unbefangen und offen als möglich — ich plaudere — und richte nicht eine einzige Frage an ihn.

Er sagt mir denn doch ausdrücklich, daß er mit Roon bereits einig war über eine Modifikation der Militär-Vorlagen — mit zweijähriger Dienstzeit —, daß dann aber der König nicht zugestimmt habe — und anderweitige Einflüsse — u. s. w.

Ich ergehe mich über die Unvernunft der liberalen Partei; er äußert, daß es für den König immer schwerer werde, dieser bös gestimmten Kammer gegenüber Concessionen zu machen. Ich meine Concessionen müsse eine Regierung überhaupt nie machen, denn regieren heißt eben leiten, führen; sie müßte eben stets die Situation beherrschend an der Spitze der Bewegung stehen, sich die Initiative nicht aus der Hand nehmen lassen.

Der Bestand des gegenwärtigen Ministeriums scheint zweifelhaft. — Ich: Was ich kommen sehe ist eine Rückkehr des Herrn von Manteuffel an die Spitze der Geschäfte.

v. d. Heydt: „Das ist nicht unmöglich!" — und darauf folgt eine bedingte Lobrede auf Manteuffel, seine Geschäftskenntniß, Gewandtheit u. s. w. (NB. von der Heydt wäre gleich wieder bereit mit ihm zu gehen!)

Wie ich mich zum Abschied erhebe, sage ich noch: „Ich war überzeugt, daß man an Ihrer Entfernung arbeiten würde, sowie die anderen Mitglieder des früheren Ministeriums beseitigt waren!"

v. d. Heydt: „Ja das habe ich auch sehr bald gemerkt!" (NB. vorhergesehen aber hat er es nicht.)

Nach Tisch zu meinem alten Freunde Vincke-Olbendorf, der sieht sehr wohl aus. Lebhaftes Gespräch über innere Politik. Sein Brief an seine Wähler hat dem König ungemein gefallen, doch will der König von der zweijährigen Dienstzeit nichts wissen. Vincke aber meint, die zweijährige Dienstzeit mit allen Compensationen, die man erhalten könnte — stehenden Lagern, Capitulanten — 15 per Compagnie, mehr will er nicht für nöthig halten u. s. w. — sei besser

als die einfache $2^1/_2$jährige Dienstzeit, wie sie jetzt aus Ersparungsgründen thatsächlich eingeführt ist. Um die Militärlast zu erleichtern, sollen dann auch noch, nach seiner Meinung, die Militärpflichtigen, die nicht wirklich zum Dienst einberufen werden, eine Entschädigung in Geld in die Kasse der Armee zahlen — ein Simplum ihrer Einkommen- oder Klassensteuer. — Vincke will nicht zugeben, daß durch alle diese Veranstaltungen das Wesen unserer Armee wesentlich verändert werden könnte.

21. Januar. Die Fortschrittspartei will eine Adresse an die Krone richten; eine möglichst unsinnige! Ihr Grund ist: Deutschland erwartet eine That von uns! und eine That des Abgeordnetenhauses kann, scheint es, nichts Anderes sein, als eine Dummheit!

22. Januar. Abend bei Leopold Ranke, der mich eingeladen hatte. Ich finde da eine wunderliche, nicht sehr zahlreiche Gesellschaft — Damen, die überaus schlechte Musik machen, und von denen ich keine einzige kenne, den Professor Thiersch — Irvingianer — aus Marburg — und einige Herren, von denen die meisten amerikanische Angel-Sachsen sind — der Eine, wenn ich nicht irre, Lomes geheißen, hat sich als ganz entschiedener Republikaner en redingote eingestellt. — L. Ranke bezeichnete ihn mir aber als einen Mann, der wohl einsehe, daß das amerikanische Staatswesen aus dem gegenwärtigen Kampfe nicht unverändert hervorgehen könne.

Da ich die Bemerkung mache, daß dort der Sturz der Republik nur zu dem Imperialismus führen könne, da in Nordamerika alle Elemente zu einer wirklichen Monarchie fehlten, setzt L. Ranke mir auseinander, wie zu dem wirklichen Königthum durchaus die Legitimität gehört — wie aber der Begriff des wirklichen Königthums und das Verständniß für dasselbe unserer Zeit schon so gut wie ganz verloren gegangen sei; es werde am Ende nichts übrig bleiben, als der Radicalismus und der Imperialismus einander gegenüber.

23. Januar. Besuch bei Richthofen-Barzdorf, der gestern bei mir war und mich verfehlte. Sehe ihn und seine Frau. Sehr vernünftig in seinen Ansichten; meint, es schade nicht, wenn die Fortschrittspartei so dumm sei zu thun, was das Ministerium haben will, die Initiative zu ergreifen und Ueberschwänglichkeiten und Thor-

heiten zu begehen, denn je schneller sich „diese Gesellschaft“ zu Grunde richtet, desto besser.

Stavenhagen behauptet noch immer, wir hätten zu viel Offiziere und will daran sparen; er will noch einen Offizier weniger per Compagnie haben. Richthofen hat seine Zweifel ob das wohl ausführbar sei, ich erkläre mich auf das Entschiedenste dagegen; unser Etat ist im Jahre 1808 angeordnet, zu einer Zeit, wo die alleräußerste Sparsamkeit geboten war, er ist auch demgemäß auf das Allerknappeste zugeschnitten — davon ist Nichts mehr zu entbehren.

Richthofen läßt sich von mir angeben, wie es mit dem Offizier-Corps eines preußischen und mit dem eines französischen Infanterie-Regiments bestellt ist.

Gespräch über alte germanische Verfassung und Sitte. Georg Vincke-Hagen erzählt, der letzte Freischöffe des Dortmunder Vehmgerichts sei gestorben, ohne zu verrathen, welche Bedeutung die Losung des Vehmgerichts: „Stock, Stein, Gras, Grein“ eigentlich hatte.

Abends Ball beim Kronprinzen.

Souper in dem Wohnzimmer des Prinzen — der Ball aber endigt genau um 12 Uhr nach englischer Sitte, weil morgen Sonntag ist.

Bei dem Gespräch, das ich im Frühjahr mit der Kronprinzessin hatte, glaubte ich zu bemerken, daß dieselbe durch Mancherlei den Anschein erweckt, als ob sie sich immer noch mehr als Engländerin und weniger als Deutsche fühlt. Alle ihre eigentlichen Interessen drehen sich um England; sie ist Princess Royal of England; ihre hiesigen Verhältnisse aber behandelt sie oft scheinbar nebensächlich. Das ganze diplomatische Corps war am Mittwoch eingeladen — die Engländer natürlich auch — und diese Letzteren sind allein unter allen Diplomaten heute wieder da.

Die hiesige Welt sieht die Prinzessin nur bei großen Gelegenheiten — einen intimen Kreis von Deutschen, von Preußen, hat sie nicht.

Und was die Sache schlimmer macht: das Alles wird bemerkt, man macht Glossen darüber.

Der Ausbruch des polnischen Aufstandes.

24. Januar. Rheinbaben besucht. Der spricht sehr verständig über die politische Lage. — Er hat die Anwerbungen für den conservativen National-Verein in seinem sehr aristokratischen Regiment nicht geduldet.

Abend in der militärischen Gesellschaft zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen. Vortrag von Olleck — vor dem Anfang und am Schluß spreche ich mit einer Menge Menschen. Während ich mich mit Radziwill unterhalte, kommt der Flügel-Adjutant Fürst Hohenlohe an ihn heran und bringt eine telegraphische Meldung, daß bei Plock im Königreich Polen bedeutende Unruhen ausgebrochen seien.

25. Januar. Abend bei Julius Krusenstern. Da tritt ganz unerwartet Baron Nikolas Fuhrmann (Julius' Schwager) in's Zimmer; er kommt als Flüchtling von seinen Gütern in der Nähe von Plock. — Erzählt Wunderdinge von der Rathlosigkeit und Schwäche der dortigen Regierung und dem Umfang, den der Aufstand genommen. Von Warschau weiß er Nichts. Allgemeiner Zustand: der reiche Adel hat die nationale Bewegung angefangen, wollte aber nicht zum offenen Aufstand treiben, sondern, wie das früher immer seine Absicht, den Zustand Polens zu einer europäischen Angelegenheit, und zum Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen machen, um auf diesem Wege Vielerlei zu erreichen.

Die demokratische Partei, der Ruchlo, — der besitzlose Adel und der Stadtpöbel — ist den Leuten über den Kopf gewachsen, hat sich der Bewegung bemächtigt und leitet sie auf Gewaltsamkeiten. Die Regierung ist durch ihre eigene Schwäche in vollkommene Mißachtung gefallen, ihre Befehle werden in den Provinzen verspottet, Niemand achtet weiter darauf, sie bleiben unausgeführt. Das revolutionäre Central-Comité ist bereits die eigentliche Regierung des Landes geworden, seine Befehle werden im ganzen Lande auf das Pünktlichste befolgt, weil Jedermann weiß, daß er ermordet wird, wenn er nicht gehorcht, und daß die Regierung vor dem Mordstahl nicht schützt.

Dem reichen Adel ist dabei sehr unheimlich zu Muth, er möchte sich jetzt gern der Regierung in die Arme werfen, aber er wagt es nicht, weil er sehr wohl weiß, daß der revolutionäre Mordstahl sehr schnell eingreifen würde, wenn er sich etwa nicht durchaus „patriotisch" zeigen sollte.

Am Entschiedensten widerstreben die Bauern den Geboten des revolutionären Comité's; sie sind zufrieden mit der russischen Regierung und sehen in dem Adel ihren schlimmsten Feind; sie wollen durchaus nicht gemeinschaftliche Sache mit den Patrioten machen. Denunciren ihre Herren und bitten um Schutz, aber vergebens; man beachtet ihre Denunciationen nicht und giebt sie ohne Schutz den Maßregelungen ihrer Gutsherren preis (natürlich, weil die politische Umgebung des Großfürsten aus lauter Verräthern besteht) — und so werden zuletzt wohl auch die Bauern sich den Geboten des Central-Comité's unterwerfen müssen.

Bei der Rekrutirung sind nun die Unruhen ausgebrochen. (NB. Julius sagte mir, die Rekrutirung, die diesmal nur in den Städten, nicht auf dem flachen Lande stattfinden sollte, hatte eigentlich den Zweck, den Pöbel der Stadt zu lichten — unnützes Gesindel zu beseitigen — und dadurch dem Central-Comité seine Armee zu nehmen.)

Die Dreistigkeit der Polen ging zuletzt so weit, daß in Plock zwei Schildwachen aus den Fenstern gegenüber erschossen worden sind. — Als nun die Rekrutirung vor sich gehen sollte, war plötzlich die sämmtliche junge Mannschaft aus den Städten verschwunden und in die Wälder geflüchtet, wo sie zahlreiche Banden bildet. Man sagt, es hätten sich viele Leute aus der Fremde gefunden, die diese Banden nun in Bataillone und Schwadronen eintheilen und exerciren. — Die Banden leben von Requisitionen, welche das Central-Comité ausschreibt. — Die Energie der Regierung hat sich noch nicht höher erhoben als bis zu dem Befehl, diese Banden zu beobachten!

Vorgestern ist bei Plock ein Gefecht gewesen; ein Oberst und 45 Mann sind geblieben; Russen nämlich. Das Commando ist zum Recognosciren in die Wälder vorgerückt und, wie es scheint, in einen Hinterhalt gerathen.

Nun kamen Requisitionen; Pferde, Schlachtvieh und Geld wurden auch von Fuhrmann verlangt, im Namen des Central-Comité's — er antwortete, wenn man alle diese Dinge mit Gewalt nehmen wollte, könne er es nicht hindern; geben aber werde er Nichts. — Doch glaubte er nun, es sei hohe Zeit, zu flüchten — nach Preußen — seine Frau wollte nicht einmal so lange warten, daß er sich einen Paß aus Warschau verschaffen konnte. Glücklicherweise ist sein Gärtner ein Preuße und lebt dort mit preußischem Paß, den er ihm abtrat.

Die Nachbarn, Polen, widerriethen die Reise; man sagte, er werde nicht durchkommen — die Eisenbahn sei theilweise zerstört u. s. w. Endlich erbot sich ein polnischer Edelmann, ihm zur Flucht behülflich zu sein, und gab ihm zu diesem Behuf ein rendez-vous unweit der Grenze. — Fuhrmann aber dachte im Stillen: ihr denkt, ich nehme viel baares Geld mit zur Flucht; komme ich zu dem Stelldichein, so finde ich da eine Anzahl Bewaffneter, und werde ausgeplündert. — Er sagte das rendez-vous natürlich mit großem empressement und großer effusion zu — um dann gestern in gerade entgegengesetzter Richtung über Ruttno und Bromberg zu entfliehen. — Seine Güter hat er ihrem Schicksal überlassen. — (Man hatte im Namen des Central-Comité's von ihm verlangt, vorläufig 2000 Rubel, 20 Pferde, Schlachtvieh und Getreide im Verhältniß.)

Wie schon mit Fuhrmann besprochen wurde, bemerke ich von Neuem, daß dieses ganze Unternehmen doch bei alledem wieder in echt polnischer Weise unglaublich unvernünftig ist; denn wie schwach und rathlos auch die Regierung sein mag, gelingen kann es dennoch nicht; das ist rein unmöglich. —

Abends wieder bei Julius.

Wir älteren Leute sprechen von Polen. Fuhrmann erzählt Beispiele, wie dem Central-Comité gehorcht wird. Seine Branntwein-Küche ist abgebrannt, sie war bei der Feuerversicherungs-Gesellschaft in Warschau für 16,000 Rubel versichert; der Agent der Gesellschaft in Plock wurde herbeigerufen, um den Schaden zu besichtigen und demgemäß die nöthigen Zeugnisse auszustellen — die Sache selbst lag außer allem Zweifel, Fuhrmann sagte dem Agenten aber: er wünsche das Geld so bald als möglich zu haben, um den Bau an-

fangen zu können, und versprach dem Agenten 1000 Rubel, wenn die Sache rasch gefördert werde. (NB. Anders sind Geschäfte in Polen nun einmal nicht zu machen.) — Der Agent zeigt natürlich den schärfsten Eifer — läßt aber alsdann Monate vergehen, ohne die verlangten Zeugnisse auszustellen — und entschuldigt sich zuletzt schriftlich: er dürfe nicht; das Central-Comité habe es ihm verboten. —

Die Schwäche und Rathlosigkeit der Regierung zeigt sich auch darin, daß allen Behörden — namentlich auch den Militär-Behörden — befohlen ist, mit den Polen überaus säuberlich umzugehen. — Die Behörden dürfen keine Haussuchungen anstellen, wenn sie nicht die sichersten Beweise in Händen haben, daß da die Werkzeuge des Verraths zu finden seien. Nun klagen die Militär-Commandanten: sie wissen die Häuser, in denen Waffen-Vorräthe verborgen sind — (die Bauern denunciren) — aber sie dürfen diese Häuser nicht durchsuchen — denn den juristischen Beweis haben sie natürlich nicht im Voraus in Händen.

Julius: Der Militär-Commandant in Lublin weiß die Leute bei Namen zu nennen, die Autoritäten sind in der revolutionären Verbrüderung, die Desätniks sind und Sotniks — aber er darf Nichts gegen sie thun, weil er keine juristischen Beweise gegen sie in Händen hat.

Fuhrmann erzählt die Geschichte eines Polen Kriger, der Offizier ist in dem russischen Regiment, das in Plock liegt, und der die Soldaten zu corrumpiren suchte, indem er Herzens Schriften unter sie vertheilte. — Er wurde von seinem Regiments-Commandanten denuncirt — die Anzeige in Warschau aber sehr ungnädig aufgenommen; General Minckwitz erklärte, es sei ja gar Nichts an der Sache. — Die Angelegenheit wurde als unnütze Chicane behandelt — die Denuncianten sehr übel behandelt — und anstatt einer Untersuchung erfolgte zuletzt der Befehl, den Kriger zu beobachten.

Fuhrmann findet das Benehmen der Regierung ganz unbegreiflich.

Julius: Unbegreiflich, wenn nicht etwa eine arrière-pensée (NB. natürlich des Großfürsten) zum Grunde liegt.

27. Januar. Ich bin den Abend bei der Königin — in der bonbonnière — da sind anwesend diensttuender Kammerherr Graf Reichenbach, Gräfin Hacke, Hofdame Comtesse Brandenburg — Flügel-Adjutant Rauch — dann Frau v. Bülow geb. Humboldt — General Moltke und seine Frau — Rheinbaben — und der Professor Werder.

Die Königin sehr liebenswürdig — der König erscheint nicht. — Es ist fast nur von Polen die Rede; zweimal werden telegraphische Depeschen gebracht, Rauch muß sie vorlesen — sie besagen aber nichts Besonderes, denn eigentliche Nachrichten aus dem Innern Polens fehlen, da die Verbindungen unterbrochen sind —: was der Telegraph bringt, sind also an der Grenze gesammelte Gerüchte.

Dagegen erzählt Rauch: der preußische stellvertretende Consul in Warschau, Herr v. Tettau, ist angekommen, um persönlich Bericht zu erstatten, und erzählt treu aber nicht erbaulich, wie es dort hergeht. Am seltsamsten nimmt sich Folgendes aus: der Commandant von Modlin hat den Befehl erhalten, ein Detachement auszusenden, um eine Insurgentenbande am Uebergang über die Weichsel bei Blonie zu verhindern, — und hat sich geweigert, dem Befehl nachzukommen. (Wohl unter dem Vorwand, die Festung nicht bloß zu stellen?)

Die Königin findet Manches unbegreiflich und fragt: „Ist denn der Großfürst so schlecht berathen? — Der Marquis Wielopolski ist doch, wie ich höre, ein sehr bedeutender Mann. — Man hat mir sehr viel Gutes von ihm gesagt. — Die Gräfin Chreptowicz, die ich im vergangenen Sommer gesehen habe, hat mir außerordentlich viel Gutes von ihm gesagt u. s. w.“

28. Januar. Treffe bei Julius Krusenstern den Gesandtschaftssekretär Baron Mohrenheim, der sich sehr niedergeschlagen zeigt durch Alles, was ihm Julius über die Lage der Dinge in Polen gesagt hat — er spricht sogar mit einer gewissen Ostentation aus, daß er niedergeschlagen und entmuthigt ist! Nicht der augenblicklichen Unruhen wegen, sondern um der sinnlosen Politik willen, welche die Regierung dort überhaupt verfolgt — und der unvermeidlichen Folgen wegen.

Was in Polen weiter geschehen wird, sieht Julius ziemlich klar.*) Er sagt: den gegenwärtigen Aufstand wird man ohne allzu große Mühe niederschlagen, — weil dem Theil der Polen, an deren Spitze Wielopolski steht, selber daran gelegen ist, daß er überwältigt werde. — Die eigentliche Gefahr liegt aber in Dem, was alsdann weiter geschehen wird. — Man wird sich dann angelegen sein lassen der Welt zu zeigen, daß man sich durch diesen Zwischenfall durchaus nicht stören, nicht abschrecken läßt auf der Bahn der Reformen fortzuschreiten — die billigen Forderungen des gesunden Theiles der Nation — worunter man den reicheren und wohlhabenderen Adel versteht — zu erfüllen und die Polen zu versöhnen, indem man dem Lande liberale und nationale Institutionen verleiht.

Schon hat man nicht nur alle russischen Beamten in Polen beseitigt, sondern unter Wielopolski's Einfluß auch alle diejenigen Beamten polnischer Nationalität, die in den Februar-Unruhen des vorigen Jahres treu zu der Regierung gehalten haben. Feurige Patrioten sind an ihre Stelle gesetzt worden — aus doppelten Gründen —: theils um überall zuverlässige Werkzeuge im polnischen Sinne zu haben, theils damit ein Jeder sich die Lehre merke: wer treu zur russischen Regierung hält, der ist verloren und muß Strafe gewärtigen.

Bald wird man dahin kommen, daß man die polnischen Rekruten in eigene Regimenter zusammenstellt, die in Polen bleiben; in diesen Regimentern werden sich wie von selbst alle Offiziere polnischer Nationalität zusammenfinden, die jetzt zerstreut in der russischen Armee dienen, und wenn die Sachen erst so weit gediehen sind, dann wird es bald heißen: „Polen ist nur dadurch zu halten, daß man es zu einer russischen Secundo-Genitur macht.“ — Die Vortheile eines solchen Abkommens wird man alsdann schon aus-

*) Es darf erwähnt werden, daß die von J. v. K. vorgetragene Meinung ihrer Zeit in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft die herrschende war. Die bereits damals höchst einflußreiche Moskausche Zeitung (das Organ Katkows und der Nationalpartei) sprach ihr Mißtrauen gegen den Großfürsten Constantin so deutlich, wie unter den gegebenen Umständen möglich, aus; indem Katkow das Schreckbild einer Secundo-Genitur an die Wand malte, drängte er zu der Militär-Dictatur, die in der Folge denn auch Platz griff. (Anmerk. des Herausgebers.)

einandersetzen. „Hat denn nicht Oesterreich ganz Italien beherrscht, vermöge seiner Secundo-Genituren" u. s. w.

30. Januar. Ich bin auf einem Ball bei Roon. Der F. M. Wrangel kommt mit großen Neuigkeiten und tritt damit zu Obernitz, während ich mit diesem spreche; nämlich große Beförderungen in der Armee sind heute verkündet worden. General Werder ist, wie einst 1831 Gneisenau, zum Oberbefehlshaber der vier Armeecorps ernannt worden, die an Polen grenzen (1, 2, 5, 6), eine Anordnung, die wohl im ersten Augenblick getroffen ist, wo man fürchten konnte, daß die Bewegung in Polen zu größeren Dimensionen heranwachsen könnte. Aber! — wo soll denn das Geld herkommen zur Besoldung Werders? — Denn seine neue Stellung ist im Budget nicht vorgesehen.

Bonin (ci-devant der schwarze Prinzessinnen-Tänzer) — Prinzen-Adjutant —, der nie im Feuer gewesen ist, nie einen ernsthaften Dienst durchgemacht, nie ernste Dinge getrieben hat —: der ist zur allgemeinen Verwunderung Commandirender in Preußen geworden! — Steinmetz in Pommern — Mutius in Schlesien. — In Folge dessen sind denn auch viele Divisionen und Brigaden neu vergeben worden. Auch Rheinbaben hat eine Brigade bekommen und zwar eine Garde-Reiterbrigade hier in Berlin.

Ich kann es aber Obernitzen und einer Menge höherer Offiziere sehr entschieden ansehen, daß ihnen Bonins Ernennung gar nicht recht ist. Ich fürchte, sie wird böses Blut machen in der Armee.

Von verschiedenen Seiten hört man die Ansicht äußern: „Wir gehen schnurgerade auf einen Staatsstreich zu!" — Schon am vergangenen Sonnabend (24.) soll Bismarck dem König die Auflösung des Abgeordneten-Hauses und ein octroyirtes Wahlgesetz vorgeschlagen haben. — Noch ist er damit nicht durchgedrungen. — Heute wird nun im Ministerrath entschieden, ob aufgelöst werden soll oder nicht in Folge der Adresse. Noch im Laufe des Abends sagt mir Geffcken, der sich inzwischen orientirt hat: in dem Ministerrathe heute Abend ist beschlossen worden, daß der König die Deputation des Hauses nicht empfangen wird mit der Adresse. — Das Haus wird durch die Minister die Aufforderung erhalten, die Adresse schriftlich einzusenden. — Spät erscheint auch Bismarck — der Prinz Friedrich

Carl beschäftigt sich sehr viel und sehr angelegentlich mit ihm — was mir der Beachtung werth scheint.

1. Februar. Zu Richthofen-Brechtelshof, der mich gestern verfehlt hat. — Langes Gespräch mit ihm über Politik. Ich bestärke ihn mit größtem Nachdruck in der Ansicht, daß die kleine alt-liberale Partei sich auf das Strengste von den Fortschrittsleuten und Bockumiten gesondert halten muß — daß sie auf keinerlei bleibende Verbindungen mit diesen Fraktionen eingehen darf, damit sie nicht mit fortgerissen werde in den allgemeinen Strudel. — Glücklicher Weise ist auch Vincke-Hagen dieser Ansicht.

Richthofen weiß auch, daß die Auflösung des Hauses in diesem Augenblick ein höchst gefährliches Experiment wäre. Die Demokratie hat auf dem Lande, unter den Bauern, in der letzten Zeit so gewaltige Fortschritte gemacht, daß bei neuen Wahlen, wenn sie stattfinden, von den Alt-Liberalen gar nicht die Rede wäre; es würden lauter Demokraten gewählt.

2. Februar. Auf dem Wege zum Archiv General Olberg gesehen. Der klagt auch über die gegenwärtige Lage, hat aber, was ihre Entstehung betrifft, sehr „correcte" Ansichten. Er meint, daß es dahin kommen würde, hätte „man" sich wohl abclaviren können, als „man" vor vier Jahren falsche Wege einschlug; das ganze Unheil gehe von einem Punkte aus.

3. Februar. Abend bei dem Minister a. D. von Bernuth — eine Einladung, die mich einigermaßen überraschte. Die eigentliche Berliner fashion ist heute theils auf einem Ball bei dem Prinzen Albrecht, theils auf einem rout bei Redern. Hier war eine kleine liberale Soirée von etwa 30 Personen.

Es war von den Unruhen in Polen die Rede, und obgleich alle irgend zuverlässigen Nachrichten fehlen, waren die Leute sämmtlich geneigt, die Sache für sehr ernsthaft zu halten. (NB. In den Regierungskreisen haben die Berichte Tettau's offenbar großen Eindruck gemacht, so daß man alle Anstrengungen macht, um der russischen Regierung womöglich die Augen zu öffnen. General Alvensleben ist deshalb nach Petersburg gesendet worden, und der Flügeladjutant Rauch nach Warschau. — Beide sind so gründlich reactionär

gesinnt, daß sie schon deshalb ihr Bestes thun werden. Die russische Regierung wird aber wohl sehr schwer zu belehren sein. Die Verblendung ist eine sehr nachhaltige. Als Julius Krusenstern sich bemühte, dem Kaiser die Lage der Dinge in Polen auseinanderzusetzen, sowie er sie sieht, antwortete ihm der Kaiser: „J'apprécie fort la pureté de vos intentions.")

5. Februar. Abends großer Ball im königlichen Schloß. — Eine Stunde à la file, sodaß ich erst um 10 Uhr in die Säle komme, nachdem die königliche Familie bereits erschienen war. — Der erste Bekannte, den ich in der Bildergallerie traf, war der Oberst Alvensleben. Ich hatte neulich bei Gelegenheit des Concerts ein langes Gespräch mit ihm, indem ich ihn über die Lage der Dinge in Polen au fait setzte.

Heute entschuldigte er sich, er habe das Alles sofort seinem Bruder, dem nach Petersburg gesendeten General Alvensleben hinterbracht — ich erkläre, das sei mir sogar ganz recht, ich habe ihm das Alles sogar in der Hoffnung mitgetheilt, daß er es weiter berichten würde.

Für seinen Bruder seien diese Mittheilungen von dem höchsten Interesse und vom größten Werth gewesen. — Der General hat vor seiner Abreise den Inhalt unseres Gespräches auch dem König mitgetheilt, auch den König hat das Alles sehr interessirt, und um so mehr überzeugt, da es zu anderweitigen Nachrichten — Tettau's Berichte ohne Zweifel — stimmte. Was über die Pläne des Großfürsten Constantin erzählt wird, will der König indessen nicht glauben.

Die Vermuthung in Beziehung auf den Großfürsten ist ihm übrigens auch von anderer — von mehreren Seiten her — bestätigt worden. Der Ball ist übrigens nicht überaus zahlreich besucht. Auffallend wenig Abgeordnete sind da zu sehen.

7. Februar. Daß man von gewisser Seite eine feindselige Stimmung zwischen Armee und Civil hervorrufen oder festhalten will, jedes gute Verhältniß zwischen Soldaten und Civilisten sehr ungern sieht, und zu verhindern strebt — wird allgemein angenommen.

Etzel erzählt: Der Commandant von Köln, Dresler v. Scharffen-

stein, steht gut mit den reichen Handelsherren der Stadt, speist bei ihnen u. s. w. — davon war Manteuffel sehr genau unterrichtet — und fragte meinen Freund vielfach nach Dresler. — Etzel sagte das Beste von ihm. — Manteuffel warf ein: „Aber er ißt bei den Bürgern herum!" So bezeichnet er die Kölner Magnaten. — Etzel erwiederte — er gehe eben mit ihnen um, wie mancher Andere auch — und Manteuffel fragte zuletzt: „Also man kann auf ihn rechnen wenn es losgehen sollte?" —

8. Februar. Langer Besuch bei Vincke. Ueber Polen gesprochen, über die allgemeine Lage. Er fragt, was nun in Beziehung auf die Adresse und die Königliche Antwort nach meiner Meinung weiter geschehen muß.

Ich: Die Antwort des Königs muß auf das Vollständigste in Vergessenheit begraben werden. Nur auf diese Weise läßt man dem König eine Möglichkeit offen wieder einzulenken. Sollte das Haus durch eine neue Adresse oder durch Resolutionen antworten, dann würde der streitige Punkt immer entschiedener festgestellt, die Kluft immer weiter — der König könnte dann absolut nicht mehr einlenken —: er müßte durchbringen oder abdiciren!

Die Rechte der Landes-Vertretung zu wahren, dazu wird sich bei der Besprechung der wirklichen Geschäfte — bei dem Budget — Veranlassung und Gelegenheit genug finden — und bessere — dazu bedarf es solcher geräusch- und unheilvollen u. s. w. ex professo vorgenommenen Demonstrationen nicht. Vincke ist meiner Meinung; die Fortschritts-Partei aber will eine neue Adresse oder Resolution vorschlagen.

11. Februar. Manuscript corrigirt. — Den Abend kam Max Duncker zu mir und überrascht mich durch ein ganz unerwartetes Anliegen. — Der Kronprinz wünscht, ich möchte ihm, zu seinem Gebrauche im Ministerrath, einen Aufsatz schreiben, darin auseinandersetzen, was ich von den polnischen Zuständen weiß, wie ich sie beurtheile — und was meiner Meinung nach Preußen thun muß in dem Fall, daß die Russen aus Polen vertrieben werden sollten?

Diese letztere Frage habe ich mir noch gar nicht vorgelegt; die

Möglichkeit scheint sehr fern zu liegen. — Max Duncker will das nicht für unmöglich halten und sagt mir auf mein Verlangen seine Ideen — die ich im Allgemeinen billigen muß. Besonders bin ich darin mit ihm einverstanden, daß Preußen nicht umsonst und nicht in russischem, sondern nur in preußischem Interesse interveniren darf. — Den Aufsatz zugesagt.

12. Februar. Theodor Bethmann-Hollweg und Richthofen-Brechtelshof zeigen sich beide empört über die polnische Interpellation und darüber, daß die Fortschritts-Partei sie unterstützt hat. — Ich finde, Das hat sein Gutes: wenn die Fortschritts-Partei Sympathien für die Polen an den Tag legt, wird sie sehr schnell im Lande vollständig zu Grunde gerichtet sein — und je schneller sie sich zu Grunde richtet, desto besser.

Theodor Bethmann-Hollweg will eine Dank-Adresse der deutschen Bewohner Posens für die militärischen und polizeilichen Maßregeln der Regierung als Antwort auf diese Interpellation veranlassen.

Preußens Convention mit Rußland.

17. Februar. Der letzte große Hofball dieses Jahres im Schloß. Aus Worten, die ich hin und wieder von Generalen höre, ist zu entnehmen, daß Alvensleben und Rauch in Warschau sehr schlecht aufgenommen worden sind, sowohl vom Großfürsten als von Wielopolski; on leur a battu froid tout bonnement. Die Leute da wollen weder unsern Rath noch unsern Beistand.

Ich bin überzeugt, das Nächste, was die Leute thun, ist, daß sie sich den Konsul Tettau vom Halse schaffen; der sieht zu klar.

Die schlechte Aufnahme, die unsere Offiziere gefunden haben, scheint hier vollends überzeugt zu haben, daß Wielopolski unredlich handelt.

Bismarck und Alvensleben aber haben eine Convention geschlossen, die den Russen gestattet, den Kampf auf unser Gebiet hinüber zu tragen, eine Parteinahme für Rußland — die wir unaufgefordert angeboten haben, ohne irgend eine Gegenleistung zu fordern! —

In allen Gruppen, an denen ich vorübergehe, höre ich, wie man

empört ist über diese Convention. Die liberale Entrüstung geht wie immer in solchen Fällen zu weit. Man ist unzufrieden damit, daß die russischen Truppen, die auf unser Gebiet geflüchtet waren, ihre Waffen behalten haben, und sobald sie wollten, bewaffnet auf das russische Gebiet zurückkehren können. „Was unser Gebiet betritt, muß entwaffnet werden!" — hörte ich einen alten Herrn im Magistralton mit dem absprechendsten Nachdruck erklären.

Russische Truppen und polnische Insurgenten sollen in ganz gleicher Weise behandelt werden! — Das hieße den Insurgenten die Rechte einer kriegführenden Partei einräumen —: und das verlangen dieselben Leute, die sich empört zeigten, als die englische Regierung den conföderirten Staaten in Nordamerika die Rechte einer kriegführenden Partei zugestand.

Theodor Bethmann-Hollweg erzählt mir aber noch viel wunderbarere Dinge. Man will im Hause der Abgeordneten die Sache zur Sprache bringen — der Vice-Präsident des Hauses, Behrend aus Danzig, ein Fortschrittsmann, hatte darüber ein Gespräch mit Bismarck und äußerte, man dürfe jedenfalls nicht gute Dienste leisten, ohne dadurch entsprechende Vortheile zu gewinnen. „Nein! Versteht sich!" — Dann deutete Behrend an, ev. könne Congreßpolen an uns kommen.

Obernitz fragte mich: „Was denken Sie nun von der Lage?" — Ich antwortete, daß ich für den Augenblick gar Nichts darüber zu sagen wisse: „denn ich habe eben von Unterhandlungen gehört, die klingen wie aus tausend und einer Nacht — da wird die Sache unberechenbar!" — „Ja, da wird die Sache unberechenbar!" stimmte er ein.

Auch Julius Krusenstern theile ich mit, was ich vernommen habe und sage dabei: „C'est à ne pas se croire éveillé" — er aber war gar nicht so verwundert als ich erwartete. Er machte nur die Bemerkung: wenn wir Preußen nach Polen hinein gingen, mit einer preußischen Armee und preußischen Beamten —: wir würden sehr bald Ruhe und Ordnung bleibend einführen. Rußland aber würde durch die Abtretung Congreß-Polens gar Nichts, auch in dieser Beziehung, gewinnen, denn dasselbe Stück, das jetzt in Polen spielt, würde dann sofort in Litthauen beginnen.

18. Februar. Erzählungen aus Warschau; dort regiert in

der That das geheime, unsichtbare Central-Comité. Unter den Augen der russischen Regierung und der russischen Besatzung werden da die brauchbaren Leute am hellen lichten Tage förmlich ausgehoben und den Insurgenten zugesandt.

Sie werden kategorienweise gefordert. Einen Tag die Kutscher, einen andern die Bedienten u. s. w. — Sechzehn oder achtzehn jüngere Herren gehen zusammen durch die Straßen spazieren — und bleiben hie und da vor bezeichneten Häusern stehen; zwei von den Herren gehen hinauf zu den Bewohnern, erklären, es sei der Befehl ergangen, an diesem Tage z. B. die Bedienten abzusenden; lassen sich die Leute vorführen, nehmen sie mit, wenn sie tauglich scheinen, und bringen sie nach den Sammelhäusern von wo sie dann abgefertigt werden.

Herren und Diener gehorchen, wenn auch sehr unwilligen Muths — denn sie wissen, daß sie sonst die Aussicht haben, an einer der nächsten Straßenecken erdolcht zu werden.

Das geschieht, und unsere nichtswürdigen Zeitungen sprechen von dem Terrorismus, den die russische Regierung in Warschau übt.

19. Februar. Die Reinschrift des von dem Kronprinzen gewünschten Aufsatzes über Polen wird in den Morgenstunden fertig; ich gehe damit zu Max Duncker, der sie sofort an den Kronprinzen absendet.*)

Wir sprechen über die Convention. Der Grund, durch den man sich dazu bewogen fühlte, ist merkwürdig genug. Schleinitz sagte: die Sache in Polen muß schnell beendigt werden, damit wir nicht eine „polnische Frage" bekommen, deren sich ganz Europa bemächtigt, und um sie zu einem schnellen Ende zu bringen, muß man die russischen Waffen auf jede mögliche Weise begünstigen. — Bismarck glaubt das einzusehen, und darauf wird Alvensleben nach Petersburg gesendet; der ist Reactionär vom reinsten Wasser und sieht überall nur die Nothwendigkeit, „die Revolution" zu bekämpfen, seiner Partei in Europa zum Siege zu verhelfen — ist doctrinär in diesem Sinne.

Bismarck war durch Max Duncker gewarnt, der in diesen Tagen ein längeres Gespräch mit ihm gehabt hat; er ist der Meinung, die

*) Diese Denkschrift findet sich abgedruckt in Sybels historischer Zeitschrift.

Russen könnten doch aus Polen vertrieben werden, und es könne nothwendig werden, daß Preußen einschreite. Diese Absicht dürfe man aber nicht vor der Zeit verrathen, damit nicht Einsprache von Seiten der Westmächte erfolge und die Sache unmöglich mache. Man müsse sich in der Stille vorbereiten, schlagfertig an der Grenze aufstellen, und wenn der Augenblick des Handelns gekommen sei, „einen Tigersprung thun", damit die Besiegung des polnischen Aufstandes ein fait accompli sei, ehe die Westmächte einschreiten können.

20. Februar. Abend zu Max Duncker; der hat den Kronprinzen noch nicht gesehen und weiß daher nicht zu sagen, wie meine Denkschrift aufgenommen worden ist. Gegenseitige Klagen und Herzeleid. Max Duncker sagt, da man unsere Sendboten in Warschau so schlecht aufgenommen hat und unsere Hülfe gar nicht will, so hat das Ministerium es in seiner Macht die Convention nicht zu ratificiren und damit die ganze Schwierigkeit auch jetzt noch zu umgehen: — aber unsere Minister werden sagen, das hieße Schwäche zeigen dem Hause der Abgeordneten gegenüber — den Vorstellungen der fremden Mächte gegenüber, und sie werden sie ratificiren, ja, sie ist wahrscheinlich schon ratificirt.

21. Februar. Gottberg erzählt — was er von seinem Vetter, dem Führer der feudalen Partei im Abgeordnetenhause, weiß — daß die Katholiken und die Fortschrittsmänner einen Schritt von großer Klugheit gethan haben. Ihre Führer haben eine Audienz beim König erbeten und in dieser Audienz erklärt, sie seien bereit, alles für die Armee Erforderliche zu gewähren — nur nicht diesem Ministerium.

Den Katholiken hat der König geantwortet: sie seien nicht zahlreich genug, um daß die Regierung sich auf sie stützen könne. Auch den Demokraten soll der König eine Antwort gegeben haben, die „nicht heiß, nicht kalt" war, so daß die Begebenheit gar nicht gefällt.

Bismarck hat darauf seine Entlassung eingereicht. (NB. Das zu thun war unter diesen Bedingungen für ihn Pflicht der Ehre, aber angenommen wird sie natürlich nicht.)

Gottberg meint, wenn auch Bismarcks Entlassung jetzt nicht angenommen wird, sei damit doch dem König „ein Floh in's Ohr"

gesetzt. Uebrigens ist Gottberg überzeugt, daß es ein Mißgriff war, diese Convention zu schließen.

22. Februar. Der Sekretär des preußischen Consuls in Warschau, v. Tettau, der die Dinge dort sehr richtig beurtheilt, hat einen Drohbrief erhalten — von dem Central-Comité — das sich jetzt „National-Regierung" nennt!

Besuch bei Graf Keyserling-Rautenburg. Wir sprechen über die augenblickliche Lage, über Polen. Er sagt, Jemand, der in Polen Besitzungen hat und in Warschau genau Bescheid weiß, hat ihm versichert, daß der Polizei-Meister in Warschau, ein Marquis Paulucci aus Genua, selbst mit den Verschworenen einverstanden sei und in Verbindung; sonst wäre es wohl unmöglich, daß das „Central-Comité" in Warschau selbst residiren und von dort aus das Land regieren, daß es in Warschau selbst seine Presse in ungestörter Thätigkeit haben könnte. — Paulucci habe eine persönliche Kränkung vom Kaiser erfahren und suche sich zu rächen.

Diner bei Julius v. Krusenstern. Ich theile ihm mit, was ich soeben über Paulucci gehört habe. Julius wirft das sehr weit weg. Gott bewahre! Daran sei nicht zu denken. Paulucci sei blos schwach wie alle anderen in Polen verwendeten Beamten, weiter nichts! — Er sei allerdings einmal abgesetzt worden, und das habe ihn sehr gekränkt — habe aber mit seinem sonstigen Thun und Lassen gar nichts zu schaffen.

Nur Eines in Paulucci's Benehmen sei ihm aufgefallen: Nach den Februar-Bewegungen des vorigen Jahres wurde Warschau zuerst von einer polnischen Municipalität regiert; dann wurde diese aufgelöst und eine „Delegirten-Versammlung" an ihre Stelle gesetzt. Julius geht eines Tages im Schloß die Treppe hinauf, zu Paul Kotzebue, dessen Geschäfts- und Stabs-Quartier dort war. Paulucci, der ihm auf der Treppe begegnet, sagt zu ihm: „Savez-vous ce qu'on va faire? on va abolir une sottise, pour mettre une plus grande à sa place!" Nämlich man wolle die Municipalität durch eine Delegirten-Versammlung ersetzen. Unmittelbar darauf erfuhr Julius von Paul Kotzebue, daß diese Maßregel gerade von Paulucci ausging, daß gerade der sie in Anregung gebracht hätte und durchzusetzen suchte.

25. Februar. Lese in der Börsen-Zeitung die Notiz: an der Börse circulire das Gerücht, daß Manteuffel mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt sei. Das mag denn wohl doch etwas verfrüht sein.

Nach Tisch Geffcken besucht. Die Katholiken haben allerdings den Schritt bei dem König gethan, von dem Gottberg erzählt, und die bewußte Antwort erhalten —: daß auch die Fortschritts-Partei einen ähnlichen Schritt gethan habe, glaubt Geffcken nicht. (NB. Auch Gottberg wußte nicht zu sagen, welche Antwort ihnen der König gegeben habe.)

Bismarck hat allerdings seine Entlassung eingereicht, aber nicht in Folge dieses Manövers, sondern erst am Montag, nach einem Zwist im Ministerrath. Mühler und Eulenburg, denen die Convention gar sehr mißfällt, haben ihm deshalb sehr heftige Vorwürfe gemacht. Es ist sehr aufgefallen, daß Bismarck darauf nicht in Mühlers Soirée erschien.

Knesebeck, der Bismarck schon aus den Tagen der Kindheit her kennt und auf einem ziemlich vertrauten Fuß mit ihm steht, erzählt an Vincke: Bismarck habe gegen ihn erklärt: die viel besprochene Convention sei gar nicht sein Werk; er habe gar keinen Auftrag dazu gegeben; Manteuffel-Alvensleben hätten sie hinter seinem Rücken geschlossen. Zu Knesebecks Bemerkung, daß er darauf sein Amt augenblicklich hätte niederlegen müssen, hat Bismarck geschwiegen.

Alle Welt sieht Bismarcks Regierung als beendet an und ist überzeugt, daß er sich nicht länger halten kann, nur Max Duncker theilt diese Ueberzeugung nicht. Er sagt, morgen steht im Abgeordnetenhause die Debatte über die Convention bevor. Wenn die Fortschritts-Partei recht wahnsinnige Sympathieen für Polen ausspricht, wenn die Opposition sich als kosmopolitische, revolutionäre Demokratie zu erkennen giebt —: warum sollte sich dann das Ministerium nicht halten können? — Es wird sich halten können, wenn man dem König zeigen kann, daß Das, was ihm gegenübersteht und widerstrebt, eben die kosmopolitische Revolution ist und Nichts weiter.

Von den Fortschritts-Männern darf — ja muß man freilich jede Verkehrtheit erwarten.

Der Kronprinz läßt mir für meinen Aufsatz danken. Er fühle sich dadurch belehrt und hat ihn mitgenommen, um ihn auf der Reise noch einmal zu lesen.

Max Duncker spricht auch die Ueberzeugung aus: Napoleon III. werde nun die Wiederherstellung des Congreß-Polens verlangen, wie es 1815 eingerichtet wurde — und er werde mit dieser Forderung auch durchdringen. Rußland werde nachgeben in dem Bewußtsein, daß es Frankreichs zur Ausführung seiner Pläne im Oriente bedürfe.

26. Februar. Im Archiv gearbeitet. Ein junger Mann, der daselbst arbeitet, kam einen Augenblick aus dem Hause der Abgeordneten hin und erzählte, daß die Debatte über die Convention von beiden Seiten mit großer Bitterkeit geführt wird, und daß Bismarck dabei nicht im Vortheil bleibt. — Auf dem Wege zum Archiv hatte ich den Hauptmann v. Quistorp vom Generalstab begegnet und mit ihm besprochen, was Bismarck selber unter die Leute zu bringen sucht, daß nämlich die Convention ohne sein Zuthun, ja hinter seinem Rücken durch Manteuffel und Alvensleben geschlossen sei.

Rest des Tages daheim. Man sieht das Ministerium als beseitigt an — ich aber glaube es neu befestigt, nachdem ich im Abendblatt der Zeitung die heutige Debatte gelesen habe, neu befestigt, namentlich durch die Reden von Sybel und Röpell.

27. Februar. Abends Vincke besucht, der unwohl ist. Richthofen-Brechtelshof kommt hin. Beide sprechen mit Entrüstung über das Gebahren der Fortschritts-Partei und der „Bock-Tollen" (Fraction Bockum-Dolffs) in der schwebenden Debatte über die leidige Convention, über die nichtswürdigen Sympathieen für den Aufstand in Polen, die sie kundgeben. Aber diese Leute bilden eine siegreiche Mehrheit. Auch unsere unwürdige durch und durch corrumpirte Presse ist nun eifrig bemüht, die im Lande ganz erstorbenen Sympathieen für die Polen wieder anzufachen. Thorheit und Nichtswürdigkeit erheben sich von allen Seiten zu unserem Unheil.

28. Februar. Beim Ausgehen dem ehemaligen Unterstaats-

Sekretär des Auswärtigen, Gruner, in der Straße begegnet, der eben aus dem Abgeordnetenhause kommt, wenig erbaut von Dem, was dort vorgeht.

Daß die Convention ohne Bismarcks Wissen und Willen geschlossen sei, wie jetzt verbreitet wird, will Gruner nicht glauben; es sei möglich, daß Alvensleben im Einzelnen über seine Instruction hinausgegangen ist — seine Instruction hatte er aber doch jedenfalls von Bismarck. General Manteuffel habe gewiß nicht hinter Bismarcks Rücken und ganz ohne dessen Wissen die Convention herbeigeführt. Dazu sei er viel zu klug.

1. März. Abend bei der Gräfin Voß. Da sind ungewöhnliche Anstalten zu bemerken; es ist ein Salon mehr als gewöhnlich geöffnet; da steht ein Flügel, zwei Lampen darauf; die ziemlich zahlreiche Gesellschaft besteht großentheils aus Diplomaten —: weshalb dies air de fête? Mme. Kalergis wird kommen! Also Mme. Kalergis, geb. Nesselrode, Nichte des früheren russischen Kanzlers, in der gesammten europäischen Gesellschaft nur allzubekannt — immer hors d'elle und gegenwärtig für die Polen begeistert, wird erwartet. Das ist ein évènement! — man will sie bitten, sich auf dem Flügel hören zu lassen.

Die Gesellschaft ist ein gar seltsames Ding! Jedermann weiß, daß diese schöne Dame von Grund aus Nichts taugt, daß ihr ganzer Lebenslauf durchaus verwerflich ist — und sie verletzt nicht selten die Machthaber durch diese oder jene politische Verschrobenheit — und bei alledem wird sie in der Gesellschaft nicht blos geduldet — sondern als ein ausgezeichnetes Wesen ganz besonders gefeiert, ohne daß irgend ein Mensch zu sagen wüßte warum oder weswegen.

Sie kommt übrigens mit der Gräfin Pourtalès und ein paar Andern erst um 11 Uhr — sie war vorher bei der Königin. Vom Klavierspiel war da glücklicher Weise nicht mehr die Rede. Mit Hülfe unendlicher Kunst ist diese 45jährige Frau von Weitem noch immer ganz stattlich anzuschauen.

Mein Freund Henckel zieht mich in das Gespräch mit dem spanischen Gesandten Rancès — einem sehr schönen Mann — es ist von der schönen Frau die Rede. Henckel meint, ob sie wohl viele

amants gehabt habe? — „Pouh!“ antwortete Rancès: „elle les compte comme les cheveux sur sa tête!“

Viel mit dem Grafen Henckel und Theodor Bethmann-Hollweg verkehrt. Der Letztere sagt mir, daß General Manteuffel Bismarcks entschiedener Feind ist; um so weniger werde sich Bismarck auf die Länge behaupten können.

2. März. Die Convention mit Rußland ist nun thatsächlich aufgegeben — allen Schaden, den sie überhaupt thun konnte, hat sie bereits gethan.

Abend bei Roon rout, zahlreich, glänzend. Der König ist da — die Königin aber nicht, auch keine Liberalen, selbst die gemäßigtsten nicht, wie z. B. Vincke.

Stimmungen und Aussichten im Frühjahre 1863.

5. März. Den Abend Dietrich Schelіha bei uns, der auf ein paar Tage hier ist. Darüber komme ich zu spät zu Gneist, der mich eingeladen hatte. Da fand ich eine zahlreiche Gesellschaft, aber eine ganz andere als zu früheren Zeiten. Es sind lauter unbekannte Fortschritts-Gestalten, von denen ich nicht weiß und nicht wissen will.

Ich sehe von Bekannten zunächst nur den kleinen Lette — der sehr freundschaftlich ist — den ich aber schonungslos verspotte — seines politischen Treibens wegen. — Ich höre ihn später gegen Bunsen peroriren, man müsse das Herrenhaus beseitigen — und wie das anzufangen wäre — und da falle ich ihm in die Rede: „Ach, wenn wir Euch erst los wären! — Mit dem Herrenhause würde es sich nachher schon finden!“

Zu meinem Trost findet sich Beseler zu mir, der in diesem Kreise ebenso fremd ist als ich — wir nehmen zusammen Besitz von einem kleinen Sofa in einer Ecke — verkehren nur miteinander und rühren uns nicht mehr von dort, ein sehr gutes Mittel Niemandem vorgestellt, mit Niemandem bekannt zu werden.

12. März. Den alten Nostitz besucht, der mich zu gestern Abend eingeladen hatte. Gutes Gespräch mit ihm. Er erzählt von

dem eigenthümlichen Benehmen Oesterreichs den polnischen Wirren gegenüber.

Graf Pückler auf Thomaswalde besitzt als Gemahl seiner Frau, die eine geb. Gräfin Larisch ist, bedeutende Güter in Galizien unter österreichischer Herrschaft. Sein Intendant meldet ihm nun, die revolutionäre Regierung in Warschau verlange Geld von ihm; — er bittet um Verhaltungsbefehle; wenn er das Geld verweigere, werde wahrscheinlich Haus und Hof von revolutionärer Hand angezündet, die österreichische Regierung schütze nicht; wenn er vollends der österreichischen Regierung in Lemberg Anzeige machen und Militär zum Schutz erbitten wolle, werde er selbst ohne Zweifel ermordet.

14. März. Der König hat Frau v. Knesebeck ein Fenster im Schloß angeboten, um dem Fest am 17., der Grundsteinlegung, zuzusehen. Sie will aber nicht hingehen. Man fürchtet Unruhen oder wenigstens unziemliche Scenen.

Das Erstere halte ich für unmöglich.

15. März. Die biederen Berliner tragen eine merkwürdige Gesinnung zur Schau: um die Turner haben sie sich gerissen, wer die aufnehmen sollte — die Soldaten von 1813, die Ritter des eisernen Kreuzes will Niemand haben, und die Behörden sind in Verlegenheit, wo und wie sie diese Leute unterbringen sollen. Die Gewerke wollen sich an der Feier übermorgen gar nicht betheiligen; der Vorwand ist, daß sie da ihren Rang hinter den Deputationen der Armee einnehmen müßten; das ist aber eben nur ein Vorwand; denn gewühlt wird schon lange für diesen Zweck von Seiten der Demokraten, und der Beschluß war gefaßt, noch ehe die Verfügung getroffen wurde, die ihm jetzt zum Vorwand dienen muß.

16. März. Mit Max Duncker die leidigen Ereignisse der Zeit besprochen. Ich sage: Wenn Napoleon III. sich ernstlich Polens annähme, wenn er uns dann am Rhein angriffe: es wäre nicht das Schlimmste, was geschehen könnte. Es würde der ganzen Lage Europas vielleicht eine günstige Wendung geben — und vor Allem den leidigen Zuständen bei uns.

Max Duncker meint, daß Napoleon sich Polens doch nur annehmen wird, wenn er muß. Er hat zu viele Gründe es nicht zu

thun. Erstens würde sein Verhältniß zu England dadurch gefährdet, dann müßte er sich mit Rußland verfeinden, dessen er für seine Pläne im Orient zu bedürfen glaubt, und er müßte sich mit Oesterreich versöhnen d. h. er müßte Italien preisgeben.

Er könnte aber doch dazu gezwungen werden, wenn nämlich die Sachen in Mexico so schlecht stehen, daß großer Lärm gemacht werden muß, um sie in Vergessenheit zu bringen, und wenn die polnischen Insurgenten so große Erfolge erkämpfen und in Folge dessen die Sympathieen für Polen mit solcher Gewalt erwachen, daß Napoleon dem Strom nicht ohne Gefahr widerstehen kann.

Einen solchen Erfolg hält Max Duncker durchaus nicht für ausgeschlossen.

Wir sprechen auch von der preußischen Politik. Max Duncker meint: Bismarck verfällt immer mehr dem Einfluß der Kreuzzeitungs-Partei, von dem er sich eigentlich frei halten wollte! Seine Absicht war, in der Militärfrage Concessionen zu machen und die Hand zur Versöhnung zu bieten; das hat er aufgeben müssen, und jetzt ist er darauf bedacht sich mit Oesterreich zu versöhnen.

17. März. Es ist in der That nicht unmöglich, daß die Polen Erfolge erfechten. Langiewicz und seine Schaaren kleben auf einem ziemlich engen Raum an der österreichischen Grenze. Warum? ist nicht schwer zu errathen — denn daß sie Unterstützungen aus dem österreichischen Gebiet erhalten, ist sehr einleuchtend. Der Plan ist wahrscheinlich erst dann weiter vorzubringen, wenn sie sich gehörig verstärkt, ausgerüstet und disciplinirt fühlen. Daß Rußland sie in diesem engen Raum nicht zu erdrücken vermag, ist kein gutes Zeichen.

Im Uebrigen ist mir der Tag trübe vergangen. Ich war so verstimmt durch das elende Benehmen der Berliner Bevölkerung, daß ich mich gar nicht um Das bekümmerte, was vorging.

21. März. Bei Max Duncker. Er sagt: Das Ministerium buhlt um Oesterreichs Gunst und sucht ein Bündniß mit ihm. Um es zu gewinnen, wird man den Handels-Traktat mit Frankreich fallen lassen und in die Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein willigen. Man bilde sich eben ein, es käme jetzt darauf an den Staat zu retten und da müsse jede andere Rücksicht weichen. Und dazu kommt

— daß in den Augen der Regierung die Hauptaufgabe ist, im Inneren ihren Willen durchzusetzen.

Ich: Mir ist die Furcht der Regierung unbegreiflich. Was hat es denn auf sich, wenn Preußen augenblicklich isolirt ist. Wenn Napoleon uns angreift, so werden ihre eigenen Interessen die Leute schon zwingen uns beizustehen, und es würde sich die Combination bilden, die in der gegenwärtigen Weltlage die einzig vernünftige wäre: England, Belgien, Preußen und Italien, gegen Oesterreich und Frankreich.

Droysen auf der Straße begegnet; er sagt mir, daß das Wort Zollverein im Ministerrath bereits ausgesprochen worden ist, im Zusammenhang mit der Nothwendigkeit Oesterreich zu gewinnen.

23. März. Stockmar meint, ich soll nur ohne besondere weitere Anfrage nach Brüssel reisen. Die wiederholte Einladung des Königs genüge vollkommen. — Ich solle mich nur der Sicherheit wegen erkundigen, wie es mit der Gesundheit des Königs steht.

1. April. Graf Berg ist zum Commandirenden in Polen ernannt; der wird, meint Julius Krusenstern, mit Energie verfahren. Auch ist die Ernennung ein Beweis, daß man in Petersburg dem Großfürsten und Wielopolski nicht mehr unbedingt traut. Abends bei Generallieutenant Alexander v. Krusenstern, der vor dem polnischen Aufstande hierher geflüchtet ist. Unterhaltung mit seiner Frau, die Polin ist. Sobald als möglich brachte sie das Gespräch auf die dortigen Zustände, um mir zu schildern, wie unendlich unglücklich das Land unter russischem Scepter sei. — Da der Mann berichtete, er habe Anfangs im Lande aushalten wollen, am Ende aber doch weichen müssen, es sei da unmöglich auszuhalten, man werde von beiden Parteien ausgeplündert — corrigirte sogleich die Frau: die Insurgenten verlangten nicht Viel, sie kämen nur aus Noth, abgerissen und ausgehungert aus den Wäldern hervor und verlangten Nichts weiter als zu essen, einige Kleidungsstücke, un peu de linge (NB. Polen, die Wäsche verlangen, das schien mir neu!) — wenn man aber eine solche Insurgenten-Schaar bei sich gehabt habe, dann komme ein Detachement russischer Truppen, brenne Haus und Hof nieder — plündere Alles aus, und begehe die entsetzlichsten Mordthaten.

Sie erzählte mir einige solcher Greuel-Scenen, namentlich den

Ueberfall bei dem Grafen Politillo, genau so wie wir sie in den Zeitungen gelesen haben.

Es scheint wirklich, daß die russischen Truppen in diesem Räuberkriege gar sehr verwildern.

Am Bemerkenswerthesten schien mir, was Alexander Krusenstern über Das sagte, was da weiter vorgehen müsse; ein Ende des Aufstandes sei gar nicht abzusehen; er komme aus Lemberg und Krakau und habe gesehen, wie da immer neue Insurgentenschaaren gebildet würden, die da über die Grenze gehen. Die Frau fügte hinzu: am Ende werde sich das ganze Land erheben müssen — selbst diejenigen, die gegen den Aufstand seien und ihn mißbilligen, würden sich am Ende anschließen müssen; man werde sich am Ende sagen, daß man die Insurgenten nicht könne untergehen lassen, daß man die Sache durchfechten müsse ou périr tous ensemble.

3. April. Besuch bei Max Duncker. Ein betrübendes Gespräch mit ihm; die Dinge gehen immer schlechter. — Die Polen werden, sagt man, die Waffen niederlegen auf Napoleons Geheiß — Dänemark aber hat nun Schleswig in das Königreich incorporirt, allen Verträgen zum Trotz — natürlich auch auf Napoleons III. Rath oder Befehl — und nun stehen wir vor einem gewichtigen Dilemma! — Läßt Preußen sich Das gefallen, so versinken wir immer tiefer in allgemeine Mißachtung, und es ist um die Bedeutung Preußens in Deutschland und Europa geschehen — nehmen wir den Handschuh auf, der uns in so vermessener Weise hingeworfen wird, so stehen wir ohne Bundesgenossen, vereinzelt, vor einem gewaltigen Kriege. —

Ich wählte das Letztere, auf jede Gefahr hin, als das einzige Mittel, die Dinge hier bei uns im Innern aus dem leidigen Geleise herauszubringen, in dem sie rathlos stecken. — Von selbst, nach und nach, ohne ein großes Ereigniß, kommen wir nicht wieder in die rechte Bahn; — nur ein großes, epochemachendes Ereigniß kann den Angelegenheiten eine andere Wendung geben.

Max Duncker ist derselben Meinung, glaubt aber, daß man sich in der Angst vor Frankreich die Sache dennoch werde gefallen lassen.

12. April. Einladung zur königlichen Tafel. Mit mir sprach der König vor Tische etwas, nach Tische längere Zeit. Nachdem ich

berichtet hatte, daß ich zum Könige der Belgier geladen worden und dorthin abreise, trug er mir viele Grüße an den König Leopold auf, sprach viel und mit großem Lobe von der Weisheit und Mäßigung seines Urtheils — äußerte, daß er ein großes Vertrauen in sein Urtheil setze u. s. w. — Bei Tische saß ich zwischen Rauch und Herrn v. Hontheim (Major); den Letzteren, einen Mann von mäßigem Geiste, dem es aber in dem Kreise, den er beherrscht, nicht an Entschlossenheit fehlen wird, fragte ich, ob er mit Justus Trebonius verwandt sei! — Er wunderte sich gar nicht über diese Frage, die doch eigentlich nicht zu den ganz gewöhnlichen gehörte, sagte, der sei sein Groß-Oheim gewesen, und meinte, die gescheidten Katholiken wären auch jetzt noch der Ansicht, daß die Meinung dieses Prälaten die richtige sei.

13. April. Der Arzt meines Schwagers, ein Dr. Albrecht ist ein wüthender Demokrat; er sagt: „nous ne voulons pas une armée qui soutient la dynastie, nous voulons une armée qui soutient le peuple." — Die Herren möchten eine Armee haben, mit der man Revolution machen kann. — Quand la dynastie s'en ira — sagt der Mann, als ob das ein Ereigniß sei, das sich von selbst versteht. — Er und seine Gesinnungsgenossen wollen, erklärt er, bei uns in Preußen solche Einrichtungen einführen, wie sie in der Schweiz bestehen. Schlimm, daß es solche Preußen giebt.

14. April. Den Abend kommt mein Freund Vincke zu mir, und spricht, als auf meine bevorstehende Abreise nach Brüssel die Rede kommt, wie im Scherz eine gar seltsame Vermuthung aus: „Es gefällt Ihnen nicht länger bei uns" — ich wolle mir wohl in Belgien eine Stellung sichern — es sei auch sehr natürlich, wenn es Einem bei uns nicht gefalle. — Julius Krusenstern, der hinzugetreten ist, antwortet für mich: „Da kennen Sie ihn schlecht: der geht lieber hier mit unter als daß er anderswo eine glänzende Stellung annimmt."

Dann kommt auch Geffcken, der hat auch eine Reise gemacht und ist namentlich drei Tage in Karlsruhe gewesen bei Roggenbach, um von Oldenburgs wegen zu sondiren, ob sich nicht für Schleswig-Holstein etwas thun ließe, da Preußen sich wohl darauf beschränken wird zu protestiren. Bismarck hat die Herzogthümer aufgegeben — der thut nichts für sie; Geffcken sagt viel Gutes auch von dem

Großherzog von Baden — sonst sieht es sehr übel aus im südlichen Deutschland, überall Klagen über die Zustände in Preußen — und der ganze Bundestag ist österreichisch gesinnt; der Badensche Gesandte Mohl ist die einzige Ausnahme.

Reise nach Brüssel. Gespräche mit König Leopold und Savigny.

15. April. Wenig geschlafen. Abreise nach Brüssel. Der Tag bricht an, während wir durch Westfalen fahren, Dortmund, Essen u. s. w. Ein trüber Tag. — Ueber die neue Rheinbrücke nach Köln — Centralbahnhof in der alten Stadt, am Fuße des Doms. Aber wie ist hier aufgeräumt worden! Der Aufschwung von Köln übersteigt in der That jede Vorstellung, und giebt Zeugniß dafür, welche Mittel der Stadt zu Gebote stehen, seitdem sie aus einem verarmten Pfaffennest zu einem blühenden Emporium des Handels geworden ist. — Freilich wird bei dieser Umgestaltung Kölns der geschichtliche Charakter der Stadt nach und nach verloren gehen; unsere Nachkommen werden nicht mehr in diesen alten Gäßchen, vor diesen alten Giebeln, lebendig, greifbar wie in einem wachenden Traum das mittelalterliche Wesen der Städte vor sich sehen.

Paul Rennenkampff hatte mir gleich Anderen gesagt, der Dom habe verloren durch den Bau der Brücke, er sei etwas gedrückt. Das ist nicht der Fall, der Dom kann schon etwas vertragen. — Eine Nothwendigkeit ist aber jetzt, da der Dom bis zu seiner ganzen Höhe aufgeführt ist, der Weiterbau der beiden Thürme geworden; ohne die Thürme liegt das Ganze nicht gehörig gegliedert, als eine im Großen und Ganzen formlos zu nennende Masse da. — Gehe auch hinein; die Gewölbe im Langschiff vollendet. Wenn nur erst die leidige Wand gefallen wäre, die den Chor noch immer vom Langschiff trennt.

Um 1/24 Uhr in Brüssel. Hotel de Flandre. Umkleiden — Diner 1/25 Uhr — Théâtre du Parc (im Park) ungefähr auf dem Fuße der Pariser Boulevard-Theater. Man giebt ein Stück, das in Paris „vogue“ hat, „Le fils de Giboyer“ von Augier mit dem

gewöhnlichen französischen savoir-faire gearbeitet auf den Effect — wobei aber die edlen und zumal die gemischten Charaktere, die bei allerliebster Verkommenheit in einer Beziehung ganz übermenschlich edel sind, etwas melodramatisch-pomphaft, überschwänglich-unwahr abkommen. — Gespielt wird aber ein für alle Mal besser als auf den deutschen Bühnen.

17. April. Um ein Viertel nach zwölf werde ich von einer königlichen Equipage abgeholt. Fahrt nach Laeken; dieses Schloß lag auf dem Lande, als ich zum ersten Mal hier in Brüssel war: jetzt hat sich die Stadt bereits bis dorthin ausgedehnt, und es wird da eine mächtige Kirche gebaut, die augenscheinlich nicht für die Bedürfnisse einer Dorfgemeinde berechnet ist. Schloß; in der Mitte ein großer runder Saal, der durch alle Stockwerke geht und mit einer Kuppel bedeckt ist; Marmor-Fußboden. — Der Hofstaat sehr anständig; die Dienerschaft, in angemessener Zahl, besteht aus Individuen, die anständig aussehen — gentlemanlike nach Verhältniß — und die sehr sorgfältig, sehr gut gekleidet sind.

Kein Kammerherr en fonction; ich werde im Zimmer neben dem Saal von einem Adjutanten empfangen, Grafen Ficquelmont; einem ältlichen Manne, der Majors-Uniform trägt —: nämlich der National-Garde-Artillerie.

Der König Leopold läßt aber nicht lange warten; ich werde in dem nächstfolgenden Zimmer empfangen; — sehr freundlich. Er sieht in seiner grünen Uniform mit vielen Orden alt und hinfällig aus — macht aber bei längerem Verkehr einen sehr angenehmen Eindruck: den Eindruck eines nicht sowohl eminent geistreichen als den eines ungemein verständigen Mannes.

Mitten im Zimmer steht ein kleiner runder Marmortisch und zwei Stühle, der König setzte sich auf den einen und wies mir den andern an. Gespräch von zwei Stunden, das er mit großer Klarheit und Besonnenheit verfolgt. — Zuerst sagt er mir sehr viel Schönes über Tolls Leben, die Darstellung der Ereignisse sei namentlich durchaus wahrhaft.

Dann kommt Griechenland an die Reihe und die Verhandlungen die Krone des Landes betreffend, die man ihm angeboten hatte. Er

sagt aber wenig mehr als was in dem kleinen Aufsatz steht, den er mir zugesendet hat. Ich sage, der diplomatischen Correspondenz zufolge, insoweit ich sie bis jetzt kenne, scheint es, als sei die Feindseligkeit, mit der England fortwährend Griechenland betrachtete, doch einmal unterbrochen worden, nämlich zur Zeit als die Insular-Partei in Griechenland die Oberhand gewann, und es nun schien, als wolle sich die Insurrection nicht auf Rußland sondern auf England stützen — als könne Griechenland in dasselbe Verhältniß zu England treten wie die jonischen Inseln.

Der König bestätigt Das; dem sei allerdings so gewesen. Feindselig gegen die Griechen war denn auch ganz besonders Oesterreich; hier gab auch der Umstand Veranlassung dazu, daß man die Concurrenz der griechischen Handels-Marine fürchtete. — Die Aeußerungen dieser feindlichen Stimmung waren sehr schroff; — auch Gentz — „ich habe ihn sehr geliebt!" sagte der König — nachdem Ibrahim Pascha den Peloponnes verwüstet hatte, sagte Gentz mit ganz unverhohlener Freude: „Nun wird doch endlich von Griechenland nicht mehr die Rede sein, denn es giebt keine Griechen mehr!" — Die Unterhandlungen mit dem König Leopold zerschlugen sich der Grenzen wegen, wie er mir schon geschrieben hatte. —

Dann kommt die gegenwärtige Lage zur Sprache; der König sagt mir, daß vor etwa drei Wochen die Gefahr eines europäischen Krieges sehr nahe lag, daß wir haarscharf daran vorüber gekommen sind. Napoleon III. stand fast auf dem Punkt einen plötzlichen Ueberfall auf die Rheinlande auszuführen. Das, meint der König, hätte sehr schlimm werden können — „jetzt hat sich das Alles ein wenig calmirt!" —

Doch liegt in den polnischen Wirren eine beständige Gefahr, die wohl nicht so bald beseitigt sein wird; „die Russen scheinen es sehr ungeschickt anzufangen." — Der König fragt nach Berg*),

*) General Graf Berg, später Feldmarschall und als Nachfolger des Großfürsten Constantin Vice-König von Polen, wurde zum Pacificator dieses Landes, trat zu der extremen russischen Nationalpartei indessen in Gegensatz, da er der gewaltsamen Russification Polens entschiedenen Widerstand leistete.

was das für ein Mann ist; nach dem Zustand der russischen Armee u. s. w.

Im Zusammenhang mit der Bemerkung, daß in den polnischen Wirren eine fortwährende europäische Gefahr liege, erlaubte ich mir zunächst zu sagen, Das sei wohl um so mehr der Fall, als Napoleon III. im Allgemeinen der Action nach Außen bedürfe, um sich im Innern Frankreichs zu behaupten, um die Zustände im Innern des Landes bei den Franzosen in Vergessenheit zu bringen; in diesem Augenblick insbesondere, um die Aufmerksamkeit von Rom und zumal von Mexico abzulenken. — Der König ließ das gelten, sprach von Napoleons Lage überhaupt, bis zu dem Krimkriege sei sie ungemein unsicher gewesen, dieser Krieg habe sie befestigt. „Der Krimkrieg has been the making of him!" —

Als von dem Werth der Armee die Rede war, sprach der König auch von der seinigen; im Jahre 1848 habe er zu unmittelbarem Schutz des Landes 50,000 Mann an der Grenze zusammengezogen —: nicht daß die das Land wirklich hätten schützen können: — „Ach Gott!" — (ein feines Lächeln und charakteristische Bewegungen der Hände) — bei dieser Gelegenheit habe er nur den Geist seiner Armee beobachtet, und er hat ihn sehr befriedigend gefunden. Die französische Armee hätte den Belgiern doch imponiren können, „aber sie imponirte ihnen gar nicht."

Ich gab dann auch die sonst noch verlangte Auskunft und fügte hinzu, daß in Polen Umtriebe sehr verschiedener Art zu gleicher Zeit in Thätigkeit sind — und daß die Sache keineswegs abgethan ist, wenn der gegenwärtige gewaltsame Aufstand vollständig niedergeschlagen wird; die Umtriebe des großen begüterten Adels gehen ruhig weiter — und ebenso wird das falsche Spiel fortgesetzt, das auch Wielopolski spielt — ja es ist die Frage, inwiefern der Großfürst zuverlässig genannt werden kann, denn er scheint sich sehr zu überschätzen, und man kann nicht wissen, welche Aussichten Wielopolski ihm in der Ferne zeigt; ehrgeizige Pläne des Großfürsten scheint selbst dessen Vater, der Kaiser Nikolaus, als möglich vorausgesetzt zu haben.

König: „Ich glaube, daß er sich sehr überschätzt!" (der Großfürst nämlich).

Ich bekenne mich zu sehr geringen Sympathieen für die Polen, weil ich nirgend eine Spur von der moralischen Regeneration sehe, die doch die nothwendige Bedingung einer politischen wäre und vorangegangen sein müßte; ich sehe nur das alte Wesen, das den Untergang Polens herbeigeführt hat, und zwar ganz unverändert.

Der König spricht von der militärischen Tüchtigkeit der Polen, die nicht zu leugnen sei — dann aber auch von der moralischen Verkommenheit der Nation, und beruft sich dabei auf die von dem ehemaligen Dorpater Professor Blum herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Grafen J. J. Sievers („Ein russischer Staatsmann"), die er wirklich gelesen hat; das Buch scheine ehrlich zu sein.

Ich sage, daß ich den Verfasser in Petersburg persönlich gekannt habe — daß er vielleicht kein großer Geist, sehr gewiß aber ein Mann von durchaus zuverlässigem Charakter sei, der gewissenhaft wiedergiebt, was er in den Quellen findet.

Der König fragt, ob Polen nicht auf Sympathieen in den Reihen der russischen Armee selbst rechnen kann? — Ob nicht die Gefahr auch dadurch gesteigert werden kann? — Ich glaube nicht; ich glaube, daß die russische Armee in dieser Beziehung vollkommen zuverlässig ist. — Doch soll eine gewisse Unzufriedenheit in der Armee herrschen. —

Ich: Das ist nicht zu leugnen, aber ich glaube, sie hatte eigentlich keinen politischen Charakter, so sehr sie unter dem Kaiser Nikolaus stets im Steigen geblieben ist; sie hatte andere näherliegende Gründe, den übermäßig schweren, kaum zu ertragenden Kamaschendienst, die elende Hungerleiderei, in der man das Offizier-Corps darben ließ, und die unvernünftige, durch Nichts mehr gerechtfertigte Bevorzugung der Garde. — Die Garde war nämlich nicht mehr so, wie der König sie gekannt hat; nachdem sie auf das Dreifache und darüber hinaus vermehrt worden war, konnte das Offizier-Corps nicht mehr aus lauter reichen, vornehmen und wohlerzogenen jungen Leuten bestehen; die besten unter den schlechten Cadetten mußten die Vacanzen ausfüllen — es war zwischen den Offizieren der Garde und denen der Linie kein Unterschied mehr, der die Vorrechte rechtfertigen konnte. — Wie ganz rücksichtslos und in ungerechtfertigter Weise

man auch in Beziehung auf die Geldmittel Einzelne bevorzugte, die Masse der Offiziere dabei verkommen ließ, das ist kaum zu glauben. Ich erzähle von Rczewuski, dem freiwilligen Hofnarren, den Paskiewitsch mitnahm zur Armee, der amüsirte den alten Herrn, erzählte lustige Geschichten, „nicht immer die säuberlichsten." —

König lächelnd: „Ich kann es mir denken."

Ich: Der wurde zur Armee mitgenommen, ohne irgend ein nachweisbares Amt zu erhalten, bekam aber vier Dukaten täglich Diäten, und 3000 Rubel Silber Mobilmachungs-Gelder. Das Corps Paniutine's dagegen habe ich ausrücken sehen, ohne daß es die vorschriftsmäßigen Mobilmachungs-Gelder erhalten hätte, und mancher Offizier ging in das Feld, ohne ein zweites Paar Stiefeln zu besitzen.

Der König mißbilligt natürlich Dergleichen und fragt dann nach den sonstigen Zuständen in Rußland, nach der Emancipation der Bauern.

Ich gestehe, daß ich, wie die Sache eingeleitet ist, wenig Gutes davon hoffe, vielmehr das Schlimmste fürchte. — Muß darauf meine Ansichten entwickeln, sowohl was hätte geschehen müssen, als was geschehen ist und die möglichen Folgen. — Der König folgt mit großer Aufmerksamkeit und giebt mir Recht.

Einige Zwischenreden führen dahin, daß ich die Bemerkung mache, wie schwierig die Lage des Kaisers von Rußland besonders dadurch wird, daß es in Rußland durchaus, in jedem Fach an gründlich gebildeten Fachmännern fehlt. Die Erziehung der Jugend ist mehr und mehr in schlechten Cadettenhäusern concentirt worden. Dem Kaiser steht eigentlich Niemand zur Verfügung als schlechte Cadetten, die nun Alles und Jedes machen sollen — Dinge, denen sie nicht gewachsen sind, und mit keiner anderen Hülfe als einer solchen soll nun der Kaiser die allerschwierigsten Probleme lösen.

Der König meint, es dränge bei alledem Alles auf ein parlamentarisches Verfassungsleben hin, und man werde ihm auf die Länge schwerlich entgehen.

Ich glaube oder fürchte das auch. Der Kaiser Nikolaus, erschreckt durch die Ereignisse bei seiner Thronbesteigung, hat sich ganz

in die Arme der alt-russischen Partei geworfen, weil er in ihr den Gegensatz zu der europäischen Revolution zu sehen glaubte; er hat die Partei, die unbedeutend geworden war, selbst wieder zu Macht und Bedeutung herangebildet, ohne je gewahr zu werden, daß sie ihrem Wesen nach eine revolutionäre ist. — Jetzt drängt Alles auf eine parlamentarische Verfassung hin. — Aber wenn ich in Rußland nur die Elemente zu einem gesunden constitutionellen Leben sähe; ich sehe da Nichts möglich, als eine Oligarchie nach schwedischem Vorbild, oder einen wüsten, wilden, polnisch-slavischen Reichstag.

König: „Ich glaube das Letztere" (wird eintreten).

Der König beklagt, daß die Dinge in Rußland diese Wendung genommen haben. Die conservative Thätigkeit Rußlands hat ihr Gutes für ganz Europa; im Jahre 1848, als Alles zu wanken schien, haben selbst entschiedene Liberale in Frankreich eingestanden, es sei doch recht gut, daß das conservative Prinzip an Rußland einen festen Halt habe.

Ich gebe das zu, füge aber hinzu: es liege dagegen eine Gefahr darin, daß eine Partei auch jetzt noch rechnen und handeln wolle, als ob dort eine solche Stütze zu finden sei.

Der König sagt, Das freilich heiße auf Sand bauen. — Das führt ihn auf die Gefahren der allgemeinen Lage zurück. Er spottet über den König Victor Emanuel, der mit der ganzen Welt Krieg anfangen will, und, sich selbst überlassen, ohne Zweifel gegen die Oesterreicher sehr schlecht fahren würde; denn gewiß seien in seiner Armee nur die alten piemontesischen Regimenter etwas werth; die übrigen, in den anderen Provinzen neu gebildeten Regimenter seien schlechtes Zeug.

Ich: Ich bin überzeugt, daß selbst die alten piemontesischen Truppen nicht mehr Das sind, was sie ehemals waren, da die Cadres zu den neuen doch wohl aus ihnen entnommen sind.

Der König: Gewiß, wenn man Wasser in seinen Wein gießt und immer wieder Wasser, so wird es am Ende eine Fiction, daß das Wein ist.

Er erwähnt, daß die Italiener auch bei Solferino von Benedek geschlagen worden sind — macht Bemerkungen über die Schlachten bei Magenta und Solferino, die von Seiten der Franzosen sehr gewagt waren und sehr nachtheilig werden konnten, wenn sie verloren gingen, und spricht von dem Zustand der französischen Armee; ein Conflict mit ihr sei um so mehr bedenklich, da sie auch eine zahlreiche und gute Cavallerie habe. —

Ich: Die französische Cavallerie ist gewiß auf einem Schlachtfelde nichts weniger als gering anzuschlagen; aber ich glaube doch, daß sie jetzt wie früher im Lauf eines Feldzuges sehr schnell zusammenschmelzen wird. Die Franzosen sind nach wie vor schlechte Pferdewärter. Nach Dem, was ich bei ihnen noch vor ein paar Jahren gesehen habe, läßt der Stalldienst sehr viel zu wünschen.

Der König: Darauf wird jetzt große Aufmerksamkeit verwendet.

Ich: Auch soll er in der Garde mit großer Sorgfalt betrieben werden. Aber ich glaube, daß die Wirkungen dieser Sorgfalt sich thatsächlich auf die Garderegimenter beschränken und nicht darüber hinausgehen.

Der König kommt dann auch auf den Conflict bei uns zu sprechen; er hat unserem König gerathen, auf die zweijährige Dienstzeit einzugehen. Sie genüge. „Was die Leute in zwei Jahren nicht lernen, Das lernen sie im dritten auch nicht." — Er ist auch für die Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren.

Ich sage, daß ich aus Ueberzeugung für die dreijährige Dienstzeit geschrieben — und würde sie an sich vorziehen — führe meine Gründe an — von denen der König zugiebt, daß sie beachtenswerth seien — gebe aber dann zu, daß es jetzt wohl rathsam sei, auf die zweijährige Dienstzeit einzugehen, da jetzt wohl noch Compensationen zu haben wären, die später vielleicht verweigert würden: eine Anzahl Berufssoldaten als fester Stamm in jedes Bataillon u. s. w.

Was die Haltung der Unteroffiziere betrifft, so habe ich in der französischen Armee Institutionen wahrgenommen, die ich fast noch lieber in die unserige herübernehmen möchte, als die Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren, die thatsächlich in der französischen Armee

viel seltener stattfindet als in der österreichischen und russischen, nämlich die höhere Autorität, die Strafgewalt, welche die Unteroffiziere in Frankreich haben. Sie trägt ungemein viel bei, der ganzen Armee eine feste Haltung zu geben. Der König stimmte auf das Lebhafteste bei; ja wohl, eine solche gesteigerte Autoritiät der Unteroffiziere sei durchaus wünschenswerth, „damit die Leute fühlen, daß sie etwas sind."

Nebenher erwähnte der König auch W. Rüstows und meinte, es sei sehr schade, daß der für die preußische Armee verloren ist. Er sprach mit Anerkennung von ihm, war aber sehr verwundert seine Geschichte zu hören, von der er zu meiner Ueberraschung Nichts wußte.

Der König sprach dann ausführlich von der Schwierigkeit der Lage in Preußen: es sei überhaupt schwierig, eine solche Versammlung wie das Abgeordnetenhaus „niederzuhalten", denn daß eine solche Versammlung die Autorität der Regierung immer mehr zu beschneiden sucht, das liegt in der Natur der Sache. Bei solchem fortwährenden Beschneiden bleibt aber am Ende gar Nichts übrig.

Ich gehe umständlich darauf ein, durch welch' ein Zusammentreffen von Umständen, von Fehlern, die auf allen Seiten gemacht worden sind, wir in die gegenwärtige Lage gekommen sind. Mit den vorigen Ministern konnte ich über Politik sprechen; zu ihrer Zeit hätte eine Action nach Außen alle Schwierigkeiten beseitigt, die durch die Reorganisation der Armee hervorgerufen waren. Ich habe damals dazu aufgefordert — namentlich dazu, die Händel mit Dänemark ernsthaft und entschlossen aufzunehmen; es sei dabei keine Gefahr. Selbst die heftige Polemik Englands sei ein Beweis, daß England in der Sache Nichts weiter thun könne oder wolle als eben polemisiren, sie werde sich in den englischen Tagesblättern, wenn man sieht, daß sie auf uns keinen Eindruck macht, mit derselben Heftigkeit gegen Dänemark als den Störenfried wenden. Gehen wir entschlossen auf Dänemark los, so werden wir die Erfahrung machen, daß uns Niemand in den Weg tritt. —

Der König nickt wiederholt beifällig zu dem Allem, er wirft die Bemerkung dazwischen: daß England in dem vorausgesetzten Falle eine solche Wendung machen werde, zeige sich zum Theil schon jetzt.

Ich: Jetzt würde die Action nach Außen aber leider einen solchen

Einfluß auf das Innere nicht mehr üben; es ist zu spät dazu. Von den jetzigen Ministern ist Roon der einzige, mit dem ich ernsthaft über die Dinge sprechen kann; ihn habe ich gewarnt, ich habe ihm gesagt: Sie sind auf eine abschüssige Bahn gerathen, die dahin führt, daß Sie entweder einen Staatsstreich wagen müssen, oder daß die Krone in unheilbarer Weise an Macht und Ansehen verliert. Machen Sie meinetwegen einen Staatsstreich — glauben Sie ja nicht, daß es mir um das constitutionelle Prinzip zu thun ist; die Macht und Würde der Krone ist, was mir am Herzen liegt —. Cassiren Sie die Verfassung — mir soll es recht sein: wenn Sie nur können! — Aber wenn Sie nicht gewiß wissen, daß Sie es können, dann wagen Sie ja den Versuch nicht; denn der Versuch, der nicht zum Ziel kommt, der stecken bleibt, der ist es, der Alles verdirbt. —

Der König spricht die Ueberzeugung aus, daß unser König zu einem Staatsstreich nicht zu bewegen ist.

Ich: Zur Zeit meiner Abreise hörte ich, daß Bismarck dem König von der Nothwendigkeit zu octroyiren gesprochen habe, daß er aber damit übel angekommen sei. — Herr v. Bismarck hat, sobald er an der Spitze der Geschäfte stand, begriffen, daß die großen Pläne, mit denen er sich trug, nicht zu den Umständen paßten und unausführbar seien; was er seitdem für politische Absichten hat, läßt sich zur Zeit, wie mir scheint, nicht beurtheilen.

Der König: „Aus der Hand in den Mund!"

Ich: Planlosigkeit ist überhaupt das Uebel, an dem wir leiden; die Opposition geht ebenso planlos vorwärts wie die Regierung, und weiß sich ebenso wenig Rechenschaft davon zu geben, wohin sie will.

Der König spricht von dem Stand der Parteien, und wirft die Frage auf, inwiefern ehrgeizige Absichten bei dem Treiben der Opposition im Spiel sein möchten.

Ich möchte sagen, zu wenig; die Leute denken im Allgemeinen gar nicht daran, sich der Regierung zu bemächtigen — mir aber scheint jede politische Partei verwerflich, die nicht darauf ausgeht Regierung zu werden. Jede Opposition, die sich nicht als künftige Regierung denkt, postulirt unmögliche Dinge. Frankreich ist daran zu Grunde gegangen.

Der König wiederholt meine Worte: „Frankreich ist daran zu Grunde gegangen.“ Inwiefern aber bei uns, bei Einzelnen, Motive persönlichen Ehrgeizes mitwirken mögen?

Ich: Wohl nur bei sehr Wenigen; es herrscht bei uns großer Mangel an Uebung im parlamentarischen Leben; an sicherem Urtheil und Takt, daneben aber weit mehr politische Redlichkeit als z. B. in England. — Nur einzelne Abgeordnete machen eine Ausnahme, namentlich Waldeck, der allerdings böse Absichten hat; er ist ultramontaner Katholik und, wie ich höre, dem Jesuiten-Orden affiliirt; der Jesuiten-Orden kann auch Demokraten brauchen.

Der König mit Ueberzeugung und Nachdruck: „O ja!“

Ich: Waldeck hat den Haß der Jesuiten gegen die protestantische Großmacht Preußen. — Da der König von der Nothwendigkeit einer Ausgleichung spricht, muß ich versichern, daß die Dinge bei uns in Preußen nicht mehr gleichsam von selbst, durch ein mäßiges Entgegenkommen ohne Anstoß aus dem unseligen Geleise herauskommen können, in das sie gerathen sind, um wieder in die rechte Bahn einzulenken. Dazu ist Unvernunft und Erbitterung auf beiden Seiten viel zu weit gediehen. Die Dinge können, wie die Sachen jetzt stehen, nur durch einen starken Ruck, durch ein großes, erschütterndes Ereigniß, durch eine bedeutende Krisis in Ordnung gebracht werden.

Der König: „Das ist sehr schlimm.“

Ich: Ja eben deswegen, weil ich diese Ueberzeugung hege: „wenn der Angriff auf die Rheinlande stattgefunden hätte, der uns vor einigen Wochen drohte — offen gestanden — mir wäre es ganz recht gewesen!“

Der König schweigt; er hat Nichts einzuwenden.

Nach einem zweistündigen Gespräch erhebt sich der König und verabschiedet mich mit den Worten, es habe ihn sehr gefreut meine Bekanntschaft zu machen.

Ich weiß nun nicht recht, woran ich bin; — er hat nicht gefragt, wie lange ich hier zu bleiben gedenke, Nichts von Wiedersehen gesagt — mir aber auch keine Aufträge für Berlin gegeben — kurz ich bin darüber im Unklaren. Eines einzigen Gespräches wegen herzukommen, wäre mir nicht der Mühe werth gewesen.

Uebrigens hatte ich die Gelegenheit wahrgenommen im Gespräch, ich weiß nicht mehr wo, anzubringen, daß ich unseren König unmittelbar vor meiner Reise gesehen habe, daß er sehr viel von dem König Leopold gesprochen habe „mit der Verehrung, die Eure Majestät kennen" — und daß er mir viele Empfehlungen aufgetragen hat.

18. April. Da der Gesandte Savigny mir gestern in meiner Abwesenheit einen Besuch gemacht hat, gehe ich heute wieder zu ihm ins Hôtel Bellevue. Langes Gespräch mit ihm in seinem Cabinet.

Er meint, die Diplomaten seien zwar im Allgemeinen arge Nichtsthuer, in der letzten Zeit habe er aber wirklich viel zu thun gehabt, des Handels-Vertrags und der Ablösung des Schelbezolls wegen. — Er sei eigens nach Berlin gegangen, um die Sache zu betreiben — denn dort habe man (d. h. Bismarck) keinen Sinn für die Wichtigkeit der Sache gehabt und gemeint, Das seien Dinge von untergeordneter Bedeutung, die keine Eile hätten. — Delbrück sei ein ganz eminenter Mann, der das rechte Verständniß habe — Nothomb habe sich bei dieser Gelegenheit ganz vortrefflich und als Freund Preußens bewiesen.

Ich kann nur dazwischen bemerken, daß der Handels-Tractat mit Belgien um so wichtiger ist, weil durch ihn der andere mit Frankreich sichergestellt wird. Savigny hält mir eine förmliche Vorlesung über Politik im Allgemeinen und preußische Politik insbesondere. Er leitet sich selbst durch die Bemerkung ein: „Sie werden vielleicht finden, daß ich ein pedantischer Theoretiker bin — aber —"

Obgleich ihm das Ministerium Bismarck seiner reactionären Tendenzen wegen ganz genehm ist, lag doch in Dem, was er sagte, ein indirecter Tadel der auswärtigen Politik dieses Ministers. Savigny erklärte nämlich: man ist eine Großmacht nicht durch irgend ein formelles anerkanntes Recht; es ist das nicht eine Stellung, die man vermöge eines förmlichen Acts einnimmt oder aufgiebt. Es hat noch keine Regierung Karten mit p. p. c. herum geschickt, um als Großmacht Abschied zu nehmen. — Man ist auch nicht dadurch eine Großmacht, daß man seine Unterschrift unter gewisse Actenstücke setzt, sondern durch den wirklichen Einfluß, den man in seiner Machtsphäre ausübt.

Preußen ist aber keine Weltmacht, nur eine europäische Großmacht; seine Stellung hängt zunächst von dem Einfluß ab, den es in Deutschland übt; Deutschland ist seine eigentliche Wirkungssphäre — die diplomatischen Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten sind mithin die vorzugsweise und vor allen wichtigen. In Berlin aber ist man weit davon entfernt das einzusehen. Es ist eine Verkehrtheit die kleineren deutschen Staaten von oben herab mit Geringschätzung zu behandeln — und sie von sich zu stoßen, und vollends zu erklären: „Preußen verhandelt nur mit Großmächten."

Oesterreich, meint Savigny, sei viel klüger und behandelt die kleineren deutschen Staaten stets mit der größten Aufmerksamkeit und Courtoisie. — Die Verfeindung Preußens mit Oesterreich könne aber auch zu gar nichts führen; die erste Bedingung eines besseren Zustandes in Deutschland und Europa, einer besseren Stellung für Preußen, sei vielmehr eine Verständigung mit Oesterreich.

Savigny ergeht sich in Auseinandersetzungen, daß die alleinige Hegemonie Preußens in Deutschland ein für allemal außer aller Möglichkeit liege. Das südliche Deutschland werde sich einer solchen Hegemonie niemals unterwerfen — am allerwenigsten Baiern, wo ein großes Selbstgefühl herrsche.

Ich: Baierns Stellung in Deutschland ist allerdings ein großes Unheil.

Man müsse nicht glauben, fährt Savigny fort, daß die Bestrebungen Baierns, sich geltend zu machen, blos von der Regierung ausgingen. Diese werde darin von der Gesinnung der gesammten Bevölkerung getragen, nicht blos von der Zustimmung der Alt-Baiern — die gesammte Bevölkerung des Landes sei in dieser Beziehung einmüthig. — Preußen sei auswärts und namentlich im südlichen Deutschland grenzenlos verhaßt, und nicht etwa blos den Regierungen, sondern der Bevölkerung ohne Ausnahme.

Viel trage dazu der unerträgliche Dünkel bei, den unsere jüngeren Offiziere mit Behagen zur Schau trügen. Savigny macht nun von dem Offizier-Corps unserer Armee, von dem Dünkel der jungen Leute, der Stellung, die sie dem Bürgerstande gegenüber einnehmen, der unnützen Eleganz, der Schuldenmacherei u. s. w. mit ingrimmiger

Erbitterung eine Schilderung, die in krasser Uebertreibung weit über die Wahrheit hinausgeht; ja er hat Lust unserem Offizier-Corps selbst die kriegerische Tüchtigkeit abzusprechen und es unter das österreichische, ja sogar unter das bairische zu stellen.

Das lasse ich mir denn doch nicht gefallen und sage, daß dieses Offizier-Corps denn doch mit allen seinen unleugbaren Fehlern unstreitig ein sehr brauchbares ist und so große Vorzüge hat, wie wohl kaum ein anderes.

Savigny sagt, wie man im südlichen Deutschland von preußischen Offizieren Nichts wissen will; wenn ein preußischer Offizier angekündigt wird, „so kreuzigt und segnet man sich." — Im ganzen übrigen Deutschland sei der Gegensatz, alle Animosität zwischen Militär und Bürgern durchaus verschwunden, ganz allein bei uns habe sich der Haß zwischen Civil und Militär concentrirt.

Das ist leider wahr; doch trägt die Armee nicht die Schuld. Die Opposition hat sie ziemlich unnützer Weise vielfach gereizt und beleidigt.

Savigny bleibt aber bei seinem Ingrimm gegen unsere Armee und verlangt stehende Lager, um unseren Offizieren die Eleganz und Weichlichkeit und den Luxus abzugewöhnen, da würden sie ihr gebranntes Haar wohl aufgeben! — Er verlangt ferner Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren, damit werde ein besserer Geist in das Offizier-Corps kommen. Damit bewirke man Wunder in Frankreich.

Ich mache darauf aufmerksam, daß sie im Kriege auch bei uns stattfindet — setze aber Savigny dadurch in Verwunderung, daß ich nachweise, daß die Beförderungen von Leuten, die wirklich der obligaten ausgehobenen Mannschaft angehören, in der französischen Armee sehr viel seltener vorkommen, als in Oesterreich und in Rußland.

Daneben spricht aber Savigny mit der größten Verehrung von dem General Manteuffel, als einem redlichen pflichttreuen verständigen Mann.

Er kommt auf den parlamentarischen Conflict bei uns und fragt mit Bitterkeit, was denn nun weiter werden soll, der König könne doch unmöglich vor Herrn Waldeck den Hut abnehmen und

sich unterwerfen — davon aber, wie dieser Conflict entstanden ist, hat er nur eine sehr unklare Vorstellung.

Ich erzähle, wie von allen Seiten Fehler gemacht worden sind, von Seiten des Ministeriums, das die Sache in sehr ungeschickter Weise vor das Haus gebracht hat — vor Allem aber von Seiten der liberalen Partei, Vincke an der Spitze; die trägt die Hauptschuld. Aus meiner Darstellung geht dann auch beiläufig und ganz von selbst hervor, ohne daß ich es ausdrücklich sage, daß hinter den Coulissen eine reactionäre Partei steht, welche die Militär-Vorlage geflissentlich mit Absicht und Berechnung nur als das Mittel benutzt hat, einen solchen Conflict herbeizuführen, wie er nun ausgebrochen ist. — Ich kann bemerken, daß das Eindruck auf Savigny macht.

Ich spreche dann auch davon, daß der dünkelhafte Ton, über den er klagt, nirgends so grell hervortritt, als in den militärischen Blättern, die Courbière herausgiebt, die thun unendlichen Schaden. Roon weiß es; ich selbst habe ihm davon gesprochen — aber er hat mir gestanden, daß er dagegen vollkommen ohnmächtig sei —: so mächtig und so hoch gestellt ist die verborgene Protection, die diesen Ton in der Armee will und fördert. Savigny kommt immer wieder mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit auf die Fehler unserer Politik zurück: Preußen sei tief gesunken, weil es die Gelegenheit zu Thaten 1859 versäumt und an dem Kriege nicht Antheil genommen. Damit bin ich in gewissem Sinn einverstanden; ich wiederhole, was ich damals unseren Staatsmännern, Usedom u. s. w. gesagt: daß wir dem Kriege nicht entgehen könnten, daß wir nur dafür sorgen müßten, nicht auf eine ungünstige Art hinein zu kommen; daß es zu gar Nichts helfen könne, wenn wir unsere Theilnahme an dem Krieg von Eventualitäten abhängig machten, weil dadurch an der Natur und an der Tendenz des Krieges nichts geändert werde, daß wir unsere Theilnahme mithin von Prinzipien abhängig machen und an bestimmte Forderungen knüpfen müßten. Man wendete mir damals ein, es führe zu Nichts Forderungen zu stellen, denn Oesterreich, darüber gewiß, daß die Gewalt der Umstände uns jedenfalls in den Krieg hineintreiben müsse, werde eben Nichts bewilligen. Ich erwiderte darauf, eben deshalb müssen wir unsere Forderungen nicht in der Stille des Cabinets stellen, sondern

so laut und öffentlich als möglich auf offenem Markt, und wenn wir uns dann wacker geschlagen, wenn wir Erfolge aufzuweisen haben: dann wollen wir sehen, ob man uns verweigern kann, was wir mit Recht in Anspruch nehmen.

Savigny: „Versteht sich, dann nehmen wir uns, was wir haben wollen." Jetzt aber sei Preußen allgemeiner Geringschätzung verfallen: „wir haben viel und aus einem sehr hohen Ton gesprochen, und nie etwas gethan." Da sagt man allgemein: „die Preußen sind großmäulig."

Ich: Die realen Verhältnisse behaupten am Ende doch ihre Macht. So tröstet mich das schnelle Anwachsen Berlins über gar manches Unheimliche, denn es hat eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung.

Savigny: Wie das? das sehe ich doch nicht!

Ich: Ich sage mir, wenn ich es sehe: Mögen wir auch noch so viele Fehler begehen, mag man im südlichen Deutschland auch noch soviel schimpfen und intriguiren, eine andere Hauptstadt als Berlin kann Deutschland nicht mehr haben! Bedenken Sie wieviel damit gegeben ist!

Savigny ist ganz ergriffen davon: Jawohl; die schnelle Vergrößerung Berlins hat freilich auch ihre sehr großen Schattenseiten — der Charakter der Bevölkerung wird dadurch ein ganz veränderter — allein die Thatsache ist da — und sie hat ihre Macht u. s. w.

Von unseren Abgeordneten sprechend, setzt auch Savigny revolutionäre Pläne persönlichen Ehrgeizes voraus.

Ich: Nur bei sehr Wenigen sind solche Pläne bestimmend, vielleicht sind zehn oder zwölf solche Leute da, mehr gewiß nicht. Die Anderen sind redlich und handeln zwar so unvernünftig wie möglich, aber ohne arrière-pensée.

Savigny zieht heftig über den Mangel an Patriotismus los, den unsere Abgeordneten in der Militärfrage zeigen; sie schimpfen vor aller Welt, öffentlich, über die preußische Armee. — Da sind die Belgier andere Leute. Die rühmen ihre Landesarmee gegen Jedermann — lassen Nichts gegen sie sagen, nehmen unbedingt Partei für sie u. s. w. Dieses kleine Land hat seit Kurzem sein

Militär-Budget um 8 Millionen erhöht; — es hat 54 Millionen zur Befestigung von Antwerpen hergegeben. (NB. Ich habe Niemanden ärger über die preußische Armee schimpfen hören als diesen selben ultramontanen großdeutschen Savigny selber eine halbe Stunde vorher.)

Besuch bei Mr. Jules Devaux, Cabinets-Sekretär des Königs. Er wohnt im Schloß in Brüssel, ein gescheidter junger Mann. Ich sage: „Puisque le roi m'a fait l'honneur de me recevoir, il serait je crois dans les convenances, de faire ma cour à Monseigneur le Comte de Flandre?“ Wie habe ich das einzuleiten? Antwort: Es sei allerdings nöthig mich ihm vorzustellen, eigentlich müßte ich mich deshalb bei einem seiner Ordonnanz-Offiziere melden, aber er, Mr. Devaux, werde die nöthigen Schritte für mich thun.

Mr. Devaux fragt, wie ich den König gefunden habe — ein Beweis, daß auch er ihn nur selten sieht, und überrascht mich dann durch die Frage: „Est-ce que vous verrez encore le Roi?“ „Je ne sais pas, mais je crois que oui — il ne m'a pas congédié, il ne m'a pas parlé de mon départ — et au surplus, nos sujets de conversation ne sont pas encore épuisés.“

Diner an table d'hôte; da sehe ich mich zu meiner Ueberraschung neben dem Grafen Cieszowski; der kommt, wie ich erfahre, aus Paris, wo er sich bei Plonplon Verhaltungsbefehle geholt hat. — Echt polnisch! — Während er in solcher Mission reist, hat er nicht Besonnenheit genug, sich in einem weniger besuchten Gasthof der unteren Stadt einzuquartieren — oder wenigstens, wenn er im Hôtel de Flandre absteigen will, auf seinem Zimmer zu speisen.

Weiterer Aufenthalt in Brüssel und Ausflug nach Mecheln.

22. April. Die Kirche St. Gudula vor 12 Uhr besucht. Das Innere hat viel Schönes. In der großen Capelle nördlich neben dem Chor fünf sehr schöne gemalte Fenster: das erste, von Karl V. geschenkt, stellt die Anbetung des heiligen Lammes dar, unter den Anbetenden sind Karl V. und seine Gemahlin. Auf den vier anderen sind die Fürsten,

die sie geschenkt haben, mit ihren Frauen und den Schutzheiligen Beider, von einer reichen Renaissance-Architektur umgeben. — 2. Kaiser Ferdinand I. und seine Gemahlin, sein Patron ist der heilige Ferdinand von Castilien. — 3. Franz I. von Frankreich mit seinem Anhang. — 4. Ludwig von Ungarn und seine Gemahlin. Die Schutzheiligen sind: der heilige Ludwig (IX.) von Frankreich und die Jungfrau. — 5. Johann von Portugal; die Schutzheilige der Königin ist Katharina von Siena.

Die Glasmalereien im Querschiff sind nicht besonders schön, die modernen hinter dem Chor sehr schlecht.

Dagegen ziehen drei schöne neue gemalte Fenster im südlichen Seitenschiff meine Aufmerksamkeit auf sich. Das eine ist von einem Baron von Wykerath hierher geschenkt. Das andere trägt die Wappen von Mercy d'Argenteau und Trazegnies d'Itter. — Das mittlere ist ein Geschenk des Pfarrers dieser selben St. Gudula-Kirche — und sollte man es wohl errathen, welches der Gegenstand gerade dieses Glasbildes ist? — die Juden, welche die geraubten schon geweihten Hostien mit Messern durchstechen, in recht drastisch dargestellter Wuth. In unseren Tagen werden die Juden an solcher Stelle, in solcher Weise, dem Haß, und wenn es gelingt, der Verfolgungswuth der Massen bezeichnet. Ein solches Geschenk kennzeichnet den belgischen Klerus.

Ich fühle mich empört und kann es nicht unterlassen einen ältlichen Herrn, der auch die Kirche betrachtet, auf dieses Bild aufmerksam zu machen. Der zeigt sich gar nicht überrascht — und zuckt die Achseln. Er ist, wie sich später ergiebt, ein Mann von altem Adel, wallonischer Abkunft, de Méras, und ein Anhänger des Hauses Oranien — der, wie ihn schon sein Vater dazu aufgefordert hatte, den öffentlichen Angelegenheiten nach der Vertreibung der Oranier fremd geblieben und sehr wenig erbaut ist von Allem, was in Belgien vorgeht. Ein solcher Mann ist eine seltsame Ausnahme hier im Lande.

Er macht mich auf mehrere der Wappen in den Fenstern aufmerksam und erzählt, wie die Familien Mercy d'Argenteau und Trazegnies sich zur Zeit der Revolution überaus demokratisch und liberal angestellt, wie sie dem „Volk" geschmeichelt hätten — und wie sie

sich jetzt dem Klerus anschließen, zum Theil wohl auch weil sie glauben, daß die klerikale Partei schließlich das Uebergewicht behalten werde. In sehr vielen Kirchen des Landes, fast überall sieht man jetzt das Wappen der Mercy d'Argenteau auf geschenkten und geweihten Gegenständen. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die eigentlichen Mercy ausgestorben, Name und Wappen durch eine Tochter auf eine andere Familie übergegangen sind.

Auch die stolze ultramontan gesinnte Familie Merode habe, bemerkt de Méras, den jungen Merode, der in den Kämpfen 1830 gefallen ist, auf seinem Denkmal in der Arbeiter-Blouse darstellen lassen, um dem Volke zu schmeicheln — und wie paßt ihr jetziges Treiben in Rom dazu?

Den Zustand Belgiens sieht er sehr trübe; er verweist auf das unermeßliche besitzlose Proletariat, dessen Dasein ein durchaus unsicheres ist, das gleichsam jeden Augenblick der gefährlichsten Noth verfallen kann. Was geworden wäre, wenn der eben verflossene Winter nicht ein sehr milder gewesen wäre, sei gar nicht zu ermessen. Eine schlechte Kartoffelernte reicht hin, das ganze Land, den ganzen Zustand in Gefahr zu bringen. Dabei klagt de Méras über die allgemeine Entsittlichung des Volkes. (NB. Das entschiedene Uebergewicht der Städte, das gänzliche oder fast gänzliche Verschwinden des Bauernstandes, das sind freilich sehr bedenkliche Elemente des gesellschaftlichen Zustandes.)

Ich gebe zu, daß der Zustand auch in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse des kleinen Reiches ein künstlicher, gezwungener ist, daß die staatsmännische Weisheit des Königs dazu gehört, alle Gefahren zu meiden, und daß es seinem Nachfolger vielleicht nicht in derselben Weise gelingen wird.

De Méras wollte auch von dem König Leopold nicht viel Löbliches sagen, seinem großen Verstand ließ er allerdings Gerechtigkeit widerfahren; aber er sei ein Mann ohne alles sittliche Prinzip, „tous les moyens lui sont bons pour arriver."

Méras ist vor kurzen in Rom gewesen und äußert sich überzeugt, daß nicht der Cardinal Antonelli, sondern Monsignor Merode sich dort jeder Wendung zum Bessern widersetzt.

Selbst Katholik äußert sich Méras auch betrübt und sehr mißvergnügt über Alles, was er in Rom gesehen hat, und hält das päpstliche Regiment selbst in der Kirche für unhaltbar. Er hat dort Nichts gesehen als die elendeste Entsittlichung und meint, was sehr wünschenswerth, ja unerläßlich wäre, um einen gänzlichen Verfall der Kirche zu verhüten, das sei eine Fusion der katholischen und protestantischen Kirche (NB. mit anderen Worten eine neue Reformation). Das Gespräch war mir sehr interessant. —

Besuch bei Jules Devaux. Gespräch über den Feldzug 1815 — über Belgien und seine gegenwärtige Lage; Devaux spricht von den Fehlern, die man 1848 auch hier begangen habe, von der Vermehrung der Armee, die kürzlich stattgefunden habe, und dem Widerspruch, den sie erfahren habe; den er mißbillige.

Ich: Viele Belgier sind der Meinung, die Armee sei überflüssig, weil Belgien sich doch nicht selbst vertheidigen könne. Ich habe dem immer widersprochen. Daß die Aufgabe Belgien zu vertheidigen im Wesentlichen immer England und Preußen zufallen wird, ist wahr, daraus folgt aber noch ganz und gar nicht, daß Belgien selbst für seine Vertheidigung Nichts thun müsse. On se bat bien plus volontiers pour quelqu'un qui se bat lui-même; se battre pour quelqu'un qui regarde faire c'est fatigant!

Dieser Gedanke war dem Herrn Devaux neu, machte aber um so mehr Eindruck auf ihn, — und dann, meinte er, müsse man doch jedenfalls die Mittel haben sich so lange zu wehren, daß die fremde Hülfe Zeit gewinne heran zu kommen. —

Museum im „alten Hof". Das merkwürdigste Stück der Sammlung sind jetzt Adam und Eva von van Eyck, zu dem berühmten Genter Altar gehörig, noch vor Kurzem in Besitz des Bisthums Gent, versteckt und unzugänglich aus Gründen der Sittlichkeit. Ich habe sie in Gent nicht sehen können. Für 20,000 Franken hat aber der Bischof seine Skrupel überwunden und diese gefährlichen Bilder einer Gallerie verkauft, in der sie nun Tag für Tag vor aller Welt Augen dastehen.

Der Gedanke, daß diese Bilder die Sinnlichkeit erregen könnten,

ist ein geradezu lächerlicher. Sie sind aber sehr merkwürdig, denn sie lassen es deutlich erkennen, wie sehr den damaligen Künstlern das Studium nach der Natur und eben deshalb der Sinn für die Schönheit der menschlichen Formen fehlte. — Nebenher zeigen sie dann auch, wie sehr die damalige Weise sich zu kleiden die weibliche Gestalt verunstaltete. Es geht das gleichförmig aus allen deutsch-niederländischen Bildwerken des 15. und 16. Jahrhunderts hervor, auch namentlich aus denen, in denen mehr Studium der Natur liegt, den nackten Mädchengestalten eines Lucas Cranach z. B.

23. April. Fahrt nach Mecheln. Nach 35 Minuten sind wir in Mecheln. Diese Stadt bildet in dem von alten Zeiten her überaus betriebsamen Belgien eine gar eigenthümliche Ausnahme. Schon der Bahnhof liegt außerhalb der Stadt, und auch das ist in Belgien nicht gewöhnlich, ja beinahe unerhört. — Im Innern der weitläufigen Stadt breite Straßen — große Plätze — viele Klöster — große Ruhe und Stille — der große Platz, darauf das Rathhaus, ein unbedeutender Bau aus dem späteren Mittelalter, Beyard genannt, ich weiß nicht warum, S. P. Q. M. im Giebel. Mehr Charakter haben die ehemaligen Hallen am Ende an einer der schmalen Seite des Platzes, jetzt Hauptwache, ein Gebäude aus dem 14. Jahrhundert mit einem Doppelgiebel und Thürmchen. Mitten auf dem Platz eine sehr mittelmäßige Statue der Margarethe von Parma.

Ich gehe auf die nahe Cathedrale zu, ermittele den Küster und lasse aufschließen. Ein Backstein-Bau, der dem allgemeinen Typus der belgischen Kirchen entspricht — dem aber der später angefügte Thurm ein gar seltsam unförmliches Ansehen giebt. Wer sich etwa noch nicht Rechenschaft davon gegeben hätte, daß ein Thurm im Zusammenhang mit dem Bau, dem er angehört, gedacht und entworfen sein, harmonisch dazu gehören muß, der kann sich hier davon überzeugen. — Der Bau des Thurmes ist, nachdem die Kirche vollendet war, im Jahre 1452 begonnen; dieser Thurm sollte nicht weniger als 640 Fuß hoch werden, er ist nur bis zu 375 Fuß Höhe aufgeführt, und schon steht er außer allem Verhältniß zu der Höhe der Kirche. Er sieht aus wie der eigentliche Bau, die Kirche wie ein niedriges Gebäude, einigermaßen wie eine bedeckte Kegelbahn, die man unpassen-

der Weise an seinen Fuß geklebt hätte. Wäre der Thurm vollendet worden, so stünde hier das Monströseste, was man sich von mittelalterlichem Bau denken kann.

Eigenthümliche Bauart des Thurmes; es besteht eigentlich der Hauptsache nach aus den mächtigen Strebepfeilern, zehn an der Zahl, die, nach oben verjüngt, von allen vier Seiten emporstreben. Dazwischen hinein sind die vier Wände des Thurmes gebaut und eingefügt. Das Innere der Kirche ist schön, harmonisch, großartig, heiter. — Runde Pfeiler, daran auf Kragsteinen die Statuen der Apostel, ganz wie in St. Gudula; an einem Seitenaltar die Kreuzigung von van Dyck, ein Bild, in dem der Einfluß des Meisters Rubens noch sehr entschieden hervortritt — das aber schon sehr von Zeit und Feuchtigkeit gelitten hat. — An der Nordseite ist dem Langschiff eine Reihe Capellen angefügt. Die erste derselben ist eine dreifache zu nennen; d. h. sie geht drei Pfeiler-Zwischenräume im Innern entlang und hat dementsprechend drei Fenster nach außen; sehr kunstreiches, der Anlage und dem Verhältniß zu dem ganzen Bau entsprechend, in drei Felder getheiltes Kreuzgewölbe. In dieser Capelle das Grabdenkmal des Erzbischofs de Méan. — Im Querschiff ein neues — sehr neues — gemaltes Fenster — Gegenstand: „die Verkündigung des neuen Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria;" Das ist vielleicht selbst in den Augen der belgischen Kleriker nicht eigentlich an sich Weltgeschichte — aber sie möchten es von Herzen gern dazu machen. — Um den Chor geht ein Kranz von Capellen, die in den ursprünglichen Plan der Kirche gehören und in der Anlage Aehnlichkeit mit denen des Freiburger Münsters haben.

In Mecheln stehen drei Batterien reitender Artillerie; eben war ein General zur Inspection hier; sie hatten vor ihm exercirt und kamen über den großen Platz zurückmarschirt. Wie es scheint, sehr zweckmäßiges Material; besonders existirt in der ganzen belgischen Armee nur ein Modell von Rad — jedes Rad paßt an jede Achse. So sind an den Geschützen Protzen- und Lafetten-Räder gleich, und wird eines zerschossen, so kann es durch das erste beste Rad von einem Munitions- oder Bagage-Wagen ersetzt werden. — Die Bespannung

gut; auch ist die Mannschaft gut beritten, und scheint gut zu reiten, wenigstens haben die Leute einen guten Sitz.

Nach Tisch zur Johanneskirche — die auch nach dem Muster der Cathedrale gebaut ist — das Altarbild, Flügelbild — (Anbetung der Könige — Johannes der Täufer und der Evangelist) — und noch drei kleinere Bilder soll Rubens alle zusammen in achtzehn Tagen gemalt haben. Es ist aber auch in der That Dekorations-Malerei, und — mögen sie groß und kühn angelegt sein — die Bilder sind ihrem gänzlichen Untergang sehr nahe.

Quai — Harer-Werft — an der Dyle. Mecheln ist eigentlich durch seine Lage sehr begünstigt, wenn die Stadt sie nur zu benutzen wüßte; auch das Flüßchen ist nicht gering zu achten. An der hölzernen Schälung zeigt sich, daß Ebbe und Fluth bis hierher fühlbar sind. Es ist gerade Ebbe. Mit der Fluth können Küstenfahrer bis hier herauf kommen. Aber es liegt nur ein einziges kleines Schiff da — neben einem Floß Bauholz. Ein einziger plumper Krahn am Quai genügt für die Handelsthätigkeit auf dem Flusse. Vier Arbeiter sind eben beschäftigt, vermöge dieses Krahnes einzelne Stämme Bauholz aus dem Wasser zu heben. Ein Wagen ist zum Transport bereit. — Weiter geht da Nichts vor.

Doch liegt in der Nähe der Dyle auch eine filature de coton, wahrscheinlich die einzige in Mecheln. Das Gebäude scheint ein altes Kloster zu sein.

Am Harer-Werft einige sehr merkwürdige und sehr alte hölzerne Häuser — wohl aus dem 15. und 16. Jahrhundert, zum Theil vielleicht noch älter, kaum noch bewohnbar. Auffallend ist, wie niedrig die Wohnräume im Innern sein müssen.

Auf dem Wege von Notre-Dame ging ich irre und kam dadurch an ein altes Stadtthor, das nun, da die Mauern längst geschleift sind, als ein alterthümliches selbständiges Gebäude dasteht. — Notre-Dame, Altarbild Petri Fischzug von Rubens, — berühmt, aber auch dem vollkommenen Untergang schon sehr nahe.

24. April. Um zwölf Uhr Audienz bei der Herzogin von Brabant; im Stadtschloß. Im Vorzimmer empfangen mich ein Kammerherr und eine Dame, Gräfin Grünne, glaube ich. — Die

Herzogin ist eine ganz hübsche junge Frau, nur daß sie vollkommen unbedeutend aussieht. — Spricht von Litteratur mit mir, d. h. von Romanen — keusche Entrüstung über die französischen — die englischen zieht sie vor — „Soll und Haben" hat ihr sehr gefallen. — Das war die Ausbeute unseres Gespräches.

25. April. General Buels spricht mir seine große Verwunderung aus über das Treiben unseres Abgeordnetenhauses und wollte wissen, ob die Leute nicht verrätherische revolutionäre Absichten hätten, daß sie durchaus die Armee zu Grunde richten wollten? — Le Roi a raison! — qu'il ne laisse pas toucher à l'armée!

Er beantwortete mir auch einige Fragen, die belgische Armee betreffend. Ihm ist es nicht recht, daß man in neuester Zeit die Uniformen der belgischen Truppen wieder mehr als billig den französischen nachgebildet hat; namentlich die der Guiden. — Wesentlicher ist, daß man die Cürassiere abschafft — in Lancier-Regimenter verwandelt hat. Die Reiterei besteht jetzt aus 4 Lancier-, 2 Chasseur- und einem Guiden-Regiment.

Bei der Infanterie sind die Elite-Compagnieen abgeschafft; sie besteht aus sechzehn Regimentern zu drei Bataillonen, das Bataillon zu sechs Compagnieen, drei von den sechzehn Regimentern sind Jäger.

Ausflug auf die Schlachtfelder von Belle-Alliance und Ligny.

26. April. Ich wollte eigentlich erst nach der Abschiedsaudienz die Schlachtfelder besuchen; da die Audienz aber auf sich warten läßt, kann ich einen Tag gewinnen, wenn ich die Zwischenzeit zu einem Ausfluge benutze, — und zu dem machte ich mich denn heute früh um acht Uhr bei schönem warmem Wetter, wolkenlosem Himmel und klarer vollkommen durchsichtiger Atmosphäre in einem zweirädrigen Gigg mit einem Pferde auf den Weg.

Zur Porte de Namur hinaus zunächst durch ein Dorf, das sich zu einer Vorstadt von Brüssel gestaltet. Hügel auf Hügel ab, durch flache Thäler, durch ein höchst fruchtbares, musterhaft ange-

bautes Gelände. Ponterieux, ein Dorf, das sehr stadtartig aussieht. Waterloo und Mont St. Jean zusammenhängend haben ein mehr ländliches und landwirthschaftliches Ansehen. Auch an manchem einzeln liegenden Meierhof führt der Weg vorüber. Diese fermes nehmen sich mit ihren soliden weitläufig angelegten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden meist ungemein stattlich aus — aber sie gehören sämmtlich, wie selbst die geringeren landwirthschaftlichen Anwesen, entweder vornehmen Herren oder Städtern, Advokaten, Aerzten und dgl. — und auf meine Frage erhalte ich hier wie in Flandern die Auskunft, daß es einen Bauernstand in Belgien nicht mehr giebt. —

Die Ferme Mont St. Jean, wohl das ehemalige Rittergut des Ortes, ein massives Gebäude mit Thürmchen gehört zu den stattlichsten der Art.

Der Wald, durch den man ehemals von Brüssel nach Waterloo gelangte, forêt de Soigne, ist jetzt zur Hälfte ausgerodet, sodaß die gepflasterte Heerstraße an demselben entlang führt. Es ist nämlich der Theil westwärts der Straße in Ackerland und Wiesen verwandelt und soweit das Auge darüber hinschweifen kann, sieht man nur noch einzelne kleine Gehölze von wenigen Morgen, hin und wieder zwischen den Feldern als Reste des ehemaligen Forstes. — Die Hälfte ostwärts der Straße steht dagegen; es ist ein frischer Buchenwald von mittlerem Alter, dessen helles Grün jetzt im Frühjahr gar schön ist. Er gehört dem Grafen von Flandern, und mein Kutscher wußte mir nicht genug zu sagen, was dieser Wald für ein vortreffliches Jagdrevier sei; er berge unermeßlich viel Wild; was für Wild? — vor allem Kaninchen. — Weithin sieht man das Monument. Auf dem Kamm, wo Wellingtons erstes Treffen stand, verläßt man die Heerstraße, die nach La Haye Sainte hinunter führt, und biegt rechts ein in einen Landweg, auf ein weißes Haus hin, das unmittelbar am Fuße des Monuments liegt, und dessen Inschrift: Hôtel du Musée weithin sichtbar ist.

Ich hatte einige Mühe mich der vielen Führer zu erwehren, die sich von allen Seiten zudrängen. — Der Theil der Stellung, den Wellingtons rechter Flügel zwischen La Haye Sainte und Goumont

(oder Hougomont) einnahm, ist sehr verändert, denn die Anhöhen sind geschält worden, um das Material zu der gewaltigen Erdpyramide zusammen zu bringen, auf der sich das Monument erhebt. — Die Monumente Gordons und der deutschen Legion sind unberührt geblieben, was so viel heißt, als daß man den Bauhorizont einige Fuß weit um diese Denkmale herum unverändert gelassen hat, und nach diesen stehen gebliebenen Erdmassen läßt sich nun die ursprüngliche Gestaltung des Geländes noch so ziemlich beurtheilen.

Der Höhenzug, auf welchem Wellington stand, ist, wie man da sieht, um 5 bis 7 Fuß niedriger geworden, als er zur Zeit der Schlacht war, und das macht in diesem Gelände sehr viel aus. Wellingtons Stellung beherrscht nicht mehr wie am 18. Juni 1815 die Bodenwelle gegenüber, auf der sich Napoleons Heer entfaltete — und was noch wichtiger ist: die Vertiefungen rückwärts, in denen Wellingtons Reserven gedeckt aufgestellt waren, treten nicht mehr so charakteristisch hervor, da der schützende Höhenzug niedriger geworden ist.

Es mag ein prachtvoller Anblick gewesen sein, wie sich die französische Armee auf der Bodenfalte gegenüber entfaltete. — Unsere heutige Artillerie würde aber dem Feinde wohl kaum gestatten, in solcher Nähe seine Schaaren umständlich zu einer Paradestellung zu entwickeln.

In einer Beziehung scheint übrigens Wellingtons Stellung auch vortheilhafter als sie war; sie ist rasanter geworden; man sieht jetzt überall vom Kamme den Fuß des Abhanges, was zur Zeit der Schlacht der damals ausgepauschte Abhang nicht gestattete. Der Pachthof La Haye Sainte, den man damals von der Stellung aus nicht sah, könnte jetzt vom Kamme herab durch ein sehr wirksames Flankenfeuer unterstützt werden.

Ich stieg die Erdpyramide zu dem Löwen hinan. Prächtige Uebersicht des Schlachtfeldes von oben. Das Denkmal ist ein colossaler Löwe, der drohend in die Ebene hinabschaut und eine Tatze auf die im Verhältniß zu dem Löwen sehr kleine Erdkugel legt. Er soll, glaube ich, den niederländischen oder brittischen Löwen vorstellen, der Europa oder gar die ganze Tellus schützt.

Es könnte aber auch der brittische Löwe sein, der seine schützende

Pfote auf einen Pudding legt, und dann wäre die Bedeutung, daß John Bull seinen Pudding ganz allein haben will.

Wanderung den rechten Flügel entlang und die Vertiefung vor der Stellung hinunter und über die Felder nach Goumont oder Hougomont, sodaß ich von der feindlichen Seite in das Gehölz davor und in das Gehöft gelangte.

Dieses Schloß und seine Umgebung sind auf den meisten Plänen falsch dargestellt, so, als ob sie auf dem Abhang der Höhen lägen, auf denen Wellington stand, und an deren Fuß —: in Wahrheit aber bedecken Schloß, Garten und Gehölz eine eigene kleine Bodenwelle, die im Allgemeinen zu den Abhängen gehört, welche das französische Heer krönte, sodaß die Stelle unmittelbar hinter der Einfassungsmauer des Schloßhofes, gegen die Heerstraße von Nivelles hin, der am tiefsten gelegene Punkt des Schlachtfeldes ist.

Das Gehölz ist viel schmaler geworden, als es zur Zeit der Schlacht war. Oefter ist, und mit Recht, mit Verwunderung davon die Rede gewesen, daß die Franzosen ihre vergeblichen Versuche die Gartenmauer zu stürmen stets wiederholt haben, während der Garten doch nur von zwei Seiten von einer Mauer umgeben, an den beiden anderen Seiten aber nur durch eine schlechte Hecke eingefriedigt ist. Das ist wahr. Die eine dieser Seiten, in der Richtung nach La Haye Sainte, war auch zugänglich für die Franzosen! — man muß nicht glauben, daß mit dem Garten auch das Schloß selbst für die Engländer verloren gewesen wäre, denn der Schloßhof ist rundum auch gegen den Garten hin von Mauern umgeben.

Der Besitzer von Goumont, Graf Robiano, hat Alles möglichst so gelassen, wie die Schlacht es zugerichtet hatte. Unvermauert, offen, sieht man in der Ziegelmauer des ungepflegten Gartens die Schießscharten, die vor 48 Jahren durchgebrochen wurden. Der Thorweg, der in das Schloß führt, geht durch ein Gebäude, das damals zur Gärtnerwohnung diente und jetzt dem Pächter eingeräumt ist. — In den Wänden sind zahlreiche Kugelspuren sichtbar geblieben, selbst die Thorflügel sind noch die alten und es stecken noch Kugeln darin. — Das Schloß selbst, das mitten im Hofe stand, liegt in Trümmern, der Schutt ist weggeräumt natürlich, und so stehen denn nur wenige

Mauerreste und die kleine einfache Schloßkapelle. — Ein Knabe, der mich zu den Gräbern zweier englischer Offiziere im Garten führte und mir dann die Kapelle öffnete, ermangelte nicht mich auf das Wunder des Ortes aufmerksam zu machen — jedoch ohne es ausdrücklich ein Wunder zu nennen. — darauf nämlich, daß der Brand, als das Schloß in Flammen aufging, an dem hölzernen Crucifix, das im Innern der Kapelle über der Thür hängt, stehen geblieben ist und die Kapelle unversehrt gelassen hat. — Zum Wahrzeichen sind die Füße der hölzernen Christus-Figur vom Feuer geschwärzt. — Das Wunder erinnert mithin einigermaßen an das vom unverbrannten Papierblatt in Thümmels Reisen.

Da ich den Knaben reichlich beschenke, nehmen mich die Pächtersleute sehr freundlich auf, zeigen mir manche Curiosa, Flintenkugeln, die sie aus den Bäumen im Garten herausgeschnitten haben mit dem umgebenden Holz u. s. w. Die Frau verehrt mir auch eine Flintenkugel, die plattgedrückt ist und etwas Ziegelstaub an sich hat. — Ob sie wirklich ihre Rolle in der Schlacht gespielt hat, ist zweifelhaft, da besonders Engländer schon seit 48 Jahren zu Tausenden herbeiströmen und Reliquien mitnehmen. Daß die Leute in der Gegend deren unechte anfertigen, ist bekannt.

Auf die Chaussee nach Nivelles, von dort wieder in Wellingtons Stellung eingebogen, längs dem Kamm nach dem Hôtel du Musée zurück — Frühstück. — Mehrere Partieen Engländer; wie mag es von denen hier erst in der eigentlichen travelling season, im Sommer, wimmeln. — Sie sehen sich das Gefilde natürlich ohne alles und jedes Verständniß an, und halten die Schlacht mit der festesten stupidesten Ueberzeugung lediglich für eine Nationalthat der Engländer, deren ungetheilter Ruhm ihnen gehört. Von den Preußen ist natürlich nicht die Rede — und selbst der Umstand wird auf das Vollständigste ignorirt, daß Wellingtons Armee nur zum kleinsten Theil aus Engländern bestand. Sie lassen sich die Stelle zeigen, wo der Herzog von Wellington den größten Theil des Tages über hielt und die Ulme, die ehemals die Stelle bezeichnete, ist sogar mit ihren Wurzeln nach England hinüber geschafft worden. — Mit unersättlichem Interesse lassen sich die Leute Heldenthaten einzelner eng-

lischer Majore und dergleichen erzählen — um eine wirkliche Einsicht in den Gang der Ereignisse ist es ihnen aber durchaus nicht zu thun.

Der Hauptführer für Leute dieser Art ist ein Waterloo-man, ein Engländer, der die Schlacht — in the 7th husards — mitgemacht hat, ein stattlicher rüstiger Greis, mit einem schneeweißen langen Bart. Er stellte sich auch mir vor — denn da ich keinen Führer brauchte und selber auf dem Schlachtfelde Bescheid wußte, hatte sich die Sage verbreitet, auch ich sei ein Held von Waterloo.

Nach dem linken Flügel. Noch ehe ich das Denkmal Gordons bei La Haye Sainte erreicht hatte, mußte ich einen Führer annehmen, der mir zu verstehen gab, daß ich einem armen Mann eine Wohlthat erweise, wenn ich ihn annehme. Er lebt jetzt in Mont St. Jean, ist aber aus Plancenoit gebürtig, und hat die Schlacht als Knabe dort miterlebt.

Auf Wellingtons linkem Flügel ist das Gelände unverändert, nur daß die Baulichkeiten der davor liegenden Meierhöfe Papelotte und La Haye seit der Zeit durch sehr viel massivere und stattlichere ersetzt worden sind. Die Anlehnung dieses Flügels ist eine sehr starke, so daß an eine Umgehung, die für Napoleon wohl wünschenswerth sein konnte, gar nicht zu denken war. Das Gelände hat hier überhaupt einen in seinen Formen schärfer ausgeprägten Charakter als auf dem linken Flügel. Das Défilé, das der Bach von Smouhen bei Papelotte, La Haye u. s. w. einschneidet, ist ein sehr schwieriges. — Auf keinem Plan ist die Stelle ersichtlich, wo die beiden zuletzt aufgestellten preußischen Batterien sich entfaltet haben könnten, die in letzter Instanz die Schlacht entschieden, indem sie die französischen Garden bei La Haye Sainte im Rücken faßten; — auf dem Gelände selbst erkannte ich sogleich den Punkt, wo sie gestanden haben müssen, über La Haye auf einer sanften Bodenwelle, die sich in der Richtung von Ost nach West nach dem Plateau von Ohain zwischen die Stellung Wellingtons und den Bach herabsenkt und etwa bei Papelotte in den Abhang verliert, der von Norden her zum Bach hinunter geht.

An Papelotte oder vielmehr ganz nahe an La Haye vorbei,

in die französische Stellung hinüber. Hier war ich überrascht: der Grund zwischen der französischen Stellung und Frichermont ist so tief und bildet ein so schwieriges Défilé, wie man es in diesem wellenförmigen Gelände gar nicht erwartet. Er hat sehr steile Thalränder. Das Gehölz jenseit des Grundes ist ausgerodet. Daß Bülow dieses Gehölz besetzte und das Schloß Frichermont angriff, das hart am Abhang liegt, das ist ganz in der Ordnung, denn er gewann damit für seine Schwenkung rechts vorwärts nach Plancenoit und La Belle-Alliance einen Stützpunkt, den man unantastbar nennen kann.

Weiter nach Plancenoit zu dem preußischen Monument, an dessen Fuß der Führer einige Feldblumen für mich abpflückte. — In der Hecke an dem Hohlweg, der in das Dorf hinabgeht, einen Stock abgeschnitten. Mein Führer war nicht wenig erstaunt, daß ich die Dörfer zu nennen wußte, und namentlich von der Tiefe aus, wo man keinerlei Aussicht hatte, die Lage von Maransart und Coulture richtig angeben konnte — d. h. die Richtung auf diese Dörfer hin.

Plancenoit liegt tief; von allen Seiten führen Hohlwege in das Dorf hinab. Ich sah die Lage mit Verwunderung und kam bald zu dem Schluß: an Bülows Stelle hätte ich das Dorf gar nicht angegriffen. Es war leicht zu maskiren; wenn Bülow das that und mit gesammter Macht über das freie Feld auf La Belle-Alliance und die Heerstraße vordrang, kam er schneller und wohlfeiler zum Ziel; ebenso wenn er den weiteren und kühneren Weg um Plancenoit herum auf la Chantelet und Maison-du-Roy nahm. Es ist merkwürdig, wie oft man während der Feldzüge 1813—15 sich den Angriff erschwert hat dadurch, daß man sich auf schwierige und blutige Dorfgefechte einließ, wo das durch die Umstände gar nicht geboten war. So York bei Möckern am 16. October 1813.

Aus der Tiefe über die flachen Höhen nach La Belle-Alliance, wo an den Wänden noch die Kugelspuren zu sehen sind. — Ich kehrte da ein und trank ein Glas mittelmäßiges Bier. — Weiterhin zeigte mir der Führer die Stelle, bis zu der Napoleon nach der örtlichen Tradition mit vorgeritten wäre, als er seine Garden zum letzten Angriff auf Wellingtons Stellung vorführte. Sie ist am Rande des

Plateaus von La Belle-Alliance, da, wo die gepflasterte Heerstraße anfängt sich als Hohlweg in den steilen Abhang einzuschneiden, so daß seine Garden zu seinen Füßen vorübergezogen wären. — In die Tiefe hinab, in die Nähe von La Haye Sainte wäre er demnach gar nicht gekommen.

Zurück über La Haye Sainte, die Gebäude und die Kugelspuren in den Wänden betrachtet, meinen Führer entlassen. — In einer Beziehung ist das Gelände auch auf Wellingtons linkem Flügel verändert: die Hohlwege, in denen die englische Infanterie stand, sind zugeworfen — die schützenden Hecken sind rasirt. — Zurück in das Hôtel du Musée, wo mich die Hausfrau zwang auch das Museum zu besuchen, das ein geräumiges Zimmer im Erdgeschoß füllt — allerhand auf dem Schlachtfelde gefundene Gegenstände enthält — und ganz für John Bull eingerichtet, die Schlacht als englische Heldenthat erscheinen läßt. Da ist die rothe Uniform eines englischen Infanteristen, Helme, Tschakos, Säbel und Pistolen. Darunter sind einige Artikel von sehr zweifelhafter Authenticität, z. B. österreichische und russische Doppeladler aus Kupfer und von solcher Größe, daß sie nur Beschläge an Munitionswagen oder dergleichen gewesen sein könnten. Noch dazu haben die russischen Doppeladler die Gestalt, die ihnen erst unter dem Kaiser Nikolaus gegeben wurde. Die Frau Wirthin meinte, diese Doppeladler müßten wohl von der früheren Schlacht im Jahre 1793 herrühren! — Als ob es damals eine Schlacht auf diesem Boden gegeben hätte! — Als ob je russische Armeen in Brabant gekämpft hätten! Selbst 1814 kamen nur einige Kosaken-Schwärme und sonst keine Russen nach den Niederlanden.

Von preußischen Waffenstücken ist nur wenig da, kaum fünf oder sechs Stück. Darunter ein alter Dragoner-Palasch von dem 1808 abgeschafften Modell. Es mag wohl ein Landwehr-Cavallerie-Regiment damit ausgerüstet gewesen sein. —

Dagegen ist an der Wand unter Glas und Rahmen das Blatt der „Times" zu sehen, das den Bericht von der Schlacht bei Waterloo enthält, und daneben hängen Autographen des Herzogs von Wellington nicht nur sondern auch anderer englischer Offiziere, bis zum Major herab, die als Nebensieger in dieser Schlacht den Engländern

weit wichtiger sind als die preußische Armee. Der Antheil der letzteren an dem Siege kommt neben den Heldenthaten eines englischen Majors gar nicht in Betracht.

Die Frau wollte mir auch — und das war wohl die Hauptsache — ein Büchlein verkaufen, eine Geschichte der Schlacht — ich glaube von ihrem Mann, dem Bewohner des Schlachtfeldes, verfaßt. — Sie versicherte, diese Erzählung werde allgemein als die genaueste anerkannt. Wahrscheinlich ein Auszug aus Siborne. Ich ging aber gegen meine sonstige Gewohnheit auf die Sache nicht ein.

In Beziehung auf die Ortsnamen können sich, beiläufig bemerkt, leicht Mißverständnisse einschleichen, da das Land, während es im Besitz Frankreichs war, in „Communes“ nach französischem Zuschnitt, in „Bürgermeistereien“ eingetheilt ist, gleich unseren Rheinprovinzen. Eine solche Commune umfaßt sehr häufig mehrere Ortschaften, und diese werden dann zuweilen mit ihren eigenen Namen bezeichnet, zuweilen mit dem der Commune. In Ohain, d. h. in dem Theile des Orts oder der Commune, die sich das Plateau hinauf erstreckt, steht eine sehr ansehnliche Kirche im gothischen (Spitzbogen-) Stil, die ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe hat erbauen lassen, ganz von Eisen! Es that mir leid, daß keine Zeit blieb, sie in der Nähe anzusehen.

Die Rückfahrt bei sinkender Sonne angetreten. — Bei Ponterieux hinter dem Walde von Soigne hätte Wellington eine, so viel sich im Vorüberfahren beurtheilen ließ, sehr starke Stellung gefunden.

27. April. Fahrt bis Gembloux, um den dort angesiedelten General Alexander v. Krusenstern aufzusuchen, dem ich vorgeschlagen hatte mich auf das Schlachtfeld von Ligny zu begleiten — er ging um so mehr darauf ein, da er es noch nicht besucht hat, obgleich seit vielen Monaten in der Nähe. Ich lerne seinen ältesten Sohn und seinen Neffen Igelström kennen. Zu Gembloux ist ein einziges Fuhrwerk zu haben: der Einspänner, den ein unternehmender Mann auf dem Bahnhof hält, um Reisende, die da aussteigen, an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern; der wird gemiethet; dann müssen wir frühstücken — und so kommen wir erst gegen 12 Uhr in Bewegung.

In dem großen stattlichen Dorf Sombreffe steigen wir aus bei einer Schenke, die den stolzen Namen „Hôtel de Bourgogne“ führt. — Ich will auf den Kirchthurm steigen, um von dort die Stellung des linken preußischen Flügels (Thielmanns) zu übersehen, in der Hoffnung, daß wir uns dann den Weg dorthin ersparen könnten. — Der Wirth ging, mit unseren Visitenkarten ausgerüstet, den Kirchenschlüssel zu erbitten. — Wir stiegen zum Thurm, zu der Uhr und zu den Glocken hinauf, zuerst auf schmalen Treppen, — dann über Leitern —: oben aber sind keine Fenster! — Die Luken hoch in der Wand mit Schaltern vermacht — keine Aussicht.

Wir kommen also wieder herunter, gehen in das Thal des Ligny-Bachs hinab, und wandern nach Tongrenelles; der stattliche Wirth geht immer weiter mit, und wird auf diese Weise unser Führer, ohne daß das verabredet worden wäre. Ich hätte übrigens keines Führers bedurft. Das Gelände ist nicht sehr complicirt; seit den Tagen der Schlacht, was Bodengestaltung und Cultur betrifft, durchaus nicht verändert — und ich hatte die ganze Gegend so gegenwärtig im Gedächtniß, daß ich selber dadurch überrascht war. Ich hätte mich allein sehr gut zurecht gefunden!

Thielmanns Stellung war an sich vortrefflich, und Das mag mit dazu verleitet haben, daß man ihn da stehen ließ, was sehr wesentlich zum Verlust der Schlacht beigetragen hat.

Wir gingen dann auf der route pavée, die von Gembloux nach Fleurus führt, durch den Grund, den Thalrand hinan in die Stellung der Franzosen. Oben auf dem Thalrand bezeichne ich eine Stelle mit dem Finger, und sage: „Voici l'endroit où 5 pièces de cannons prussiens ont été perdus!“ (Thielmanns Offensive.) — „Ah monsieur,“ ruft der Wallone aus: „on voit bien que vous y avez été!“ — Mein guter Vetter aber weiß, wie sich ergiebt, durchaus gar nichts von der Schlacht, von dem ganzen merkwürdigen Feldzug 1815; er — ein Militär, General-Lieutenant, hat nicht ein einziges der vielen Werke über diesen Feldzug je gelesen — hat nie einen Plan der Schlacht eingesehen.

Wie ich die Gegend von der Stellung der Franzosen aus übersehe, überzeuge ich mich vollends davon, daß meine Ansicht richtig war,

daß der linke Flügel der Preußen nicht über Sombreffe hinaus ausgedehnt werden durfte. Kein Plan giebt einen richtigen Begriff von der überaus günstigen, das ganze Schlachtfeld beherrschenden Lage von Sombreffe. Der Ort war ein trefflicher Stützpunkt für den linken Flügel der Preußen, an eine taktische Umgehung war nicht zu denken. Wenn Thielmann hinter dem rechten Flügel der Preußen im Rückhalt stand, anstatt sich hinter Tongrenelles zu entfalten, ging die Schlacht wohl schwerlich verloren.

Querfeldein, theils auf Fußpfaden, theils durch die Saaten nach Ligny, wohin die Thalränder von beiden Seiten her sehr sanft abfallen. Das Dorf ist gar sehr verändert. Auf der Seite, von wo die Franzosen eindrangen, erheben sich jetzt ein paar sehr stattliche, ganz massiv erbaute Meierhöfe wie starke Bollwerke. Wenn die damals schon standen, wurde das Dorf wohl kaum erobert. Im Innern des Dorfes stehen dagegen noch viele der damaligen schlechten Fachwerkhütten; die Straße aber, die zur Zeit der Schlacht der Länge nach durch das Dorf ging und von Sombreffe aus eingesehen und bestrichen werden konnte, ist jetzt theilweise verbaut.

Durch das Dorf hinauf zu der Windmühle von Brye (moulin de Bussy). Ich erzähle während der Wanderung meinem Vetter die ganze Schlacht. Er erstaunte nicht wenig, als ich ihm hier zeigte, wo die französischen Garden und Lobau's Heertheil die Nacht über auf dem Plateau der Mühle standen, während die preußische Nachhut unter Jagow das nahe Dorf Brye hielt — und er rief aus: „Mein Gott, das ist ja kaum eine halbe Werst!" (ein halber Kilometer).

Wie im Leben oft Dinge vorkommen, die in einem Roman unwahrscheinlich sein würden, — geschieht auch im Kriege Manches, das man bei einem Manöver als unwahrscheinlich nicht machen würde. — Wenn man sich hinzu denkt, daß auch das beherrschende Sombreffe die Nacht über in den Händen der Preußen blieb, wird es an Ort und Stelle sehr anschaulich, daß sich die Franzosen auf dem engen gewonnenen Raume sehr unsicher fühlen mußten. —

Einen kleinen Regenschauer hatten wir uns schon im freien Felde gefallen lassen müssen, ein etwas stärkerer Guß nöthigte uns, in dem

stattlichen Mühlenhof Schutz zu suchen, wo uns die Müllerin gastfrei ein Glas Bier anbot. —

Weiter nach St. Amand, wo unter Anderem ein Steinbruch sehr eigenthümlich ist. Die blauen Steine werden hier nicht von einer Felswand gebrochen — sondern aus der Tiefe herausgeholt; es wird darauf gegraben. Man muß sich erinnern, um wie viel tiefer die Maas liegt, als das Gelände hier herum, daß man sich hier auf einer Hochfläche befindet, um sich in die Erscheinung zu finden.

Ueber die Felder nach Fleurus — unterwegs werden wir noch einmal naß. — Wir bleiben am Rande des Städtchens. — Mir lag daran, zu der holländischen Windmühle zu kommen, von der aus Napoleon das Schlachtfeld übersah und seine Dispositionen entwarf. Ich wollte wissen, wie sich das Schlachtfeld seinem Auge gezeigt hatte. Die Mühle ist aber als solche eingegangen; der Steinbau steht zwar noch als ein plumper runder Thurm, aber die Gallerie fehlt, die ehemals auf halber Höhe um den Bau führte. Man kann von der Mühle aus nicht mehr die Gegend übersehen.

Glücklicherweise steht daneben, an der Heerstraße, ein Gasthof, dessen obere Fenster genau dieselbe Aussicht beherrschen. Von dort aus beendete ich meine Rekognoscirung. Von den Dörfern, die unterhalb Sombreffe am Ligny-Bach liegen, ragen nur die Kirchthürme über den Thalrand hervor. Von Ligny konnte man zur Zeit der Schlacht von hier und dem ganzen dazwischen liegenden Plateau aus bis dicht an den Thalrand hinan auch Nichts weiter sehen als den Kirchthurm. Ein paar stattliche Gebäude, die man jetzt gewahr wird, standen damals noch nicht. — Die Stellung mit dem rechten Flügel an Ligny, mit dem linken an Waufercée, die man zuerst für die preußische Armee ausersehen hatte, gewährt eigentlich gar keine taktischen Vortheile. Blieb die preußische Armee in derselben, dann hätte sich der Kampf wohl in einem Grade, der über die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich hinaus ging, um das Hünengrab bei Ligny (tombe de Ligny) gedreht; — dies ist an sich freilich sehr unbedeutend.

Bei der Mühle von Bussy erzählte uns unser Führer (der Be-

gleiter), wie genau sich der General Changarnier vor einigen Jahren das Schlachtfeld betrachtet hat. (Zum Behuf des Werkes von Charras ohne Zweifel.) Ueberhaupt verhält es sich mit diesem Schlachtfelde anders als mit dem von Waterloo; es wird nicht so von Touristen besucht, daß man ein eigenes Hôtel hätte für sie bauen müssen. Engländer kommen überhaupt gar nicht her — im Ganzen nur wenige Individuen; diese wenigen sind aber Sachverständige und nehmen die Sache ernsthaft.

Am Theetisch und bei dem darauf folgenden Abendessen sah ich denn auch meine Cousine Frau v. Krusenstern. Es war nur von Polen die Rede — es konnte von gar Nichts anderem die Rede sein — ce malheureux pays — malheureux nur durch die russische Regierung, nicht durch den Unfug der sogenannten Patrioten. Meine Frau Cousine nimmt natürlich sehr lebhaft Partei für die Insurgenten und erzählt mir alle Greuelthaten, welche die russischen Truppen verübt haben. Doch ist sie verständig genug, zu sagen: „vous êtes dans le camp opposé“ und das ganz in der Ordnung zu finden. Ich sage, daß ich den ganzen Aufstand frevelhaft finde, schon weil er zu Nichts führen kann.

Sie meint, er müsse zu einer parlamentarischen Verfassung in Polen führen.

Ich: Das wäre kein Abschluß, denn dabei würden sich die Polen nicht beruhigen. Eine Verfassung würde ihnen nur eine Waffe sein, ein Mittel für weitergehende Pläne. Sie würden gewiß nach vollkommener Selbständigkeit Polens im alten Umfange streben. Auch deute ich an, daß es mir sehr zweifelhaft scheint, ob die Polen, sich selbst überlassen, auch im Stande sein würden, ein geordnetes Staatswesen in geregelten Gang zu bringen. Sie würden sofort in den alten Hader unter einander verfallen.

Gespräche mit Savigny und abermalige Audienz beim König Leopold.

28. April. Ich erfahre, daß ich zu morgen zum König befohlen bin. Abends gehe ich zu Savigny. Mein Ausflug giebt den Stoff zum Gespräch. Savigny meint, er habe immer gehört, die Preußen seien die eigentlichen Sieger von Waterloo, das hätten Alle gesagt, die mit dem Hergang vertraut waren, Gneisenau, Clausewitz, Grolman, — alle seien empört gewesen, daß die Preußen von dem Herzog von Wellington um den Ruhm, der ihnen gebührte, betrogen worden seien.

Wir kommen auf die Gegenwart, auf die Militär-Vorlagen. Ich sage: die Lage war vor vier Jahren beneidenswerth; sie so umzugestalten, wie geschehen ist, dazu haben sehr viele Fehler gehört, und Fehler nicht nur von einer, sondern von allen Seiten, die denn auch reichlich begangen worden sind, und zwar eben von allen Seiten.

Savigny giebt zu, daß die Lage eine sehr gute war, „man hat sie nicht zu benutzen verstanden."

Ich deute an, daß es allerdings auch eine Coterie giebt, der es nicht eigentlich um die Reorganisation der Armee an sich zu thun war und ist, der die Militär-Vorlagen nur dienen sollten, um den gewünschten Zwiespalt hervorzurufen. — Savigny läßt das stillschweigend gelten, ohne weiter nachzufragen. Ich fahre fort: so läßt sich denn nicht leugnen, daß das Militär-Budget durch manche unnütze Zugabe unnöthigerweise gesteigert worden ist; namentlich durch die Errichtung neuer Garderegimenter.

Mein Vorschlag war: Wenn man den Schematismus folgerichtig durchführen will, wenn deshalb das Garde-Corps eben so stark sein soll als die anderen, so bezeichne man vier von den altberühmten Regimentern der Armee, der Linien-Infanterie, als zum Garde-Corps gehörig; man wähle dazu diejenigen, die durch ihre früheren Thaten, durch ihre Geschichte den meisten Anspruch auf Auszeichnung haben, z. B. das Kolbergische und das Leibregiment. Diese

Regimenter behalten ihre ruhmvollen Namen, ihre Uniform, ihren Canton; sie bleiben in Garnison wo sie sind; aber sie gehören zum Garde-Corps, bei dem sie im Kriege einrücken.

Savigny geräth darüber in eine Art von Begeisterung und rief: „Das war ein vortrefflicher Gedanke!" Zeigt sich im höchsten Grade verwundert, daß der nicht aufgenommen worden ist und den allgemeinsten Anklang gefunden hat.

Wir sprechen weiter darüber, daß diese berühmten Regimenter ohne Vergleich mehr Ansprüche haben als die neuen Garde-Regimenter, die gar keine Geschichte, keine Erinnerungen haben.

Da Frau von Savigny fragt, wohin denn dieser gegenwärtige Conflict weiter führen kann und wird, antworte ich, daß er mir um so bedenklicher ist, weil ich überzeugt bin, daß er mit einer Niederlage der Krone enden wird; mit einem Verlust der Krone an Ansehen, Macht und Würde, der nicht wieder gut zu machen sein wird.

Frau v. Savigny: Das ist aber sehr traurig!

Ich: Ja, freilich ist es sehr traurig! höchst traurig! — Blutige Thränen möchte man darüber weinen, aber es ist so!

29. April. Um 1/2 2 Uhr ist eine Hof-Equipage da. Fahrt nach Laeken. Diesmal empfing mich ein wirklicher Artillerie-Offizier im Vorsaal. Der König läßt nicht warten. Gespräch, das eine Stunde dauert. — Dieses Mal stehend am Fenster. Er muß sich also sehr wohl fühlen.

Der König: Nun! haben Sie sich bei uns umgesehen?

Ich: So viel wie möglich. Ich habe unter Anderem das Schlachtfeld von Belle-Alliance besucht und es in mancher Beziehung sehr lehrreich gefunden. Aber offenherzig gestanden, an Bülows Stelle hätte ich Plancenoit nicht angegriffen!

Der König zuckt lächelnd die Achseln und meint, ich könnte wohl Recht haben.

Ich: Es ist seltsam, wie selten eigentlich auch im Kriege in Folge eines ganz unbefangenen, selbständigen und folgerichtigen wirklichen Denkens und wie oft nach bloßer Routine gehandelt wird. Im siebenjährigen Kriege vermied man meistentheils die Dörfer, um im freien Felde zu manövriren — während des Revolutions-Krieges

warfen sich die Franzosen in die Dörfer, weil sie sich im freien Felde nicht zu halten wußten. Man lernte, daß die Dörfer unter Umständen vortreffliche Gegenstände der Vertheidigung seien. In den späteren Feldzügen ist man dann aber häufig dem Feinde nachgegangen in die Dörfer, und hat sich in hartnäckige und blutige Postengefechte eingelassen, wo in der That keine wirkliche Nothwendigkeit dazu vorlag.

Der König stimmt mir bei; er habe auch den Kaiser von Oesterreich, der ihn wohl über militärische Dinge zu Rathe ziehe, vor dem Kriege in Italien gewarnt, nicht zu viele und nicht die besten Truppen in Dörfer zu werfen, denn wenn der Feind es richtig anzufangen wisse, kämen diese meist in den Fall die Waffen strecken zu müssen. Was in Italien geschehen, beweise, daß seine Warnungen begründet gewesen seien.

Schon neulich konnte ich bemerken, daß der König eigentlich am liebsten von seinen frühesten Jugend-Erinnerungen spricht, am allerliebsten von den Feldzügen 1805 und 1806. — Er kam auch heute darauf zurück; man habe im Allgemeinen eine falsche Vorstellung von der preußischen Armee von 1806, die man zu gering anschlage. Die Kavallerie sei sogar vorzüglich gewesen; die Cürassiere vielleicht am wenigsten; die Dragoner dagegen sehr schön und wirklich ausgezeichnet die Husaren. — Lächelnd und mit mildem Spott erging er sich dann über die ebenso falschen Vorstellungen, die man sich von den preußischen Landwehren des Jahres 1813 und von ihren Leistungen mache: „Du lieber Gott! ich habe ja gesehen, was das war! — ich habe ja mit ihnen zusammen gefochten!“

Mir lag daran, das Gespräch auf diejenigen Dinge zu lenken, die mir zunächst am Herzen lagen; ich benutzte daher die erste Gelegenheit, die sich bot zu fragen, ob Se. Maj. mir in Beziehung auf den schriftlichen Aufsatz, den er mir zugesendet, einige Fragen erlauben wolle?

In dem Aufsatz ist gesagt, man habe in dem Umstande, daß Capodistrias die Frage in Beziehung auf die Grenzen Griechenlands der National-Versammlung unterlegte, eine absichtliche Störung der Unterhandlungen mit dem damaligen Prinzen Leopold sehen wollen.

War dem wirklich so? — Spielte Capodistrias wirklich ein solches, nicht ganz redliches Spiel.

Der König: „Ah so Capodistrias! — ja, ein merkwürdiger Mann! (NB. Eine recht bestimmte Auskunft bekam ich doch nicht!) — An seinem Patriotismus war nicht zu zweifeln; die Zukunft, das Wohl Griechenlands war für ihn Lebenszweck. — Aber daß er der Welt habe zeigen wollen, daß er allein der Mann sei, der die Sache in Ordnung bringen könne, sei bei alledem nicht unmöglich. Vielleicht glaubte er Das auch wirklich. Gewiß kannte er seine Landsleute sehr genau — und merkwürdig war, daß er sehr streng über sie urtheilte und mit Geringschätzung von ihnen sprach.

Ich: Erlauben E. Maj. mir noch einen anderen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der mir gar sehr am Herzen liegt; er betrifft unsere vortreffliche Frau Kronprinzessin, deren schöne und liebenswürdige Eigenschaften allgemeine Anerkennung finden. Es hängt nur von ihr ab, unbedingt die Hoffnung und der Abgott des Landes zu sein. Um so mehr wäre zu wünschen, daß sie Einiges vermiede, das auf die Länge ihr Schaden thun könnte.

Sie fühlt sich zu sehr als Engländerin — zu wenig als Deutsche. Sie sieht immer noch England als ihre Heimath an; was dort vorgeht, ist der eigentliche Gegenstand ihrer Interessen. Ihr Gespräch dreht sich immer um die politischen Verhältnisse und die Litteratur Englands. Bei uns in Preußen steht sie als Fremde da. — Sie wohnt dem Gottesdienst stets in der Kapelle der englischen Gesandtschaft bei. Sie hat keinen anderen intimen Umgang als die englische Gesandtschaft.

Da der König sehr aufmerksam zuhörte, zustimmte, und mich durch seine Haltung dazu aufforderte, fuhr ich fort:

Die Kronprinzessin muß sich durchaus als einheimisch bei uns betrachten und an ihre preußischen Verhältnisse gewöhnen; sie muß die Interessen Preußens zu den ihrigen machen; — sie darf den Einheimischen nicht so fremd bleiben wie bisher. Es ist nothwendig, daß sie sich einen intimen Gesellschaftskreis von Einheimischen bildet; und das wäre leicht; die wünschenswerthesten Elemente für einen solchen Kreis liegen in dem unmittelbarsten Be-

reich der Kronprinzessin; ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin Pourtalès, könnte hier Alles auf das Beste vermitteln, denn sie gehört durch alle ihre gesellschaftlichen Beziehungen eben der gemäßigten Mittelpartei an, auf welche der Kronprinz durch die Natur der Dinge angewiesen ist, und in der er einmal seine Stütze suchen muß.

Der König gab mir Recht. Er kam dann auf die Gegenwart und zeigte sich sehr besorgt. Napoleon habe die Absicht eine Flotte nach der Ostsee zu senden; das könne sehr schlimme Händel herbeiführen. Was ich von der schwedischen Armee wisse?

Ich bekenne mich zu einer sehr geringen Meinung von dieser Armee, die in ihrem weit überwiegenden Hauptheil angesiedelt und verbauert ist, aus Familienvätern besteht, die in erster Linie Landbauer — erst in zweiter — in großem Abstand zweiter Linie Soldaten sind. Mit solchen Leuten führt man keine großen Dinge aus.

Der König: Die Schweden rühmen sich, sie könnten 100,000 Mann nach Finnland hinüberwerfen.

Ich: Das muß ich für sehr übertrieben halten. Ihre Cadres reichen nur für 47,000 Mann aus, und die vielen tausende Reserve-Mannschaften, die sie auf dem Papier nachweisen, können doch ohne Rahmen, ohne taktische Gliederung nicht im Felde verwendet werden. — Ich bezweifle gar sehr, daß es ihnen gelingen würde auch nur 47,000 Mann wirklich brauchbare Truppen in's Feld zu stellen.

Der König scheint dem beizustimmen und fragt nach dem Geist, der in Finnland herrscht?

Ich: Der ist allerdings weit überwiegend schwedisch.

Der König: Die russische Regierung hat doch Viel für das Land gethan.

Ich: Ein wirkliches Verhältniß zu Rußland besteht dennoch nur in dem südlichen Küstenstrich des Landes, namentlich in Helsingfors. In dieser Stadt und Gegend, für welche die russische Regierung wirklich Viel gethan hat — und selbst da ist die Gesinnung nicht von der Art, daß sich fest darauf bauen ließe. — Anders sieht es schon in der alten Hauptstadt des Landes, in Abo, aus. Die Stadt hat durch die Verlegung der Landes-Regierung und der Universität nach Helsingfors sehr viel verloren. Im Norden und im Innern des

Landes ist vollends die Zusammengehörigkeit mit Rußland in der Vorstellung der Leute gleichsam ein Ausnahme-Zustand; Rußland ist ihnen fremd, ihre Interessen sind Schweden zugewendet.

Uebrigens hat die Kriegführung in Finnland große Schwierigkeiten. Mit großen Massen, die etwas Entscheidendes gegen Rußland vornehmen könnten, kann überhaupt nur in dem Landstreifen an der südlichen Küste Krieg geführt werden, vorausgesetzt, daß man Herr des Meeres ist und seine Truppen durch Zufuhren zur See ernähren kann. — Im Innern des Landes mit größeren Massen zu operiren ist ganz unmöglich. — Nicht allein, daß in dem dünn bevölkerten und wenig fruchtbaren Lande die Lebensmittel für größere Massen gar nicht aufzutreiben sind —: es fehlen auch die Transportmittel, um den Truppen Lebensmittel aus den Seestädten in das Innere nachzuführen.

Der König hört mit großer Aufmerksamkeit zu und kommt auf die bösen Verwicklungen zurück, die entstehen könnten, wenn Napoleon seine Expedition in die Ostsee sendet, besonders da die Russen nun einmal nicht mit den Polen fertig zu werden scheinen. Für Preußen sei unter diesen bedenklichen Umständen die größte Behutsamkeit geboten.

„Nur ja keine Uebereilung! (lächelnd) — aber freilich mit Herrn v. Bismarck muß man sich auf alle möglichen Uebereilungen gefaßt machen!" Es kommt darauf zu einigem Hin- und Herreden über Bismarck. —

Ich bringe den Abend mit der Familie Arnim-Boitzenburg bei Savigny zu. Mann und Frau sind da und mehrere Töchter, größere und kleinere. — Heimische und hiesige Zustände werden besprochen, Savigny beschreibt die Lebensweise des Königs Leopold und ich begreife nun erst, was es zu bedeuten hat, daß dieser Herr mich zwei Mal empfangen und stundenlang mit mir gesprochen hat, und warum das ein bedeutendes Aufsehen machen konnte.

Der König Leopold führt ein vollständiges Einsiedlerleben. Er liest sehr viel, er bedarf der Meditation, er braucht seine Zeit zu seiner ausgedehnten politischen Correspondenz, die er eigenhändig führt — er bedarf folglich der Einsamkeit und sieht eigentlich Niemanden. Seine Söhne sogar nur sehr selten und

die Herzogin von Brabant, die in Laeken unter einem Dach mit ihm lebt, niemals. — (NB. Daß ihm die Gesellschaft dieser Herrschaften wenig Freude macht, läßt sich begreifen.)

Aber auch die Minister sieht er nie. Sein Vertrauensmann, der Vermittler zwischen ihm und dem jedesmaligen Ministerium, aus wem das auch zur Zeit bestehen mag, ist der Minister des königlichen Hauses van Praet. Der ist nicht als politisches Individuum angesehen und bleibt bei jedem Ministerwechsel auf seinem Posten. Dieser und sein Neffe, Jules Devaux, sind die beiden einzigen Beamten, die den König zuweilen sehen, aber auch nur sehr selten. In der Regel wird Alles schriftlich abgemacht. Van Praet berichtet schriftlich über die Sitzungen des Ministerraths, denen er als Vertreter des Königs beiwohnt. Die Minister senden ihre Arbeiten schriftlich ein. Der König sendet sie mit eigenhändigen Randbemerkungen zurück. Täglich hat ein Kommando Guiden (Garde-Reiterei) den Dienst im Schloß, ein anderes in Laeken, und die Leute reiten beständig mit Portefeuilles hin und her.

Bis auf einen Spaziergang im Garten bringt der König die Tage beschäftigt in seinem Kabinett zu. Er speist immer allein und seine Diät scheint für einen Mann in seinen Jahren und seinen Gesundheitszuständen sehr gewagt.

Da Savigny mich nach meiner heutigen entrevue mit dem König gefragt hatte, hatte ich geantwortet: der Herr sei sehr besorgt wegen einer Expedition nach der Ostsee, die Napoleon beabsichtige.

Ich: Er fordert zu großer Behutsamkeit auf und warnt vor jeder Uebereilung.

Savigny (der sich nun als ein sehr entschiedener Anhänger Bismarcks in dessen auswärtiger Politik zu erkennen giebt): „Nun ja! — das habe ich mir gedacht! Behutsam sein! — Leise auftreten! — Ausweichen! — dazu räth er immer in seinem eigenen Interesse. Ihm ist natürlich vor jeder Verwickelung bange, denn so wie ein Krieg da ist, wird sein Land ein Object, das weiß er. Ich kenne das, ich habe alle Fäden in der Hand!" (NB. Eine ganz leere Redensart, die in der Regel gar Nichts bedeutet, oder doch nur, daß man einige diplomatische Klatschereien vernommen hat.)

Savigny fährt fort: Die Sache steht hier überhaupt auf sehr schwachen Füßen. So wie der König die Augen schließt, wird sein Land ein Object.

Ich: So viel habe ich auch durchschaut während meines hiesigen Aufenthalts, der ganze Zustand hier ist ein künstlicher, und es gehört ein Staatsmann wie der König dazu, durch alle Gefahren hindurch zu steuern. Sowie er stirbt wird die Lage bedenklich.

Savigny: Eben! eben! Und darum will der König Ruhe um jeden Preis und darum verlangt er, wir sollen jedem Conflict ausweichen; aber in unserem Interesse ist eine solche Haltung nicht. Viel besser wenn wir die Zähne zeigen. So wie wir die Zähne zeigen, hat man Achtung vor uns u. s. w. Er deutet an, daß er in diesem Sinn berichtet.

Ich: Indem der König Preußen zur Behutsamkeit aufforderte, fügte er hinzu: Preußen müsse „ne pas poser comme alliée de la Russie"; diese Worte französisch, indem er ein ganz besonderes Gewicht auf poser legte.

Da Savigny immer darauf zurückkam, der König rathe nur im eigenen Interesse zur Behutsamkeit, werfe ich dazwischen: „In einer Beziehung indessen hat er aber doch jedenfalls recht; darin nämlich, daß Rußland in seiner gegenwärtigen Verfassung vollkommen unzuverläßig ist, und daß es sehr gewagt wäre, wenn man sich auf Rußland stützen wollte." —

Savigny antwortete: „Das weiß auch Bismarck sehr wohl, er hat in Petersburg die ganze Nichtswürdigkeit des russischen Wesens vollkommen durchschaut!"

Von Brüssel nach Düsseldorf.

30. April. Abreise um 10 Uhr. Fahrt im Regen über eine gleichgültige, wohlangebaute Fläche, bis die Bahn sich bei Namur tief hinabsenkt in das Thal der Maas. Ich hätte gern die Citadelle gesehen, kann die Erlaubniß aber nicht erlangen. Mein Führer muß mich neben der Citadelle auf einen Punkt führen, von wo man

die Stadt, den Zusammenfluß der Sambre und Maas und das Thal der Maas stromabwärts übersieht.

Der Führer ist Soldat — Reservist und frondeur, wie die Wallonen gern sind. Erzählt mir mancherlei vom Dienst. — Die Leute sind 28 Monate bei der Fahne, ehe sie zur Reserve entlassen werden — „Le soldat chez nous est surchargé d'effets!“ meint er, vom Kriege nicht zu reden. Es sei schon in dem Lager von Beverloo und bei den Manövern sehr beschwerlich, sich mit den unendlich vielen Sachen zu schleppen. Auch mir ist es so vorgekommen, als wären die belgischen Soldaten etwas zu reichlich ausgestattet, als hätten sie zu viel Sachen (Plunder) — als wären auch die Kochgeschirre etwas zu groß und zu schwer.

Mon homme ist auch sehr unzufrieden mit dem Kriegsminister Chazal — der im Lande vielfach angefeindet wird, weil er die Erweiterung der Festungswerke von Antwerpen auf den Wunsch des Königs sehr eifrig betrieben hat. Er erzählte, Chazal bereichere sich auf Kosten des Staates, verwalte unredlich — es habe auch sehr viele Spottlieder und Carricaturen gegen ihn gegeben.

Abreise um 3 Uhr auf dem Dampfboot, die Maas hinab. — Es waren da nur noch ein paar Leute aus dem Arbeiterstande — von Touristen war ich das einzige Exemplar. Der Steuermann aber versicherte, im Sommer sei das Boot immer sehr besetzt.

Ich bin sehr befriedigt, daß ich diese Fahrt gemacht habe; nicht allein, daß schon die landschaftliche Schönheit der Maasufer, wenn sie auch der des Rheines bei Weitem nicht gleichkommt, einer Reise werth ist —: wichtiger sind andere Dinge, in denen das eigentliche Wesen der belgischen Zustände ungemein anschaulich hervortritt. Es ist nicht möglich, sich von der großartigen, gewerblichen und montanistischen Thätigkeit dieses Thales einen Begriff zu machen, wenn man es nicht gesehen hat. — Und ebenso tritt der gewerbliche Unternehmungsgeist der Belgier in seiner Großartigkeit deutlich zu Tage. Man staunt, was für Bauten, was für Anlagen die Leute dieses Landes ohne zagende Bedenken für gewerbliche Zwecke rasch ausführen, was für Capitale ihnen dabei zu Gebote stehen und daran gesetzt werden. —

Bis zur Stadt Namur ist das Thal der Sambre auf dem linken Ufer des Flusses ziemlich breit, der Thalrand ziemlich entfernt. Unterhalb der Stadt dagegen tritt er bald als senkrechte zerrissene Kalkfelsenwand bis unmittelbar an den Fluß, der Blick rückwärts auf Namur ist, während man an dieser Wand entlang fährt, sehr eigenthümlich. Man sieht in das Innere der Citadelle hinein. Diese steigt von dem Donjon an so steil bergan, daß man den freien Raum zwischen den tieferliegenden Werken und denen, die höher hinan mehrfache Abschnitte bilden, theilweise gewahr wird.

Bis nach Lüttich hinab fließt die Maas zwischen mäßig hohen Bergwänden dahin; über dem östlichen Thalrande liegt das Hügel- und Bergland der Ardennen — über dem westlichen dagegen nur das ziemlich hoch gelegene, aber flache Plateau von Brabant. — Die Ufer bilden fortwährend schöne Landschaften, die an einzelnen Punkten sogar überraschend schön werden.

Marche-les-Dames. Jetzt Schloß des Herzogs von Arenberg, früher Kloster, zur Zeit des ersten Kreuzzuges gestiftet von Rittersfrauen, deren Männer nach dem gelobten Lande gezogen waren, und die sich hierher zurückzogen. So treten hin und wieder an der Maas auch Erinnerungen an eine ritterliche romantische Vergangenheit hervor. Aber sie verschwinden gleichsam in dem Geräusch der gewerbthätigen Gegenwart.

Um das Fahrwasser zu vertiefen, und selbst bis auf einen gewissen Grad dessen Tiefe regeln zu können, ist bei Namèche ein Barrage, ein Wehr mit kleinen Pforten, bis weit in den Fluß hinein gebaut —: eine mit großem Aufwand wissenschaftlich geregelte Anlage, bei deren Anblick ich mit Lächeln an die naiven Veranstaltungen denken mußte, die z. B. im Main zu gleichem Ende getroffen sind.

Bei Solaye führt eine ungemein zierliche eiserne Bogenbrücke über die Maas. — Die Ruinen von Beaufort erheben sich sehr stattlich auf den Bergen des rechten Ufers, ganz überraschend aber ist der Anblick von Huy. — Vor dem Städtchen wird die Maas schmal, zwischen nahe herantretenden Bergen, und macht zwei Mal eine rasche Wendung, um ein vom linken Ufer vortretendes Vorgebirge herum. Dies Vorgebirge enzieht Huy dem Blicke, bis man es, nach

der zweiten Wendung, überraschend gewahr wird. — Im engen Thal, auf schmalem Raum, sind die alterthümlichen Häuser des Orts zu beiden Seiten des Flusses an den Fuß der Felsen geklebt — eine alte steinerne Brücke verbindet die beiden Theile der Stadt miteinander, und das Ganze beherrscht die gewaltige Citadelle auf einem Felsen gelegen, der vom Thalrand rechts her mitten in das Städtchen bis dicht an den Fluß hinan tritt. Die weißen Bekleidungsmauern erscheinen riesenhaft, weil sie tief unter dem eigentlichen Bauhorizont der Festung beginnen, die Bergwand zum Theil bekleiden, und weil kein Graben, kein bedeckter Weg ihren Fuß verbirgt. Zahlreiche Schießscharten unterhalb der Krone lassen Hohlbauten (Casematten) errathen.

Das Dampfboot geht, vom raschen Strom getrieben, schnell unter der Brücke durch — und nun ist der Blick rückwärts auf Huy ungemein schön; hier liegt am Fuße der Felsen und der Burg eine große, sehr schöne gothische Kirche in dem reichen Styl des 14. Jahrhunderts, über die Dächer emporragend.

Von Huy abwärts tritt nun die gewerbliche Thätigkeit und Wichtigkeit der Maas eigentlich erst recht, und bis Lüttich immer steigend hervor.

Zuerst begegnen uns die gewaltigen Zinkhütten von Corphalie mit ihrem Wald von hohen Schornsteinen. Der Abfall der Galmei-Gruben hat die Bergwand darüber roth gefärbt. — Aus allen Ortschaften ragen fortan hohe Schornsteine empor. Ueberraschend ist dazwischen bei dem Dorfe Ombret auf den sanften, abgedachten, erdbedeckten Abhängen am linken Ufer ziemlich ausgedehnter Weinbau. Man ist versucht sich zu fragen, wie dieses im Steinkohlenqualm hämmernde Volk dazu kommt, Zeit und Kräfte auf den Anbau eines sehr mittelmäßigen Weines zu verwenden.

Als Wahrzeichen, wie der bürgerlichen Strebsamkeit hier Alles erreichbar ist, — wie sie Alles in ihren Bereich, in ihre Kreise zieht, ist die ehemalige Abtei Flône am linken Ufer, ein rother Ziegelbau mit vielen kleinen Thürmchen, jetzt das Eigenthum eines Lüttticher Advokaten.

Unweit der Region des Weinbaues scheint die Romantik, die

geschichtliche Erinnerung — die deutsche Heldensage selbst sich geltend machen zu wollen. Durch die Oeffnung eines Seitenthals, das zur Linken an der Brabanter Hochebene herab kommt, erblickt man in einiger Entfernung, auf dem waldbewachsenen Thalrand dieses Seitenthals, hoch oben, auf einer untermauerten Terrasse, das Schloß Aigremont, jetzt freilich ganz modern mit blendend geweißten Wänden, — aber, wie die Sage berichtet, zur Zeit der Karolinger von den Haimonskindern erbaut — und, wie die Geschichte erzählt, im 15. Jahrhundert der Sitz des Ebers der Ardennen, Guillaume de la Marche.

Wenig weiter abwärts erhebt sich das Schloß Cholier, auf einer steilen, nackten Felswand, die fast unmittelbar aus dem Fluß aufsteigt, obgleich durchaus modernisirt, im Schein der sinkenden Sonne wie ein Zauberschloß anzuschauen; augenscheinlich für mittelalterliche Sicherheit, nicht für modernen Comfort erbaut. Und jetzt gehört der Bau, darauf angelegt, daß das Falkenauge des Wächters jede nahende Gefahr und jedes Schiff auf der Maas von Weitem schon entdecken sollte, einer Madame Sardobin — die es wahrscheinlich ganz gern vermiethen würde.

Weiterhin tritt die Gegenwart ganz in ihre Rechte ein. Die Gruppen von hohen Schornsteinen werden dichter, größer und liegen immer näher bei einander. Sie kündigen bei Val St.-Lambert, einem ehemaligen Cistercienser-Kloster, eine der großartigsten Glashütten in Europa an — und auf der zwei Meilen langen Strecke von hier bis Lüttich zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Hoch- und Coaksöfen und Hüttenwerken aller Art dahin.

Das alte Lustschloß der Lütticher Fürstbischöfe, das zu Seraing nahe an der Maas liegt, erscheint jetzt in dieser Umgebung ganz fremdartig. — Ein neuer Barrage, großartiger als jener frühere weiter oben, drängt das Gewässer gegen das linke Ufer hin in eine mächtige, sehr massiv gebaute Schleusenkammer. — Die Ortschaften sind in Rauch gehüllt, die Häuser geschwärzt, die Straßen, theilweise die Ufer, mit Steinkohlenasche bedeckt.

Die Dämmerung brach ein, die Gegenstände erschienen in nicht mehr sicheren Umrissen, so konnte ich keine klare Einsicht in das

Wesen der kolossalen Wasserbauten mehr gewinnen, die zu Lüttich in allerneuester Zeit — in den letzten drei oder vier Jahren — ausgeführt worden sind — aber daß sie kolossal sind, darüber blieb mir kein Zweifel. Ein mächtiger Steindamm ist in diagonaler Richtung durch den Strom gebaut, — eine Schleuse vermittelt die Durchfahrt.

Es war besonders nach Sonnenuntergang empfindlich kalt geworden. Ich kam ganz durchfroren in dem Hôtel Bellevue in Lüttich an.

1. Mai. Um 12 Uhr wurde ich geweckt, wie ich es bestellt hatte — ein Citadin war bereit und brachte mich nach dem Bahnhof, jenseits der Maas, auf der deutschen Seite.

Es war ziemlich einsam da. Ein Belgier, der fast allein in der Vorhalle mit uns zusammen traf, fuhr, da ich einige Bemerkungen über Belgien machte, sehr überraschend mit der ganz unumwundenen Erklärung heraus — die Lage des Landes sei sehr prekär, sobald der König die Augen schließe, sei es aus damit. „La France prendra le pays.“ — Er sprach das mit einer gewissen Entschlossenheit aus, als sei die gegenwärtige Unabhängigkeit des Landes mehr ein vorübergehender Schein als eine Wirklichkeit.

Das unbehagliche Gefühl, daß die Zukunft des Landes eine sehr unsichere ist, beherrscht mehr oder weniger alle Belgier; die stets wiederholte Versicherung, daß sie durchaus kein Verlangen tragen, Franzosen zu werden, spricht ihre Besorgnisse mittelbar aus. So unmittelbar wird sie aber nicht leicht einer zu Protokoll geben.

Fahrt im Dunkeln nach Köln, Hôtel du Nord.

Um 9 Uhr aus, zuerst nach dem Dom, der nun im Innern auch seiner Vollendung entgegen geht. Im Herbst wird die Wand fallen, die Jahrhunderte lang den Chor abgeschlossen hat — die Morgensonne scheint hell durch die gemalten Fenster — überall im weiten Raume schweben bunte Lichter von magischem Effekt.

Das Diöcesan-Museum besucht, das unter der Obhut des Erzbischofs steht. Es enthält mittelalterliche, meist kirchliche Kunst-Gegenstände. Das Wenigste davon ist jedoch dem Museum eigen. Das Meiste ist Eigenthum von Kirchen und Bürgerfamilien und wird nur auf einige Zeit hierher gegeben. Wenn man bedenkt, wie viel

von den Kölner Kunstsachen seit etwa 60 Jahren in die Fremde und in Museen übergegangen ist — und wie viel dennoch, bis auf die neueste Zeit herab, ziemlich vergessen, in hiesigen Bürgerhäusern steckt, wenn man dann vollends hinzurechnet, wie viel wahrscheinlich in den letzten zwei Jahrhunderten als werthloser Kram vernachlässigt, zu Grunde gegangen ist, dann erstaunt man wohl über den Reichthum an Gegenständen der Kunst, den die mittelalterliche Blüthe Kölns der Stadt hinterlassen hatte, die dann später zu einem solch bettelarmen Pfaffennest herabsinken sollte.

An sich sind die hier bewahrten Dinge natürlich meist curiosa, besonders auffallend waren mir drei kleine Statuetten, nach dem Leben angemalt: ein Mönch mit einer Zeichnung, ein Steinmetz und ein Maurer, gar nicht übel, voll Leben. Man will die Baumeister des Domes darin erkennen.

Wanderung durch die Stadt, über den Alt-Markt und den Heu-Markt. Der Aufschwung Kölns ist wahrhaft staunenswerth; wenn das so fort geht, wird bald die ganze Stadt umgebaut sein. Schon sind an diesen Plätzen alle alten hölzernen und Fachwerkhäuser verschwunden, die noch vor wenigen Jahren da standen, und durch stattliche Steinbauten ersetzt. — So erfreulich die steigende Wohlhabenheit sein mag, von der das Alles zeugt, vermisse ich doch ungern ein uraltes, sehr kleines und baufälliges und ganz von Holz erbautes Eckhaus am Heu-Markt. Man durfte es ein geschichtliches Denkmal nennen, denn es machte das kleinbürgerliche Dasein des Mittelalters anschaulich, wie kein anderes mehr in dieser Stadt.

Ueber die alte Schiffbrücke nach Deutz; ich wollte nämlich eine vollständige Ansicht der neuen Rheinbrücke gewinnen. Sie ist an sich ein kühner bewundernswerther Bau. Der Dom hat durch ihr Dasein nicht verloren, ist nicht gedrückt, wie man mir gesagt hatte: — der Rhein aber hat von seiner Majestät verloren, er sieht nicht mehr so mächtig — er sieht kleiner aus unter dieser Brücke.

Das Wallraf-Richartz'sche Museum besucht. Nach seinen Stiftern so genannt, besonders von Richartz mit einem königlichen Legat bedacht. Seit Kurzem in einem eigenen neuvollendeten Gebäude aufgestellt (am Drusus-Platz), einem freien Platz, der die Stelle einer

niedergerissenen Häuser-Insel einnimmt. — Das Aeußere von ziemlich mittelmäßiger gothischer Architektur. — Das Innere zweckmäßig eingerichtet. — Das Treppenhaus schön und mit werthvollen Wandgemälden von Kölner Künstlern geziert.

Es ist wunderbar, wie viel der Sammlerfleiß zusammenbringen kann — besonders wenn er nicht lediglich auf den eigenen sogenannten ästhetischen Genuß ausgeht, sondern nicht verschmäht, was nach irgend einer Seite hin Interesse und Bedeutung haben kann.

Und doch drängt sich dann auch wieder die Betrachtung auf, daß am Ende unter dem Vielen nur Wenig ist, das für die allgemeine Kulturgeschichte Bedeutung hat und ein Studium verdient. Kaum Einiges, das für die lokale Kunst- und Kulturgeschichte wichtig ist — zum großen Theil bloße curiosa, die uns über Charakter und Entwicklungsgang der Kölner Malerschule Nichts weiter lehren als, was wir ohnehin schon wußten.

In Köln wäre es zu seiner Zeit wohl möglich gewesen ein Museum von ganz anderer Bedeutung zusammenzubringen — damals hatten aber nur wenige Menschen Sinn dafür — und so haben die Brüder Boisserée den eigentlichen Schatz gehoben.

Es sind auch einige moderne Bilder da, das Bedeutendste darunter sind die „trauernden Juden" von Bendemann. Ein lobenswerthes Werk, doch erstaunt man jetzt wohl darüber, wie sehr es zu seiner Zeit überschätzt worden ist. Die erste Freude darüber, daß auch unsre Zeit sich künstlerisch productiv erweise, bewog uns, alle die Erzeugnisse der Düsseldorfer Schule in ihrer ersten Zeit zu hoch anzuschlagen.

2. Mai. Fahrt nach Düsseldorf; Spaziergang durch die Stadt. Von allen rheinischen Städten ist Düsseldorf die charakterloseste. Man könnte sagen, vollkommene Charakterlosigkeit ist ihr eigentlicher Charakter. Sie trägt, wenngleich neu, doch nicht den Stempel einer absichtlichen und berechneten modernen Anlage an sich wie Mannheim, denn nahe am Rhein, stromabwärts, steckt in dem heutigen Düsseldorf noch das unbedeutende ältere Landstädtchen, das der Ort früher war. Alles ist da für das schlichte Bedürfniß gebaut, und selbst in den neueren Stadttheilen, durch welche die „Residenz" vergrößert wurde, gewahrt man nirgend, daß der pfälzische

Hof hier von einem glänzenden und wohlhabenden Adel könnte umgeben gewesen sein. —

Im Hôtel traf mit mir zugleich die Einladung zum Fürsten von Hohenzollern (dem früheren Minister-Präsidenten) ein, die ich einigermaßen erwartete und zu der ich mich sofort umkleidete.

Diner um 2 Uhr. Zahlreiche Gesellschaft im Salon der Fürstin — und doch eigentlich im Wesentlichen ein Familienkreis. — Der Fürst empfängt mich sehr freundschaftlich — eine Art von Hofcavalier stellt mich den Damen vor; zuerst der Fürstin, die ich als Kind gesehen habe, und jetzt als ältliche etwas harthörige Frau wiederfinde. Wir sprechen von Heidelberg und Mannheim, und ich kann auf ihre Frage berichten, daß ich als Student die Ehre gehabt habe ihrer Frau Mutter, der Großherzogin Stephanie vorgestellt zu werden.

Dann wurde ich der Schwiegertochter des Hauses vorgestellt, der „Königlichen Hoheit" wie sie zum Unterschied genannt wird, da die übrigen Prinzen und Prinzessinnen nur „Hoheit" sind. — Sie ist nämlich eine Infantin von Portugal — aber eine Blondine, so daß man in ihr allenfalls die Coburgerin errathen kann, aber nicht die Portugiesin. Sie spricht natürlich Deutsch als ihre Muttersprache. Eine unverheirathete Prinzessin von Hohenzollern. — Der älteste Sohn ist zeitweilig abwesend, in Berlin, der zweite ganz dort als Dragoner-Offizier — nur den jüngsten, einen Ulanen-Lieutenant treffe ich hier. Die Prinzessinnen sind sämmtlich, gleich ihren Hofdamen, sehr einfach gekleidet, alle en robe montante. — An eigentlichen Gästen bemerke ich da nur den Adjutanten des Fürsten, Husaren-Lieutenant v. Borries — einen Infanterie-Obersten v. Dewitz und einen Civilisten, der dem Beamtenstande oder der Maler-Akademie angehört.

Ich saß bei Tisch zwischen dem Fürsten und seinem Sohne. Das Gespräch des Fürsten mit mir wollte sich einigermaßen auf Politik und die gegenwärtige Lage wenden — dann unterbrach er sich aber jedesmal — und sagte, Das wolle er sich auf später aufsparen. — Beiläufig machte er mich darauf aufmerksam, daß in seinem Speisezimmer die Originale der hübschen Bilder preußischer Generäle von Camphausen hängen, die durch Kupferstiche und Holzschnitte in so weiten Kreisen bekannt geworden sind.

Nach dem Kaffee Gespräch mit dem Fürsten in seinem Cabinett. Ich mußte ihm zuerst von meinen Gesprächen mit dem König Leopold erzählen — und, wie ich berichtete, daß Napoleon III. schon fast auf dem Punkte stand ohne Kriegserklärung über die Rheinlande herzufallen, erstaunte der Fürst und sagte: „Also so nahe war Das!" — Davon hatte auch er keine Ahnung gehabt.

Ich berichtete dann auch, daß König Leopold sehr besorgt ist wegen der Flotte, die Napoleon in die Ostsee senden will. — Wie ich ihm von unsern Zuständen in Berlin spreche, daß die Dinge bei uns nicht auf dem einfachen Wege der Vernunft und Mäßigung — sondern nur durch ein großes Ereigniß, durch eine europäische Krisis wieder in die rechte Bahn gebracht werden können, kommt mir der Fürst zuvor mit der Bemerkung: „Ja! aber nicht eine Krisis, die wir machen! es muß eine sein, die über uns kommt!"

Nur allzu wahr! — Ich schildere, wie Bismarck seine großen Pläne als unausführbar erkannt hat, und nun durch die Umstände immer mehr in die Abhängigkeit von der Kreuzzeitungs-Partei gedrängt wird, — die grenzenlose Unvernunft der Abgeordneten, — Intriguen, wie der Prinz Karl und seine Coterie jedes Eingehen auf die Forckenbeck'schen Vorschläge verhindert hat.

Der Fürst spricht mit großer Offenheit von den Fehlern, die sein Ministerium begangen hat; sie lagen wesentlich darin, daß dies Ministerium dem König nicht ein Programm vorgelegt und nicht die Annahme desselben von Seiten des Königs erwirkt hatte. Dadurch hatte das Ministerium keine „Position" dem König gegenüber, und eben so wenig den Kammern gegenüber u. s. w.

Jetzt — in seiner Stellung als General-Gouverneur der westlichen Provinzen — hält es der Fürst bei dem Geist, den man von Oben her in der Armee zu erwecken sucht, bei der Feindschaft gegen den Bürgerstand, dem Hasse gegen jedes liberale Prinzip, den man in ihren Reihen haben will, — für geboten den Offizieren gegenüber sehr kühl und gemessen zu sein.

Ich erwähne mit Bedauern der gelockerten Disciplin, des leidigen Politisirens in der Armee. Der Fürst meint, in den zwei Armeecorps seiner Inspection habe er den Offizieren das Politisiren ab-

gewöhnt. Er hat ihnen stets erklärt, sie hätten sich in politische Gespräche nicht zu mischen — und müßten politische Discussionen ruhig anhören, so lange sie nicht in sträflicher Weise gegen den König und die Regierung gerichtet sind. „Wenn Jemand sagt, er halte die republikanische Regierungsform für die beste: Das müssen Sie ruhig anhören —; aber wenn Jemand sagt, man muß den König vertreiben, und Preußen in eine Republik verwandeln: dann schlagen Sie zu!"

Ich nehme Gelegenheit zu sagen, daß mir eine gewisse Bewegung, die sich in der Armee kund gibt, in einem hohen Grade bedenklich vorkommt; die nachtheiligen Gerüchte über den Kronprinzen, die in der Armee verbreitet werden, und die Verherrlichung des Prinzen Friedrich Karl, die damit Hand in Hand geht —: Das sind Dinge, die viel zu methodisch und ausdauernd betrieben werden, um zufällig sein zu können. Ich bin überzeugt, daß dahinter gefährliche Pläne stecken.

Der Fürst sagt, er sei auch schon darauf aufmerksam geworden. „Ich weiß auch, durch wen Das vermittelt wird. O! (mit der Hand zeigend) ich könnte Ihnen so eine starke geheime Correspondenz darüber zeigen!"

Es war mir eine große Beruhigung zu wissen, daß aufgepaßt wird — und so trennten wir uns beiderseitig sehr befriedigt. —

Rückkehr nach Berlin. Innere Lage bis zum Schluß der Landtagssession.

4. Mai. Früh Morgens Ankunft in Berlin; Nachmittags zu Max Duncker, dem ich meine ganze Reise, oder vielmehr meine Gespräche mit dem König Leopold ausführlich berichte. Er ist nicht überrascht, wie ich ihm sage, daß Napoleon gleich nach der Convention über die Rheinlande herfallen wollte. Er sagt: „Ja, es war Ernst mit den Absichten Napoleons!"

Hier in Berlin hat, wie sehr leicht zu bemerken ist und wie namentlich aus den Parlamentsverhandlungen hervorgeht, eigentlich Niemand einen Begriff davon, in welcher großen Gefahr

Preußen thatsächlich schwebt; mir selbst wird die ganze Größe dieser Gefahr erst im Laufe dieses Gesprächs mit Max Duncker anschaulich.

Ich erwähne der Besorgnisse König Leopolds wegen der beabsichtigten Sendung einer französischen Flotte nach der Ostsee, seiner Fragen die Verhältnisse in Finnland betreffend.

Max Duncker sagt: „Geht eine französische Flotte nach der Ostsee, so landet sie weder in Finnland noch an der Küste von Esthland — sondern in Kurland, so nahe als möglich der preußischen Grenze, um dann durch Grenzverletzungen und dgl. Reibungen und Händel mit Preußen herbeiführen zu können.“ Ich glaube nun mit einem Blick zu übersehen, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden. Daß Polen für Napoleon nur ein Vorwand ist, nur ein Mittel, eine Brücke, die zu Händeln mit Preußen führen soll, Das war von Anfang an ziemlich einleuchtend; hat es Napoleon dahin gebracht, hat er Händel mit Preußen bekommen, dann läßt er Polen fallen und versöhnt sich mit Rußland — Napoleon und Gortschakow fallen einander gerührt in die Arme — und Preußen steht seinen westlichen Feinden vollkommen isolirt gegenüber!

Und während das Vaterland in dieser Gefahr schwebt, geht unser wahnwitziges Abgeordnetenhaus dummdreist vorwärts auf dem Wege zum Abgrund — bietet Alles auf, um unsere Armee zu vernichten und Preußen seinen Feinden wehrlos gegenüber zu stellen; trägt auch seinerseits alles Mögliche dazu bei, den Zwiespalt im Innern unheilbar zu machen — trägt diesen Zwiespalt mit Absicht und Wohlgefallen zur Freude unserer Feinde zur Schau, widersetzt sich auch den vernünftigen Maßregeln, die zu unserer eigenen Sicherheit an der Grenze von Polen getroffen werden — ergeht sich in einer sehr unnützen Feindschaft gegen Rußland — spricht Sympathieen für die Polen aus und bietet Alles auf diese Sympathieen, die glücklich erloschen waren, auch im Lande wieder anzufachen. Das Haus bietet Alles auf, um den Engländern sowohl als den Feinden, den Franzosen, die Ueberzeugung zu gewähren, daß unsere Regierung in dem bevorstehenden Kampfe nicht allein ohne Verbündete, sondern sogar vom eigenen Lande verlassen dastehen wird!

Ich: Auch unsere durch und durch corrumpirte Presse bietet Alles auf, um im Lande die erloschenen Sympathieen für Polen wieder anzufachen.

Max Duncker: Ja, wir bekommen wieder einen vollkommenen Polenschwindel, darauf müssen wir uns gefaßt machen.

Ich führe das Wort des Königs Leopold an: „ne pas poser comme allié de la Russie."

Sehr richtig, meint Max Duncker, aber Das gerade ist es, was Bismarck ganz entschieden thut — und noch dazu, ohne wirklich ein Bündniß mit Rußland zu haben. — Die mittlere Stellung zwischen den Westmächten und Rußland, die Preußen einnehmen mußte, ist durch die Convention verscherzt. Durch die hat Bismarck sich auf die Seite Rußlands gestellt, — und zwar ganz umsonst, ohne irgend eine Gegenleistung, irgend eine Sicherheit für Preußen dadurch zu gewinnen!

Wir werden ganz allein stehen in dem Kampfe, der sich vorbereitet; England wird allerdings nicht die Waffen gegen uns ergreifen, — aber es wird zusehen!

6. Mai. Mit Geffcken die Lage besprochen. Er sagt: „Der allgemeine Haß hat sich in solcher Weise auf Bismarck concentrirt, daß der König die Militär-Vorlagen nach seinem Wunsche durchbringen würde, wenn er nur Bismarck fallen ließe und entfernte."

Auch Geffcken meint, daß Polen für Napoleon nur ein Vorwand ist. Das eigentliche Ziel ist der Rhein — und ein Bruch mit Preußen Das, was er zunächst beabsichtigt. Uebrigens, so entschieden dieser Wunsch sein mag, dieses Jahr bleibt wohl noch Friede, denn Napoleon bringt in diesem Jahre die Weltlage nicht mehr fertig, wie er sie haben will, um den Krieg zu beginnen.

Ich: Mir scheint es nicht glaublich, daß Napoleon III. Oesterreich wirklich dahin bringen wird an seiner Seite Krieg zu führen; er kann den Preis nicht zahlen, für den Oesterreichs Bündniß zu haben wäre; er kann nicht Italien den Angriffen Oesterreichs Preis geben. Das darf er nicht.

Geffcken: Was er thatsächlich wirklich geboten hat sind die

Donaufürstenthümer. Italien muß er natürlich schonen. Er würde auch den Krieg als Vorwand benutzen, um die französische Besatzung aus Rom zurückzuziehen. Für sich selbst verlangt er eingestandener Maßen die Pfalz und Saarlouis.

Geffcken hält den russischen Gesandten Oubril für einen Mann von großer Feinheit. Er hat neuerdings ein Gespräch mit ihm gehabt, in welchem Oubril auseinandersetzte, daß Rußland ausreichende Mittel habe sich in Polen zu behaupten, einen Krieg nicht zu fürchten brauche; daß aber auch Napoleon Polens wegen keinen Krieg führen werde. Geffcken bemerkte: „Oui, pourvu seulement, que sous prétexte d'affranchir la Pologne, il ne tâche d'asservir une partie de l'Allemagne“ und darauf antwortete Oubril: „Oh pour cela, c'est possible; mais cela ne nous regarde pas; ce n'est pas notre affaire.“ Eine so zuverlässige Stütze also ist Rußland für Preußen.

7. Mai. Nach Tisch in den Thiergarten zur Corso-Fahrt. Richthofen-Brechtelshof und einen anderen mir persönlich unbekannten Abgeordneten der Fraction dort getroffen. Die Militär-Debatte steht jetzt bevor.

Die Constitutionellen (Alt-Liberalen) wollen zu den Forckenbeck'schen Vorschlägen einige Amendements einbringen, durch die sie zweckmäßig und für die Regierung annehmbar würden. Sie stimmen in erster Linie für ihre Amendements. — Wenn die nun aber verworfen werden, wie das höchst wahrscheinlich ist, was soll die Partei dann thun? — Soll sie alsdann für die Forckenbeck'schen Vorschläge ohne Amendements stimmen? — Die gehen alsdann wahrscheinlich durch und was sehr wichtig scheint: Es wird ein vollständiger Bruch zwischen Fortschritt und Bockumiten herbeigeführt. Denn die Fortschrittsmänner verzeihen es nicht, wenn diese Vorschläge mit Hülfe der Bockumiten durchgehen.

Ich sage: Nein! werden die Amendements verworfen, durch die Forckenbecks Vorschläge allein zweckmäßig werden könnten, so muß unsere Partei gegen diese Vorschläge stimmen. Man muß überhaupt nie Prinzipien von durchgreifender, bleibender Wichtigkeit aufgeben um einer vorübergehenden Combination und eines augen-

blicklichen kleinen Vortheils willen. — Dann aber muß unsere Partei immer darauf ausgehen, Regierung zu werden. Das ist ihre Bestimmung, das ist unsere Pflicht. Sie muß sich immer als die künftige Regierung des Landes betrachten, in Allem was sie thut immer ihre künftige Stellung als Regierung im Auge behalten. Sie darf mithin nicht ihre künftige Stellung zum Voraus verderben, indem sie sich zu Dingen verpflichtet, die sie nicht durchführen, die sie, wie z. B. die Forckenbeck'schen Vorschläge ohne Amendements, gar nicht wollen kann, wenn sie Regierung ist.

Richthofen bemerkte noch, es sei aber doch sehr wünschenswerth, den Bruch zwischen der Fortschritts-Partei und den Bockumiten herbeizuführen.

Ich: Doch nicht so wichtig, daß man darüber Wichtigeres aufgeben könnte. Liegt in dem Treiben der Beiden wirklich ein prinzipieller Zwiespalt, so muß und wird er schon von selbst zu Tage kommen, und der Bruch wird stattfinden, ohne daß man ihn künstlich herbeizuführen braucht. Ist ein solcher wirklicher innerer Zwiespalt nicht vorhanden, so hilft ein bloß zufälliger oder künstlich herbeigeführter Bruch zwischen den beiden Parteien zu gar Nichts. — Sie versöhnen sich dann sehr bald wieder über unseren Kopf hinweg — und die Dinge bleiben im alten Geleise.

Es gelang mir, die Herren zu überzeugen. Der unbekannte Abgeordnete neigte ohnehin zu meiner Ansicht. —

8. Mai. Zu Schlesinger. An dem konnte ich die confuse Aufregung studiren, die dermalen den Berliner Philister beseelt. Eine große und sehr unklare Erbitterung gegen die Regierung kommt zum Vorschein. Die Fortschritts-Partei hat in seinen Augen in allen Dingen Recht, namentlich in der Militär-Frage. Virchow, meint er, hat in seinem kleinen Finger mehr Verstand als die Minister alle mit einander — und dabei weiß er eigentlich doch nicht, um Was es sich eigentlich handelt. — Wohin kann man solche Leute nicht führen!

11. Mai. Diner bei dem König als Rückkehrender aus Belgien. Ich finde nur wenige Bekannte in dem Versammlungssaale:

eigentlich nur Olfers. Sonst sind da Herr v. Franckenberg-Ludwigsdorf, die alte intriguirende Excellenz, die viel Unheil anrichtet; Regierungs-Präsident v. Senden aus Hinter-Pommern; General Boyen; einige Herren, die für Beförderungen zu danken hatten; im Dienst der Flügel-Adjutant Rauch.

Mit dem König erschien Prinz Wilhelm von Baden, der leider nun seinen Abschied nimmt und uns verläßt. — Mich fragte der König bloß nach der Gesundheit des Königs Leopold. — Mein Nachbar bei Tisch war Präsident Holzapfel, eben zum Präsidenten des Appellationsgerichts in Ratibor ernannt.

Franckenberg, der dem Könige gegenüber saß, erzählte von der Verschwörung in Posen. Die polnischen Herren, die dabei betheiligt sind, seien dieselben, die sich schon an der Verschwörung von 1846 betheiligt hätten. Kopflosigkeit der Polen: Die Haussuchung bei Dzyalinski wurde durch Verrath unter den Polen selbst veranlaßt — durch anonyme Briefe, welche die Behörden erhielten. Eine erste Haussuchung bei Dzyalinski hatte zu keinem Ergebniß geführt, weil der Polizeioffizier, der damit beauftragt war, sich ungeschickt dabei benahm. Der Polizei-Präsident schalt ihn aus, bezeichnete ihm genau die Stelle, wo nach den anonymen Berichten die gesuchten Papiere sich finden müßten, und schickte ihn wieder hin. Darüber war eine Stunde vergangen. Die Papiere fanden sich aber noch an der bezeichneten Stelle. Die Polen hatten die Zeit nicht benutzt, um sie anderswohin in Sicherheit zu bringen.

In meiner Nähe hörte ich General Boyen von einem großen Skandal reden, der heute im Hause der Abgeordneten stattgefunden hat. Sybel hat neuerdings dem Kriegs-Minister gesagt: die einzige patriotische That die er thun könne sei, sich zurückzuziehen. Roon hatte nämlich in Sachen der Militär-Reorganisation an den Patriotismus des Hauses appellirt. — Das war die Antwort! Ich wußte Das aus den Zeitungen und war empört! —

Heute hat nun Roon darauf antworten wollen; — Bockum-Dolffs hat ihn unterbrochen und es ist zu einem großen Lärm gekommen; man sagt nun, er habe dem Minister nicht gestatten wollen zu antworten.

Nach Tisch im Salon. Beim Kaffee sprach auch der König von dieser Begebenheit, fragte einen der Herren, ob er gegenwärtig gewesen sei und auf dessen verneinende Antwort zu mir gewendet: „Sind Sie da gewesen, Bernhardi?" — „Nein, E. Maj., ich bin nicht dort gewesen!" — und nun erging sich der König mit einer großen Entrüstung, der aber doch kein wirklicher mächtiger Aerger und Zorn zu Grunde lag, über das Ereigniß, — daß man der Opposition gestattet habe, den Kriegsminister anzugreifen, dem Minister aber verbieten wolle zu antworten, und ich gewahrte bei dieser Gelegenheit mit Schrecken, in welchen gefährlichen Täuschungen man offenbar versucht den König zu erhalten.

Er sagte, das Abgeordnetenhaus treibe es mit jedem Tage ärger. „Aber mir ist es recht! — wenn das so fort geht, muß doch am Ende das alte preußische Herz wieder erwachen! — Aber Geduld!" — Er lebt in dem Glauben, das Land werde sich am Ende mit Unwillen von der Opposition abwenden und zu ihm und zu seinem Ministerium zurückkehren!! — Viele Herren von der Junker-Partei glauben etwas Aehnliches: nämlich, daß das Land zuletzt die Vergeblichkeit der Opposition und ihre Ohnmacht einsehen und sich dem Willen der Junker-Partei unterwerfen wird!

Der Präsident Holzapfel freute sich mit mir über das gute Aussehen des Königs; man dürfe hoffen, daß er noch recht lange lebe.

Nachdem die Gesellschaft entlassen ist, hält mich Graf Hermann Pückler oben auf der Treppe an und fragt nach den Zuständen in Belgien. Ich muß gestehen, daß die Dinge auch dort bedenklich und in der That auf sehr schwachen Füßen stehen, daß es einen geübten Steuermann erfordert dieses Staatsschiff glücklich durch alle Klippen hindurch zu führen, daß der ganze Zustand überhaupt ein künstlicher und eben deshalb ein schwer zu haltender ist.

Weiter fragte Pückler nicht nach; er gab mir keine Veranlassung hinzuzufügen, daß die Schwierigkeiten zum großen Theil daher rühren, daß die belgischen Lande geographisch eine Stelle einnehmen, die ihren Besitz für Frankreich sehr wünschenswerth macht — und daß sie zu schwach sind, um ihre Selbständigkeit durch eigene Macht siegreich zu behaupten; daß ferner die Gefahr im Innern nicht etwa von Seiten

der Liberalen, sondern von Seiten der reaktionären, der clerikalen Partei zu besorgen steht.

In einem längeren Gespräch hielt mich dann Prinz Wilhelm von Baden auf der Treppe selbst auf; er sagte mir, wie schwer es ihm falle von seiner Brigade Abschied zu nehmen — und sprach dann seine entschiedene Mißbilligung der gegenwärtigen preußischen Politik aus: „Das Schlimmste dabei ist," sagte er, „daß wir im südlichen Deutschland gezwungen werden, uns gegen unsern Wunsch, gegen unsern Willen Oesterreich anzuschließen!" — Das that mir sehr weh; ich erwiderte: „Das würde ich auch befürchten, wenn Frieden bliebe, aber es bleibt nicht Frieden und eben deshalb werden unsre jetzigen Zustände auch nicht von Dauer sein. Das geht vorüber!" — Der Prinz Wilhelm will mich besuchen.

Es ist freilich eine traurige Lage, wenn unsere beste Hoffnung auf einem Kriege beruht, der höchst wahrscheinlich ein unglücklicher sein wird.

12. Mai. Zeitungen. Bockum-Dolffs hat sich allerdings schmachvoll benommen; aber wie eben Ministerium und Opposition sich immerdar überbieten in Fehlern, ist es Roon auch dies Mal wieder gelungen sich in das Unrecht zu versetzen, indem er eine unberechtigte Behauptung aufstellte und eine unmögliche Forderung daran knüpfte —: die Minister sollen in der Debatte gar nicht an die Leitung des Präsidiums gebunden sein.

Auf dem Wege zum Archiv dem Minister Bethmann-Hollweg begegnet. Der fragt, ob ich die neuesten Maßregeln des Ministeriums schon kenne und meint: „dem preußischen Volk wird viel zugemuthet."

Erklärung der Minister: sie wollen mit dem Abgeordnetenhause nicht weiter verkehren, solange das Haus nicht anerkannt hat, daß die Minister, wie die Herren Das ausdrücken: „nicht unter der Disciplinar-Gewalt des Präsidenten stehen" — d. h. daß die Leitung der Debatten seitens des Präsidenten den Ministern gegenüber aufhört. — Eine unmögliche Forderung, die auch natürlich nur gestellt wird, damit sie von dem Hause zurückgewiesen werde. Die Minister

wollen das Haus dahin bringen eine Erklärung auszusprechen, die als Vorwand dienen kann, um ihrerseits zu erklären, mit diesem Hause sei überhaupt nicht auszukommen, vermöge deren man die Schuld eines vollständigen Bruchs den Abgeordneten zur Last legen könnte.

13. Mai. Nach Tisch zu Max Duncker. Die Lage besprochen. — Bismarck treibt die Dinge im Innern auf die Spitze in bedenklichster Weise.

Max Duncker sagt: Er ist ein Spieler, der die Existenz Preußens, die Existenz der Dynastie ohne Bedenken einsetzt. — Den Fehler, den er durch die Abschließung der Convention mit Rußland gemacht hat, den wiederholt er. Er erklärt, man müsse Gortschakow abhalten Polen wegzuwerfen, und in diesem Streben stellt er sich immer neben Rußland — sodaß Preußen vor der Welt mehr und mehr als Rußlands Verbündeter erscheint, ohne ein Bündniß mit Rußland zu haben.

Im Innern war es seine Absicht sich unabhängig von der Kreuzzeitungs-Partei zu erhalten — da er sich aber mit allen anderen Parteien mehr und mehr verfeindet, verfällt er in demselben Maße der Junker-Partei.

Ich erwähne, was der Fürst Hohenzollern über Bismarcks wahrscheinliches Ende sagt, daß es nämlich ein Ende mit Schrecken sein werde. Max Duncker meint auch, es könnte wohl so kommen.

15. Mai. Der heutige Beschluß des Abgeordnetenhauses, daß das Haus die Autorität seines Präsidenten in Beziehung auf die Leitung der Debatten aufrecht erhält, ist ganz in der Ordnung, auch daß die Abgeordneten eine Adresse an den König richten wollen, wie sie Schwerin vorschlägt, in der sie ihre Rechte in dieser Beziehung wahren, ist durchaus angemessen. Wenn aber die Leute von diesem Zwischenfall Veranlassung nehmen an den König nun eine Adresse de rebus cunctis et quibusdam aliis zu richten — so kann dabei keine andere Absicht zu Grunde liegen, als den Bruch mit der Regierung noch vollständiger zu machen — und die Auflösung des Hauses herbeizuführen.

17. Mai. Vincke-Olbendorf bei uns; eben auch unglücklich und

entrüstet über Bockum-Dolffs, Sybel u. s. w. — Es ist auch in der That, um alle Geduld zu verlieren. Die Demokraten können mit Schadenfreude zusehen, wie die Bockumiten ihre Geschäfte eifrig betreiben, denn Virchow, Gneist und Sybel sind die Leute, die in der letzten Zeit Alles betrieben haben. Die Demokraten haben sich ganz im Hintergrunde gehalten.

18. Mai. Im Archiv gearbeitet und im Generalstabe.

Auf dem Rückwege begegnete mir auf dem Leipziger Platz ein Haupt-faiseur der letzten Wochen, nämlich Gneist. Längeres Gespräch mit ihm.

Ich tadelte, daß das Haus Dinge thut, die nicht durch die augenblicklich vorliegenden Fragen bedingt sind, und eine Adresse beschließen will, die sich nicht eben auf das wirklich Nothwendige und zur Sache Gehörige beschränkt, sondern nach allen Seiten hin über Alles und Jedes verbreitet.

Gneist wußte die Adresse nicht anders zu rechtfertigen als durch die Worte: „Man empfiehlt sich doch erst, wenn man seinen Hut nimmt und geht!"

Das sehnsüchtige Verlangen nach einer Auflösung des Hauses sprach sich in diesen Worten hinlänglich aus — und die Hoffnung, daß es auch wirklich dazu kommen werde, in der Art, wie er sich die Geschichte der nächsten Zukunft construirte:

„Die Kammer beschließt die Adresse — sie wird aufgelöst — und dann kommen die Juli-Ordonnanzen!"

Ich: Nein! Die kommen nicht! Man erwartet — die Regierung nämlich — den Erfolg von Ausdauer und Geduld auf der einen Seite, von Ermüdung der Opposition und Ueberdruß auf der anderen. Ein eigentlicher Staatsstreich liegt außer der Absicht.

Gneist: Sollten auch keine Maßregeln gegen die Presse und die Beamten kommen?

Ich: Das ist etwas Anderes: zu dergleichen könnte es allerdings kommen.

Wie merkwürdig! Ein Mann wie Gneist, der, direkt befragt, ganz gewiß erklären würde, daß er eine gewaltsame Umwälzung, eine Revolution, nicht will — der sich auch gestehen muß, daß er und

seines Gleichen augenblicklich überflügelt und beseitigt sein werden, sowie die wilden Mächte der Revolution losgelassen sind — der arbeitet mit Absicht und Bewußtsein auf eine Auflösung der Landesvertretung und Juli-Ordonnanzen hin!

Während ich nicht zu Hause war, ist der Prinz Wilhelm von Baden bei mir gewesen.

26. Mai. Mancherlei Gerüchte sind in Umlauf, namentlich sagt man, der König werde — natürlich seiner Gesundheit wegen — auf ein paar Jahre auf Reisen gehen — und für die Zeit seiner Abwesenheit nicht den Kronprinzen, sondern den Prinzen Friedrich Karl zum Statthalter ernennen! —

27. Mai. Archiv. Grimm sagt mir, daß soeben die Sitzung des Landtages geschlossen worden ist! — Eine wunderliche Maßregel. Geschlossen ehe die Berathung des Budgets auch nur begonnen hat. — Man wagt nicht aufzulösen und will das wahrscheinlich erst später thun, wenn, wie man hofft, glückliche Zwischenfälle eingetreten sind, und das Land der ohnmächtigen Opposition überdrüssig geworden ist. — Einstweilen regiert man weiter ohne den drückenden Alp eines Parlaments. — Am Ende aller Enden wird man sich bitter getäuscht fühlen.

1. Juni. Max Duncker weiß noch bestimmter, als ich es schon wußte, daß die Fortschritts-Partei die Absicht hatte, eine Auflösung des Hauses herbeizuführen; sie hat es ausgesprochen, indem sie die von Schwerin vorgeschlagene Adresse ablehnte. Sie sagte: „Man muß eine Adresse machen, auf welche Auflösung erfolgt!" — Ihr Grund die Auflösung zu wollen, ist sehr einfach: sie weiß, daß ihre ausschweifendsten demokratischen Pläne, die sie sehr bestimmt im Sinn hat, in dem gegenwärtigen Hause der Abgeordneten denn doch nicht durchgehen würden, und hofft mit Recht, daß neue Wahlen unter dem Einfluß der jetzt allgemein herrschenden Aufregung ein durchaus demokratisches Haus ergeben würden. —

Da jetzt vielfach darüber gestritten wird, inwiefern Zeugen, die sich weigern Zeugniß abzulegen, bestraft und gezwungen werden können, hat die Kölnische Zeitung darüber das Gutachten

der Pariser faculté de droit eingeholt. Auf dem linken Rheinufer gilt ja der Code Napoléon. (NB. Welche Schmach!)

Die Minister sollten überhaupt doch bedenken, daß die demokratische Bewegung bei uns keine Erscheinung ist, die vereinzelt dasteht; es regt sich an mehreren Orten, auch in Frankreich, wie die Wahlen beweisen.

Ich möchte in dieser Betrachtungsweise noch etwas weiter ausholen. Der Fortschritt findet überhaupt nicht mit der regelmäßigen Gleichförmigkeit statt, die etwa dem Gang einer Uhr gliche. Die Fortschritte im Leben der Völker, in denen die berechtigten Forderungen der Zeit immer mit vielfachen verwerflichen Auswüchsen durchflochten erscheinen — erfolgen immer stoßweise. Es ist da ein Wogenschlag wahrzunehmen, Ebbe und Fluth, wie in der Bewegung des Meeres.

Nach jeder Periode der Ueberspannung folgt, dem allgemeinen Gesetz gemäß, eine Zeit der Abspannung; man täuscht sich aber, wenn man diese Zeit der Abspannung und Ruhe für einen bleibenden Zustand hält; sie dauert nur ungefähr so lange, bis die Menschen, welche die letzte Periode der Ueberspannung, die letzte Krisis, als Knaben erlebt haben, zu Männern herangewachsen sind, dann kommt ein neuer Wogenschlag — nach 12—15 Jahren etwa. — Nach 48 ist eine Zeit der Abspannung eingetreten und hat längere Zeit gewährt — jetzt ist die Fluth wieder im Steigen, in ganz Europa; Das muß Jeder sehen, der nicht mit Blindheit geschlagen ist.

Auch die Wahlen in Frankreich lassen es deutlich erkennen. Es ist nicht gering anzuschlagen, daß Thiers und Berryer gewählt worden sind. Ich halte diese Wahlen für den Anfang einer Bewegung, die schließlich den Sturz Napoleons III. herbeiführen wird.

Max Duncker giebt mir Recht. Zunächst steigern diese Wahlen die Gefahren der allgemeinen Lage, indem sie Napoleon zwingen sich durch irgend eine neue, große That ein neues Ansehen zu verschaffen.

2. Juni. Zeitungen. Mit Erstaunen lese ich darin die Preßverordnungen. Verwarnungen der Zeitungen — Unter-

drückung derselben durch die administrativen Behörden —: das Alles ist ganz genau den napoleonischen Anordnungen nachgebildet — und zum Schluß geht das Ganze dann noch mit einem kühnen Schritt weit über die Willkür des revolutionären Imperialismus hinaus. — Denn die französischen Verordnungen verfügen Verwarnungen und Unterdrückungen einer Zeitung doch immer nur für eine bestimmte Thatsache, für einen bestimmten Artikel — das Bismarck'sche Dekret macht es möglich eine Zeitung ihrer Tendenz, ihrer allgemeinen Haltung wegen, ohne bestimmt juristisch nachweisbaren Grund zu unterdrücken, und damit ist natürlich jeder — der alleräußersten — Willkür Thür und Thor geöffnet.

Selbst abgesehen davon hat Bismarck durch diese Verordnung das legitime Königthum auf ein und dieselbe Linie mit dem revolutionären Kaiserthum gestellt; — er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß ein Akt revolutionärer Willkür mehr oder weniger für diese letztere keinen Unterschied macht, dem legitimen Königthum aber nicht ziemt. Der Imperalismus wird dadurch weder besser noch schlechter —: das legitime Königthum aber, das der Gegensatz der Revolution sein soll und will, kann einen solchen Schritt nicht begehen, ohne seinem eigensten Wesen und seiner sittlichen Würde zu entsagen. —

Welcher Hohn, sich dabei auf die Verfassung zu berufen, auf den Artikel, der die Regierung ermächtigt, in Abwesenheit des Landtags die Verordnungen zu erlassen, die nothwendig werden könnten. — Ist etwa die Nothwendigkeit die Presse zu zügeln, innerhalb der fünf Tage seit dem Schluß des Landtags erst eingetreten? Keineswegs! Die Verordnung behauptet Das nicht einmal; sie sagt vielmehr, die Haltung der Presse sei schon seit längerer Zeit eine strafbare geworden.

4. Juni. Der König geht nach Karlsbad! — Das kommt mir sehr bedenklich vor! — Er hat Karlsbad nie gebraucht und wird sich dort auch der heiteren Gemüthsruhe nicht erfreuen, die bei dem Gebrauch eines so gewaltig wirkenden Brunnens nothwendige Bedingung ist. Was soll daraus werden!

Warum er nach Karlsbad soll und muß, weshalb seine Umgebung darauf besteht ihn dorthin zu schleppen, ist übrigens sehr leicht zu

durchschauen: er soll und muß nach Karlsbad, damit er nicht nach Baden und nicht nach Ostende gehen kann. Er soll nicht seine Tochter, seinen Schwiegersohn und Roggenbach sehen; er soll vor allen Dingen nicht den König der Belgier sehen; er soll Niemanden sehen, der ihm etwas Anderes sagt als Bismarck und Manteuffel.

5. Juni. Zeitungen. Der Kronprinz hat in Danzig den Stadtverordneten gesagt, daß er mit den neuesten Maßregeln der Regierung nicht einverstanden ist. Das mag sein Gutes haben, ist aber doch eine Uebereilung. Wahrscheinlich hat die Anrede der Stadtverordneten ihn überrascht; er war darauf nicht vorbereitet.

6. Juni. Zu Max Duncker. Langes Gespräch mit ihm; das Auftreten des Kronprinzen in Danzig; er tadelt es unbedingt; ich vertheidige es in gewissem Sinn. Er sagt: stets wiederhole er dem Kronprinzen, im Ministerrath sei der Ort, wo er seine Meinung auszusprechen und geltend zu machen habe — mit aller Bestimmtheit! — Eine Opposition, außerhalb des Ministerraths öffentlich zur Schau getragen, sei für den Erben der Krone nicht rathsam und könne ihn nur compromittiren.

Jetzt nun kommt es darauf an, wie er seine Aeußerungen behaupten und aufrecht erhalten wird, denn natürlich werden ihm die Familie und das Ministerium deshalb gewaltig zu Leibe gehen mit Vorwürfen u. drgl. Bleibt er nicht bei seinen Worten fest und entschieden, dann schadet er sich in der öffentlichen Meinung in hohem Grade.

Er hätte sich in Danzig darauf beschränken sollen zu sagen: die Motive der neuesten Verordnungen seien ihm nicht bekannt.

Ich: Das ist Alles ganz wahr; aber die Sache hat doch auch noch eine andere Seite; es ist mir am Ende doch lieber, daß die Leute die bessere Zukunft von einer Regierungs-Veränderung erwarten, und nicht von einer Revolution als einziger Aussicht.

Die neuesten Preßverordnungen besprochen. Mir scheint, es bleibt jetzt gar nichts zu thun als: das Abgeordnetenhaus muß, sowie es wieder zusammentritt, das Ministerium in

Anklagestand versetzen; und zwar muß der Antrag dazu von einem der Unseren, von der gemäßigten alt-liberalen Partei ausgehen; denn wenn wir es nicht sind, von denen der Antrag gestellt wird, verlieren wir alles Ansehen und allen Einfluß im Lande; es geht uns die Möglichkeit verloren, für Preußens wahre Interessen, für die Dynastie wirksam einzutreten. Max Duncker sieht diesmal weniger schwarz als ich; er fragt mit sehr ungläubiger Stimme: „Glauben Sie denn die Dynastie gefährdet?"

Ich: Noch nicht, aber sie könnte es werden, wenn wir lange auf diesen Wegen fortwandeln. — Gegen meinen Vorschlag hat übrigens Max Duncker nichts einzuwenden.

Sommer-Aufenthalt in Kunnersdorf. Entwickelung der politischen Verhältnisse bis zur Auflösung des Landtages.

7. Juni. Abreise nach Kunnersdorf. Der Zufall führt mich in ein und denselben Wagen mit dem Baron Wagner, preußischem Consul in Mexico, der eben von dort zurückkehrt. Interessantes Gespräch. Einzelheiten über die französische Expedition, die nicht zum besten geleitet wird. Daß General Forey so lange Zeit in Orizaba gesäumt hat, daran sind die schönen Augen einer Spanierin schuld, obgleich Forey bereits 62 Jahre zählt. Wagner stellte das Gelingen der Expedition als sehr problematisch dar.

9. Juni. Gegen Abend den Oberst Heydebrand besucht. In dessen Augen und — wie sich im Laufe des Gesprächs ergiebt — mehr noch in denen seines Bruders, des Generals, ist Bismarck ein großer Mann, der Retter des preußischen Staats.

29. Juni. Zeitungen. Ein Leitartikel der Times sehr merkwürdig. John Bull scheint denn doch nachgerade, wenn auch nur in dämmernder Weise einzusehen, daß er sich auf Dummheiten eingelassen hat, indem er sich der Polen annimmt. Es würde die europäische Lage sehr wesentlich verbessern, wenn diese Einsicht in England zur Herrschaft gelangte.

Die geheime National-Regierung in Warschau ist nicht zu finden — das erklärt sich vielleicht auf die einfachste Weise von der Welt.

1. Juli. Abends Graf Henckel bei mir. Auch über die Offensive, welche in Amerika die Conföderirten am Rappahannock unter General Lee ergriffen haben, mit ihm gesprochen. Ich erwarte nicht, daß sie sehr weit reichen — wenigstens gewiß nicht, daß sie in großartigem Styl entscheidend werden könnte. Dazu gehört eine wirkliche, disciplinirte Armee, und die haben die Conföderirten so wenig wie die Unionisten. — Ich möchte nicht einmal rathen, diese Offensive allzu weit zu treiben, denn sie könnte Streitkräfte wecken und gegen sich in den Kampf rufen, die eben nur existiren, indem man sie in ihrer engsten Heimath aufsucht: Local-Milizen, die eben nur in ihrer engsten Heimath in Thätigkeit zu bringen sind, dann aber, wenn der Krieg unmittelbar in ihre Heimath verlegt wird, ein neues und wirkliches Gewicht gegen die Südstaaten in die Waagschale werfen würden. — Die Conföderirten haben die Feld-Armee ihrer Gegner nicht vollkommen genug besiegt, um sich auf Unternehmungen einlassen zu dürfen, die neue bis jetzt inert ruhende Streitkräfte in Thätigkeit rufen müßten.

5. Juli. Nach Tisch um 5 Uhr kam der Geheimrath Sydow mit seinem Sohn aus Hirschberg, wo er bis morgen weilt, für den Abend zu Besuch. — Ich lernte in ihm einen gescheidten, vielseitig gebildeten Mann kennen. Politisch von gemäßigt liberaler Gesinnung, glaubte er, die Stimmung im Lande werde unter den gegenwärtigen Bedingungen gefährlich, — feindlich gegen die Dynastie gewendet. — Er urtheilt eben nach dem Geist, der in den Städten herrscht.

13. Juli. Zeitungen: Mexico ohne Widerstand eingenommen. Das ist den Franzosen wunderbar geglückt. Wenn sich die Einnahme um Etwas verzögerte, wurde sie durch die Regenzeit unmöglich.

Ob der Sieg der Unionisten bei Gettysburg wirklich so entscheidend ist, wie ihre Bulletins ihn machen, muß sich noch erst erweisen; einige Nebenumstände sprechen dagegen. Wenn es aber auch nur ein mäßiger Vortheil sein sollte, den sie gewonnen haben, ist doch die Lage auf dem linken Ufer des Potomac so verändert, daß

jedenfalls für die Conföderirten kein entscheidender Erfolg mehr in Aussicht steht. Gettysburg in den Händen der Unionisten — die Conföderirten stehen zwischen Hagerstown und Harpersferry —: sollten nun auch die Conföderirten wieder Vortheile erfechten, so laufen die Unionisten doch nicht Gefahr, vom Susquehannah und ihren Hülfsquellen abgeschnitten zu werden.

Im Ganzen hat mich mein Vorgefühl nicht getäuscht; die Conföderirten hätten besser gethan Vicksburg zu retten, anstatt sich auf ein Unternehmen einzulassen, das ihre Kräfte überstieg.

Wie verdunkelt sich der politische Himmel in Europa! — Ich erwartete gleich allen übrigen Sterblichen eine etwas andere Antwort von Seiten Gortschakows. Daß Rußland nicht auf die wahnsinnige Forderung eines Waffenstillstandes mit Polen eingehen könne, war allerdings einleuchtend —: aber ich dachte, Rußland würde auf die vorgeschlagenen Conferenzen eingehen, um Zeit zu gewinnen.

Man meint, Oesterreich werde den Krieg mit Rußland, den Krieg für Polen nicht wagen — es werde zurücktreten, vielleicht sich sogar Rußland anschließen, wenn der entscheidende Moment da ist. Die Anstrengungen, die Oesterreich und Bayern zu gleicher Zeit machen den Zollverein zu sprengen, lassen das aber sehr zweifelhaft erscheinen! Es ist mir vielmehr wahrscheinlich, daß Oesterreich im Verein mit Frankreich in den Krieg geht, in der Hoffnung Preußen zu zertrümmern und in Deutschland Herr zu werden! Oesterreich kann nicht neutral bleiben, denn es würde sofort das eigentliche Object des Krieges werden, wenn es neutral zu bleiben versuchte, so gut als wenn es sich Rußland anschlösse; es fürchtet sich vor Frankreich, und es fürchtet sich vor Rußland nicht. Darin ist wohl der Schlüssel zu seiner gesammten Politik zu suchen. —

Gortschakows Noten sind im Ganzen gut — nur, daß er Oesterreich zu besonderen Conferenzen der drei unmittelbar in Polen betheiligten Mächte auffordert, ist ein gewaltiger Fehler, denn dergleichen darf in offiziellen Urkunden nicht ausgesprochen werden, wenn man sich nicht durch vertrauliche Unterhandlungen schon vorher die Gewißheit verschafft hat, daß es angenommen wird. Das ist ein Fehler —: wenn es nämlich nicht darauf angelegt ist, Preußen zu com-

promittiren, indem Preußens Zustimmung stillschweigend vorausgesetzt wird. — Wir gehen schweren Zeiten entgegen, aber Niemand scheint das Bewußtsein davon zu haben; man lebt, baut, speculirt und wirthschaftet fort mit einer Seelenruhe, als ob uns eben gar Nichts bevorstände — bis in die kleinsten Kreise herab. Bei Schlesinger versicherte man mir, die Börsenwelt sei vollkommen ruhig. Wenn sich nur Oesterreich nicht bethören lasse und fest zu den Westmächten halte, werde Rußland doch schließlich nachgeben und der Krieg vermieden werden.

Ich sprach neulich meine Meinung darüber aus, in welcher Weise Rußland den Krieg führen muß in dem Fall, daß es dazu kommt, nämlich: Offensive auf Wien, gedeckt durch eine Seiten-Colonne, die über den Jablunka-Paß durch das Waagthal auf Preßburg vorgeht, während ein anderes Seiten-Corps die Oesterreicher aus Galizien vertreibt und über Dickla nach Budapest vorbringt. Versetzung des Krieges auf das rechte Donau-Ufer, indem man sich der Pässe durch den Wiener Wald und des Donau-Ueberganges bei Mautern versichert und eine Avantgarde an den Fuß des Sömmering vorsendet. Belagerung von Krakau im Rücken der Armee.

29. Juli. Zeitungen: Auch Port Hudson von den Unionisten genommen; die Dinge nehmen eine für die Conföderirten sehr ernste und sehr schlimme Wendung; ihre voreilige Offensive am Potomac ist ihnen sehr schlecht bekommen. Sie hätten besser gethan ihre festen Plätze am Mississippi zu entsetzen; denn daß nun der Lauf des Stroms in den Händen ihrer Gegner ist, darf wohl nicht gering angeschlagen werden.

2. August. Abends gelesen: Guizot, mémoires. Haltung der Doctrinärs und des Centrums in den französischen Kammern 1816 bis 1820. Die Leute wollen zwar unter Umständen die Regierung unterstützen, aber doch zugleich auch unabhängig dastehen — wie der Chor in der griechischen Tragödie. Mit einem Wort, sie haben es ganz so gemacht wie unsere liberale Partei. Es ist merkwürdig und in der That a priori kaum zu glauben, wie oft dieselben Thorheiten wiederkehren in der Welt.

5. August. Bunsen „Gott in der Geschichte“ zu Ende gelesen.

Das Buch hat große Schwächen, Das ist nicht zu leugnen, und leidet hin und wieder an Willkürlichkeit der Voraussetzungen und Folgerungen, wie im Allgemeinen an mystischer Unklarheit — aber es enthält auch viel Gutes und Tüchtiges, und die ganze Richtung des Strebens ist eine löbliche, der man eine lebendige Anerkennung in der Zeit wünschen müßte. Daß das Buch vielmehr ganz allgemein unterschätzt wird, ist aber nur allzu leicht zu erklären. In wie seltsamer krauser Weise sind da widerstrebende Elemente als einheitlich zusammengefaßt: Chiliasmus und moderner Liberalismus! Merkwürdig ist, daß trotz der entschieden christlichen Gesinnung und dem Trinitätsglauben, der Gott Bunsens eine sehr entschiedene Aehnlichkeit mit dem Gott Hegels hat.

9. August. Zeitungen. Oesterreich will die unglücklich verschobene Lage auf das Aeußerste benutzen. Es macht Vorschläge zu einer Reform der Bundes-Verfassung. Eine solche Reform hat in diesem Augenblick natürlich keinen anderen Sinn als den, daß Oesterreich sich für den Fall eines Krieges die Dienstbarkeit Deutschlands sichern, daß es den Zollverein sprengen will.

12. August. Zeitungen. Die politische Lage macht mir große Sorgen und betrübt mich auf das Tiefste. Es ziehen sich große Gefahren für Preußen zusammen — in immer größerer Nähe drohend! — Upon second thoughts kann man gar nicht glauben, daß Oesterreich mit seinem überraschenden Entwurf zu einer Reform der Bundes-Verfassung hervorgetreten ist, ohne dabei einer anderen Unterstützung als der durch die Würzburger gewiß zu sein.

Schon verräth auch die Haltung der französischen Presse, daß die Sache mit Napoleon III. abgekartet ist. Die Sachen stehen so, daß Rußland allerdings an Preußen einen Verbündeten hat — aber Preußen hat keinen an Rußland.

Wenn doch wenigstens unser Haus der Abgeordneten wie ein Mann zur Regierung stehen wollte, den Ansprüchen Oesterreichs gegenüber! — Aber auch Das wird nicht geschehen. —

Napoleon III. führt nun doch seinen seltsamen Spuk in Mexico aus. Mir scheint daraus zu folgen, daß er nächstens die Conföderirten, die Süd-Staaten, anerkennen und ihnen beistehen wird. Er

darf sie nicht untergehen lassen, denn die Herstellung der Union in Nord-Amerika macht die Ausführung seiner Pläne unmöglich!

Die Politik macht jetzt doch endlich allen Menschen bange, und so war auch heute Abend bei Frl. K. die Rede von Politik.

Das eigentliche Unglück Europas liegt darin, daß die Politik Englands durch zwei alte Narren geleitet wird. Die Damen waren freilich sehr verwundert, daß ich die edlen Lords Palmerston und Russell in solcher Weise bezeichnete.

17. August. Oberst Heydebrand spottet über den Fürstentag in Frankfurt; er meint, dabei werde wohl Nichts herauskommen. Etwas muß leider dabei herauskommen; es ist für die deutschen Fürsten zur Ehrensache geworden, daß wenigstens irgend Etwas dabei herauskommt. — Preußen ist vollkommen ohnmächtig diesen österreichischen Umtrieben gegenüber.

18. August. Die Zeitungen machen mir heute nach langer Zeit wieder einmal Vergnügen. Nach Dem, was von den österreichischen Vorschlägen zur Bundes-Reform verlautet, werden die Herren in Frankfurt nach allem Pomp und inmitten der glänzenden Herrlichkeit einen solennen fiasco machen. Das rettet uns — bis auf Weiteres. —

21. August. Der Fiasco, den Franz Joseph in Frankfurt macht, wird immer eclatanter. — Immer deutlicher tritt hervor, daß es lediglich darauf abgesehen ist die Streitkräfte ganz Deutschlands dem österreichischen Staat für den Fall eines Krieges dienstbar zu machen. Darum ist das Direktorium eingerichtet, das befugt sein soll auswärtigen Staaten — und zwar durch bloße Stimmenmehrheit — den Krieg zu erklären, sobald nach seiner Meinung das europäische Gleichgewicht gefährdet ist — namentlich, wenn Oesterreich in seinen außerdeutschen Staaten angegriffen wird. — Deutschland soll, ohne es gewahr zu werden, in das austro-französische Bündniß hineingezogen werden!

In seiner Rede hat Franz Joseph die Fürsten aufgefordert, seine Vorschläge schnell, ohne viel Federlesens, en bloc anzunehmen — er hoffte sie, wie man sich trivial ausdrückt, zu übertölpeln!

Ich befürchtete, die ganze Geschichte würde klüger angelegt sein!

22. August. Die österreichischen Manöver in Frankfurt sind von der Art, daß die Gelegenheit, die dadurch Preußen geboten wird

sich in Deutschland geltend zu machen, eine sehr schöne ist, wenn wir nur in der Lage wären, sie zu benutzen.

Es ist auch nicht unmöglich, daß auf dem Abgeordnetentage Dieser und Jener Lust hat auf die Vorschläge einzugehen (Oesterreichs) — die parlamentarische Eitelkeit kann die Leute dazu verleiten. — Gerade wie eitle protestantische Theologen sich einbilden, wenn man nur der Kirche einen ganz freien Turnierplatz einräume, habe es gar Nichts auf sich, wenn die katholische Kirche, wie sie Das beständig fordert, jeder Controlle von Seiten des Staats los und ledig wäre. — Sie würden dann schon mit Rom fertig werden, und Papst und Jesuiten aus der Welt hinaus argumentiren und predigen —: gerade so können eitle Parlaments-Redner bereit sein auf Alles und Jedes einzugehen, um nur ein deutsches Parlament zu erhalten. Sie bilden sich ein, wenn sie Das erst haben, dann giebt sich alles Andere von selbst; sie werden dann durch ihre Reden unerhörte Wunder bewirken.

1. September. Napoleon III. macht, wie es scheint, Anstalten, die Conföderirten in Nord-Amerika zu unterstützen — und der Weg, den er dazu einschlägt, ist wieder recht eigenthümlich im Geist seiner Politik —: er läßt die Conföderirten durch Mexico anerkennen. — Lassen sich die Nordstaaten Das nicht gefallen, — nehmen sie den Handschuh auf, der ihnen hingeworfen wird, — erklären sie Mexico den Krieg — dann muß ja Frankreich für seinen Schützling einstehen, und hat eine Veranlassung zum Kriege, gegen die sich, wie man wohl in den Tuilerien meint, wenigstens formell Nichts einwenden läßt.

Da es die clerikale Partei ist, die jenseits des Weltmeeres, in Mexico, durch Frankreich zur Herrschaft kommen soll, wird auch wohl die Kaiserin Eugenie mit dieser Politik einverstanden sein.

5. September. Major Schwander in der Straße getroffen; er sagt mir, daß das Abgeordnetenhaus aufgelöst ist! — Das jetzt! — Noch dazu ist es eine neue Verletzung der Verfassung, da ein nicht versammeltes Haus gar nicht aufgelöst werden kann.

In der Erbitterung gegen Oesterreich, die allerdings im Lande herrscht, hofft Bismarck eine Majorität zu gewinnen und seine Herrschaft zu befestigen.

Die Wahlen im Herbst 1863.

11. September. Die Kreuzzeitung fordert nicht eine Veränderung unseres Wahlgesetzes — Das genügt ihr nicht —: sie fordert jetzt ganz unverhohlen die Aufhebung der Verfassung. Die Herren glauben nun endlich da zu stehen, wohin sie schon seit lange kommen wollten, und wohin die Reorganisation der Armee von Hause aus führen sollte.

14. September. Nach Tisch der Staatsanwalt Pfeil bei mir. Bloßer Höflichkeitsbesuch. Die Wahlen besprochen. Er glaubt die Wahl von Kießling und Großmann gesichert — für seine Person aber weiß er nicht recht, wie er sich benehmen soll, da alle Beamten, die sich nicht der gegenwärtigen Regierung anschließen, mit nachsichtslosen Strafen bedroht sind. Wahlmann will Pfeil natürlich nicht werden — aber wie soll er sich bei der Wahl benehmen? — Besonders da er in dem Bezirk wohnt, in welchem der Landrath als Candidat (zum Wahlmann) aufgestellt ist; er möchte nicht für ihn, und kann doch nicht gut gegen ihn stimmen. —

Ich: Gar nicht hingehen, sich gar nicht bei der Wahl betheiligen!

Pfeil: Wer weiß, ob man nicht auch dafür bestraft wird!

Ich: Ach nein! Die Zahl derer, die Das thun, wird so groß sein, daß die Möglichkeit einzuschreiten ganz aufhört. — Diese Vorstellung schien ihn zu beruhigen; er nahm sich vor, am Wahltage durch eine dringende Geschäftsreise abgehalten zu sein.

Uebrigens habe ich mit Ueberraschung gesehen, wie überaus gemäßigt Bismarck in den Wahlartikeln auftritt. Er scheint der Ansicht zu sein, daß er, der Stimmung im außer-preußischen Deutschland wegen, nicht gar zu reactionär auftreten darf.

23. September. Der hiesige Bürger Y. ist fünf Tage lang in Berlin gewesen und erzählt: in Berlin wird der König in der Straße von den Leuten nicht mehr gegrüßt. — Er übernachtet während der Manöver nicht in Frankfurt a. O., wie Das ursprünglich seine Absicht war, weil — die Stadt Frankfurt es abgelehnt hat 2000 Thaler auf Empfangsfeierlich-

leiten u. s. w. zu verwenden. — Er fährt jeden Morgen hin, und kehrt jeden Abend zurück nach Berlin. — Vor dem Schloß sammeln sich immer Leute, um ihn ankommen oder abreisen zu sehen, meist Fremde aus der Provinz, die bei einem Besuch in Berlin auch ihren König sehen wollen. Diese sind versucht den Hut abzunehmen, wenn der König erscheint. In der Nähe des Palais treiben sich aber verdächtig aussehende, stark nach Branntwein duftende Subjecte herum — die leiden Das nicht! — Sie fahren die Leute mit Grobheit an: „Na! wollt Ihr wohl den Filz aufbehalten!" — Sie drohen Jedem, der sich unterstehen wollte zu grüßen, den Filz anzutreiben! —

Daneben erzählte mir derselbe Bürger, daß in Hirschberg „eine Menge Leute aus dem Mittelstande", wie er sich ausdrückt, Handwerker u. dergl., das politische Treiben vollkommen überdrüssig sind, und gar keinen Antheil an den Wahlen nehmen wollen. „Es hilft ja doch Nichts," sagen die, und meinen, es wäre besser, wenn es wieder so wäre „wie vorher" — d. h. vor der Einführung einer parlamentarischen Verfassung. — Ebenso äußern sich die Kleinbürger in Berlin. — Daß diese Art Leute in Hirschberg so denken und sprechen, bestätigten mir auch Adami und der Ortsschreiber, den eine Collecte zu mir führte.

Diese Erschlaffung ist aber auch vom Uebel, sie überläßt den eifrigen Demokraten das Feld allein. — Trostlose Aussichten! —

Aus einem Zeitungsblatt, das ich auf der Post vorfand, ersah ich, daß Jacob Grimm gestorben ist; eine erschütternde Nachricht! 79 Jahre ist er alt geworden, und doch wird ganz Deutschland sagen, er sei zu früh gestorben; wie schön!

25. September. Zeitungen; Bismarcks Vorschlag, die allgemeine deutsche Verfassung betreffend, ist scheinbar nicht ganz so schlimm, als es im ersten Augenblick schien; er hat den deutschen Fürsten nur anheim gegeben, ob es nicht vielleicht zweckmäßig wäre, die neue Verfassung mit einem freigewählten deutschen Parlament zu vereinbaren — aber die Freiheit, die durch diese hypothetische Stellung der Forderung gewahrt scheint, ist bloßer Schein. Die Fortschritts-Partei wird diese Forderung, da sie einmal

von einer Regierung und zwar von der mächtigsten in Deutschland ausgesprochen ist, nicht wieder fallen lassen — und Preußen muß sie darin unterstützen.

Vollkommen unbegreiflich aber ist es, wie das Ministerium weiter vorwärts kommen will; denn ohne Staatsstreich kann es nicht vorwärts — und den Staatsstreich hat Oesterreichs Vorgehen in Deutschland, in der deutschen Frage — unmöglich gemacht. — Neben Dem, was Preußen gegen die österreichischen Vorschläge eingewendet hat, kann gar nicht mehr die Rede davon sein einen Staatsstreich zu wagen.

30. September. Nach Hirschberg — in Vogts Weinstube. Da versammelt sich vor Tische immer eine Gesellschaft zum Weintrinken. — Schlesinger ist dabei, ein jüdischer Kaufmann Cohn u. s. w. — Diesmal war ein Stettiner Kaufmann dabei, der lebhaft über Politik sprach — sich als sehr vernünftiger Liberaler zeigte, — so zwar, daß er bestimmt erklärte, das Parlament hätte die Militär-Vorlagen gleich im Jahre 1860 annehmen müssen, es sei ein unverzeihlicher Fehler der Liberalen, daß sie es nicht gethan haben — zugleich aber versicherte er uns, daß die Wahlen in Stettin auch ganz im Sinn der Fortschritts-Partei ausfallen werden.

6. Oktober. Die Stadtverordneten zu Cöln am Rhein haben mit 13 Stimmen gegen 8 beschlossen, daß sie an der Feier der Leipziger Schlacht keinen Antheil nehmen wollen! — Eine sehr anmuthige Erscheinung! —

8. Oktober. Im Grottkauer Kreis sind fünf Dorfschulzen abgesetzt worden, weil sie einen Wahlaufruf mit unterzeichnet haben. — Es war eine eigene königliche Commission deshalb hingesendet.

Der Gerichtsschreiber bei mir (sammelt für den Gustav-Adolph-Verein); erzählt: Der Landrath giebt zu verstehen, wenn wir ihn zum Abgeordneten wählen, können wir ihn conserviren, dann wird er bleiben. Wählt man ihn aber nicht — dann geht er auf immer und überläßt uns unserm Schicksal. (NB. Das könnte für Manchen ein Grund mehr sein, nicht für ihn zu stimmen. Der Schreiber stellt sich sehr liberal.)

10. Oktober. Sehr schönes Wetter — nicht aus Haus und Garten. — Der Abend ging mir für meine unmittelbaren Zwecke dadurch verloren, daß ich in Goethe's italienische Reise hineinsah. Dieses Buch, von dem meine Mutter mit Geringschätzung zu sprechen pflegte, fesselt mich mit großer Gewalt. Man braucht nicht mit Allem einverstanden zu sein, was Goethe da denkt und sagt — und muß wohl selbst einräumen, daß er in Italien manchen Irrthum großgezogen hat — aber es ist eine gewaltige Fülle der Anschauungen darin.

Merkwürdig ist mir besonders Eines diesmal —: Goethe reist nicht, wie ein gereifter Mann, der seiner Bildung eine gewisse Vollendung zutraut, seinem Urtheil vertrauen darf, die Welt im Allgemeinen kennt, und sich nun über ein bestimmtes Land und dortige gegebene Zustände ein Urtheil bilden will —: er reist als Jüngling, der sich, und zwar in einem bestimmten Sinn, bilden will. Er ist daher nicht eigentlich objectiv mit dem Lande, sondern in der bescheidensten Weise mit sich selbst beschäftigt; die Gegenstände nehmen ihn nicht vermöge ihrer Bedeutung an sich, sondern als Mittel für seine Bildung in Anspruch.

Welches Talent ihm aber für die objective Auffassung der italienischen Zustände seiner Zeit zu Gebote gestanden hätte, beweist der „römische Carneval".

14. Oktober. Ich gehe nach Hirschberg, zu Schlesinger, Geldgeschäfte zu ordnen. — Julius Levy, Schlesingers Commis, erzählt mir, daß Meysels Theater in Berlin einiger mißfälliger Couplets wegen geschlossen worden ist, und daß der Regierungs-Präsident v. Schleinitz vom Ministerium eine strenge Verwarnung erhalten hat, weil er in einer conservativen Wahlversammlung in Posen gesagt hat: wenn man nicht einen Conservativen durchbringen könne, müsse man lieber einen liberalen Deutschen wählen, als einen Polen. Die Conservativen waren entgegengesetzter Meinung. — Außerdem hat aber Schleinitz noch Schlimmeres gesagt; er hat geäußert, allerdings habe er dem König geschworen — aber er habe auch die Verfassung beschworen.

Es ist eine tolle Zeit, wie man sie in Preußen weder vor 1848 noch seitdem erlebt hat; man könnte sagen, es sei ein poli-

tischer Carneval hereingebrochen, wenn die Sache nur nicht so verzweifelt ernsthaft wäre! —

J. Levy meint, das Ministerium werde seinen Willen durchsetzen, und im nächsten Hause eine reactionär gesinnte Majorität zusammenbringen. Unter allen Menschen, die mir vorgekommen sind, ist er der Erste, der Das glaubt.

15. Oktober. Die Gräfin Strachwitz besucht uns und berichtet, was ein Regierungsrath H. aus Liegnitz erzählt hat: Der König soll in einer höchst unglücklichen Laune sein, einem unseligen Trübsinn verfallen. Er soll stundenlang aus seinem Fenster auf den Platz hinaus sehen — und dabei gelegentlich äußern: „Da wird man die Guillotine für mich errichten!" (?) Daneben aber erklärte er, seine Pflicht sei, der Krone Nichts zu vergeben; sie ganz so, wie er sie erhalten habe, seinem Nachfolger zu hinterlassen. — Der Kronprinz sei in einer Art von Exil in Schottland. — H. hatte sich mit strengem Tadel über Bismarck ausgesprochen.

Dergleichen wird immer übertrieben. Daß der König von der Guillotine gesprochen haben sollte, glaube ich ganz entschieden nicht. Auch seine angeblich gedrückte Stimmung, der Trübsinn, in dem er versunken sein soll, ist mir sehr zweifelhaft; bei seiner Ansicht der ganzen Lage, wie ich sie aus seinen eigenen Aeußerungen kenne, ist das ganz und gar nicht wahrscheinlich. — Was er aber über die Rechte der Krone gesagt haben soll, denen er Nichts vergeben dürfe —: Das ist ganz in seinem Geist und seiner Art; Das ist gewiß wahr.

H. hat auch erzählt, die Königin habe durchaus keinen Einfluß, dagegen berathe sich der König vielfach mit der Königin-Witwe und ihrem Anhang.

16. Oktober. Das Ministerium verlangt statistische Nachrichten über die Wahlen, wenn sie erst vollzogen werden; man will wissen, wie viele Wähler jeder Klasse sich betheiligt haben u. s. w. — der Zweck ist leicht zu durchschauen.

Die Betheiligung bei der Wahl wird diesmal eine sehr geringe sein — denn wie Das durch die mißtrauische Vorsicht der unteren Stände bei uns geboten ist, werden eine große Menge Leute zu Hause bleiben, damit sie nicht für die Männer der

Regierung zu stimmen brauchen und es doch nicht mit dem Landrath verderben. — Die Wahlen werden also Minoritäts-Wahlen sein. —

Die Zahlen der Urwähler, die sich bei der Wahl betheiligt haben, wird man dem König vorlegen, — und ihn darauf aufmerksam machen, daß das neue Abgeordnetenhaus aus Minoritäts-Wahlen hervorgegangen ist — aber keineswegs um dem Landesvater dabei zu sagen, daß die Anhänger der Regierung in dieser Minorität wieder nur eine Minorität ausmachen, obgleich die Landräthe Alles herbeiterrorisirt haben, was sich irgend gewinnen ließ, daß also die gegenwärtige Regierung so gut wie gar keinen Anhang im Lande hat. Man wird vielmehr geltend machen: „Da sehen E. Maj., wie wenig Antheil das eigentliche wirkliche preußische Volk an der Verfassung nimmt — wie gleichgültig sie ihm ist!" —

19. Oktober. — Brief von Max Duncker, der eben erst aus Carlsbad in Berlin angekommen ist. Die Wahlen werden sehr schlecht ausfallen; in den maßgebenden Kreisen aber wird dadurch keineswegs die Einsicht erweckt werden, daß man nicht auf den bisherigen Wegen weitergehen kann; — auch der König von Belgien hat, wie es scheint, bei seiner Zusammenkunft mit unserem König gar Nichts bewirkt.

Nachmittags nach Hirschberg, zum Buchhändler Lucas. Auf meine Frage, wie es denn morgen mit den Wahlen zu halten sein wird, antwortete M. Lucas mit einer Verlegenheit, die im Ton seiner Stimme sehr hörbar hervortrat: „Nun! wollen Sie denn gewählt sein?" — Ich sagte ihm, in welcher Voraussetzung ich die Wahl annehmen würde, und erfuhr sofort, daß meine Besorgnisse, nach dieser Seite hin, vollkommen überflüssig waren. Er zeigte mir eine Liste, sechs Wahlmänner waren darauf bezeichnet — mein Name stand nicht darauf.

Ich: Wer hat denn diese Liste gemacht?

„Besecke hat sie gemacht; der hat bei uns die Wahlen in die Hand genommen."

Besecke, der ehemalige Wirth in der Eichschenke, ein grundschlechter Kerl, in der Gemeinde nichts weniger als beliebt oder geachtet — ein Wühler, Demokrat und Volksredner von 1848 — der sich aber sehr still und ruhig verhalten hat, solange Muth dazu gehörte Opposi-

tion zu machen — dabei seines Zeichens furchtbar brutal und grob — dieses schlechte Subject nimmt ohne Weiteres die Wahlen in die Hand — bezeichnet sechs Wahlmänner nach seinem Belieben, und die werden auch ohne Widerrede gewählt — denn daß Das morgen geschieht, ist nicht im Entferntesten zweifelhaft; Das war mir sofort einleuchtend. — So weit sind wir gekommen! —

20. Oktober. Man muß gestehen, daß die Regierung das Handwerk, das sie treiben will, nicht einmal versteht. Sie hat Einfluß auf die Wahlen üben wollen — und hat nur die Zwecke der Demokraten gefördert! — Die Ungeschicklichkeit und Taktlosigkeit ihrer Agenten übersteigt alle Begriffe. Hier ist — als ob es an Taktlosigkeiten des Landraths noch nicht genug wäre, — ein Regierungsrath Wegnern aus Liegnitz gewesen — ist gegen den Magistrat zu Hirschberg brutal aufgetreten, hat geschimpft, gedroht, und befohlen, conservativ zu wählen. Natürlich hat er alle Welt auf das Tiefste empört. Lucas hat mir davon wunderbare Dinge erzählt. — Die Wahlen werden alle Erwartung weit hinter sich lassen!

31. Oktober. Die Wahlen. Sie machen mir sehr große Sorgen, denn sie sind bei Alledem in solcher Weise ausgefallen, daß es möglich ist, den König immer tiefer in die verderblichsten Täuschungen hineinzuführen. Das wird auch sicher geschehen. Die Kreuzzeitung zählt 38 Abgeordnete auf, die „conservativ" gesinnt sein sollen; in dem vorigen Hause waren deren nur 11; nun wird man dem König nicht sagen: „Die Regierung hat ihre ganze Macht aufgeboten bei den Wahlen — sie hat ohne Scham und Scheu eingegriffen, und dennoch nur 38 Wahlen durchgesetzt — da sehen Sie wie ohnmächtig unsere Partei ist!" — man wird ihm gerade umgekehrt sagen: „Sehen Sie, von 11 haben wir es schon bis auf 38 gebracht, gleich bei diesem ersten Versuch; nur Geduld! nur Ausdauer! am Ende bekommen wir doch ein Haus, wie wir es haben wollen!"

Rückkehr nach Berlin. Napoleons III. politische Pläne und die allgemeine Lage bis zum Tode des Königs von Dänemark.

7. November. Reise nach Berlin. Im Wagen außer uns ein deutscher Kaufmann aus Schanghai, der den von Eulenburg geschlossenen Handels-Traktat nach Europa gebracht hat. Er erzählte ganz interessant, namentlich von der Revolution der Taipings, die — wie er meint — an sich leicht zu besiegen wäre, durch die widersinnigen Maßregeln der Regierung aber im Gange erhalten wird. — Ja, sie könnte sich gar nicht erhalten, wenn nicht die Landes-Regierung in sich zerfallen wäre. Was es unmöglich macht den Aufstand zu unterdrücken, ist, daß jeder der Statthalter in den Provinzen unbekümmert um den Zusammenhang des Reichs und die Interessen des Ganzen nur für sich selbst und den von ihm beherrschten Bezirk sorgt. Greifen die Rebellen ihn da an, so sucht er ihnen Widerstand zu leisten, sonst aber kümmert er sich nicht um sie; die Statthalter der verschiedenen Provinzen unterstützen einander nicht.

Dann aber zwingt die Regierung gewissermaßen auch selbst die Rebellen zur Ausdauer, indem sie auch Diejenigen, die sich unterwerfen, nicht begnadigt, sondern einen Jeden, der in ihre Hände fällt, mit dem Tode bestraft. Mit einer Amnestie ließe sich Viel bewirken.

8. November. Zu Max Duncker. Finde nur seine Frau daheim, erfahre aber auch von ihr vielerlei Interessantes. — Sie sagt mir, wie es scheine, sei in den maßgebenden Kreisen, gleichsam im allerletzten Augenblicke eine merkwürdige Wendung erfolgt; die Regierung scheint einlenken zu wollen; der König, der das Parlament durch Bismarck wollte eröffnen lassen, hat sich im letzten Augenblicke entschlossen, es persönlich zu eröffnen; die Thronrede soll versöhnlich gehalten sein. Die Regierung will, so sagt man, mit populären Gesetz-Entwürfen — neue Kreis- und Gemeinde-Ordnungen — vor das Haus treten.

Zum allgemeinen Erstaunen hat der König gestern eine Einladung zu einem Diner bei v. d. Heydt angenommen, in Folge dessen

den übrigen Gästen nachträglich angekündigt worden ist, sie möchten in Gala erscheinen. — Selbst in der Militärfrage will die Regierung vermittelnde Vorschläge thun, die eben v. d. Heydt eingegeben hat. Die zweijährige Dienstzeit soll allmählich eingeführt werden, in dem Maße, wie die Vorbildung der Jugend durch gymnastische Uebung in den Schulen gefördert wird, — nach fünf Jahren soll sie dann schließlich Regel werden.

An das gestrige Diner bei v. d. Heydt schließt sich nun das Gerücht, der Finanz-Minister Bodelschwingh würde als Ober-Präsident nach Westphalen gehen, und v. d. Heydt an seiner Stelle wieder in das Ministerium eintreten.

Ich bin über alle diese Dinge höchlich verwundert; das ganze Benehmen bei den Wahlen, das Wüthen gegen die Presse hat darauf durchaus nicht vorbereitet. — Es kommt nun darauf an, ob die aufgeregten Geister, en émoi gesetzt durch das gestrige Diner, sich nicht in übertriebenen Darstellungen ergehen, und wie Viel sich dann schließlich als wahr bewähren wird. Jedenfalls wird aber doch wohl genug für eine redliche Verwunderung übrig bleiben.

Sehr schlimm ist es dann auch, meint Frau Duncker, daß die Fortschritts-Partei den Kronprinzen gleichsam für sich in Beschlag nimmt, und für einen von den Ihrigen ausgiebt. — Das wäre an sich sehr gleichgültig; Frau Duncker spricht sich vorsichtig und unklar aus, ich kann aber doch errathen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt: das Unheil ist, daß der Kronprinz Das gelten läßt und Nichts dagegen hat, wenn es geglaubt wird. Zum Theil wohl, weil er eine gewisse Popularität für nothwendig hält, zum Theil aus Sorge um seine Stellung, die er auf diese Weise am sichersten vorzubereiten glaubt.

Ich äußerte mich sehr ungeduldig und unzufrieden über den wiederholten und verlängerten Aufenthalt der Kronprinzessin in England; sie hat da Nichts zu thun und Nichts zu suchen.

Frau Duncker antwortete: Die Kronprinzessin hat ihre eigenen Ansichten und ihren eigenen Willen; und ihre Ansichten und Entschlüsse sind immer sehr schnell gefaßt — dann aber ist Nichts weiter dagegen zu machen.

Aus dem weiteren Gespräch ergab sich, daß die Kronprinzessin unsere drei Thaler-Diätare von englischen Parlaments-Gliedern nicht unterscheidet; daß sie der Ansicht ist, es müsse bei uns ganz so gehalten werden wie in England: die Regierung müsse sich immer der Majorität fügen — das Ministerium immer aus der Majorität gewählt werden u. s. w. — daß sie ihren Mann zu diesen Ansichten zu bekehren sucht, und daß Max Duncker dagegen ankämpft, so viel er weiß und kann.

Gustav Freytag ist, wie ich höre, wenigstens in Beziehung auf unsere inneren Zustände radical geworden, und schwärmt für ein Ministerium Schulze-Delitzsch.

General Brandt in der Straße begegnet; er klagt über die bodenlose Unvernunft der reactionären oder, wie sie sich nennt, conservativen Partei, die er mit Anderen bemüht gewesen ist einigermaßen vernünftig zu organisiren, Spaltungen zwischen reinen Royalisten und Junkern zu verhindern u. s. w. Die leidenschaftlichen Junker führen aber das große Wort. — Brandt will sich ganz von aller Politik zurückziehen u. s. w.

Gefrühstückt bei Stehely. Zeitungen. Napoleons III. Thronrede. Die ist höchst bedenklich. Der Congreß, den er in Paris versammeln will, um als Präsident, als höchste Autorität in Europa die Gründung eines neuen europäischen Staatsrechtes einzuleiten. Das ist ein sehr kühner und doch kluger Schachzug, um sich aus der verfahrenen Lage heraus zu ziehen, in die er sich verwickelt hat. — Die Sache macht auf mich einen gewaltig niederdrückenden Eindruck. Die Krisis, die herannaht, ist eine ganz gewaltige, und wir sind so gar nicht vorbereitet ihr zu widerstehen.

Wie ich über den Potsdamer Platz gehe, sehe ich den Kronprinzen, der diesen Morgen erst aus England angekommen ist, zur Letzlinger Jagd abreisen.

Droysen besucht. Die Lage besprochen; er findet sie trostlos; giebt zu, daß die Fortschritts-Partei bodenlos unvernünftig ist und zum Theil sogar geradezu Böses beabsichtigt — erklärt aber dennoch, daß er sich über jeden Alt-Liberalen freut, der nicht wieder erwählt wird — und über jeden Demokraten und jeden Feudalen, der in die Kammer

kommt. Denn auszugleichen sei Nichts mehr; ausgeglichen könne das Zerwürfniß nicht mehr werden; die Sache muß ausgekämpft werden.

Die Einladung zum Congreß ist bereits hier; man wird von hier aus antworten: unter gewissen Bedingungen sei man nicht abgeneigt u. s. w.

Die Einladung ist aber auch nach Belgien ergangen — an den neutralen Staat, dem es zur Bedingung seines Daseins gemacht ist, daß er an der allgemeinen europäischen Politik keinen Antheil nimmt! — Das ist überraschend und vermessen; ein Beweis, daß Napoleon III. sich nicht blos über die Verträge von 1815, sondern über sehr viel Mehr hinweg setzen will. (NB. Ich sehe darin eine Falle, die Napoleon III. dem König Leopold stellt. Sollte König Leopold so thöricht sein, die Einladung anzunehmen? — Er träte damit aus seiner Neutralität heraus; von dem Augenblick an ist Belgien in die europäischen Händel verwickelt und wird ein Object, das erobert werden kann; un objet de compensation. Dahin eben will es Napoleon III. offenbar bringen.)

Droysen meint übrigens, das jetzige System bei uns könne sich gar wohl mehr und mehr befestigen. Wenn das Abgeordnetenhaus wieder aufgelöst wird, dann kommen doppelt so viel Feudale hinein, gleich das erste Mal.

Ich kann Das nicht glauben.

Droysen: „O warten Sie nur! Sie werden sehen! Dergleichen nimmt reißend zu!"

Erzählt mir, Napoleon III. suche sich mit Rußland zu versöhnen und gut zu stellen. Es verlautete, der russische Gesandte in Paris, Budberg, werde der Eröffnung der Legislative und der Thronrede Napoleons nicht beiwohnen, weil er besorgte unangenehme Dinge über Polen zu hören. Da begab sich Drouyn de l'Huys den Tag vor der Feierlichkeit zu ihm, las ihm den betreffenden Passus der Thronrede vor und forderte ihn auf, die Worte, die der Kaiser sprechen wolle, durch den Telegraphen nach Petersburg zu berichten und sich Verhaltungsbefehle zu erbitten. Budberg that Das auch, und da man in Petersburg die beabsichtigten Worte erträglich fand, wurde er autorisirt, der Sitzung beizuwohnen.

Mehr Rücksichten könne man doch nicht haben, meint Droysen, als Napoleon in dieser Angelegenheit bewiesen.

Später erfuhr ich von Geffcken, daß die Sache sich doch nicht ganz so zugetragen habe. Budberg hat den Tag vor Eröffnung der Legislative dem französischen Minister erklärt, er könne der Solennität nicht beiwohnen, wenn er sich dabei der Gefahr aussetze unangenehme Dinge anhören zu müssen. Drouhn de l'Huys beruhigte ihn dann hierüber. Auch ist man in Petersburg mit Napoleons Thronrede ganz gut zufrieden. Die russischen Diplomaten gehen über die Worte: „les traités de 1815 — foulés aux pieds à Varsovie" sehr leicht hinweg und meinen: „Mon Dieu, il fallait bien dire quelque chose pour satisfaire l'esprit public en France!"

In tiefster Verstimmung zur Großfürstin Helene gefahren. — Eine Stunde bei ihr, woraus sich aber sehr Wenig ergiebt; — mein Verhältniß zu der hohen Frau ist ein sehr wunderliches; lauter Form und gar kein Inhalt; ich bin ihr von Anfang an antipathisch gewesen — sie sieht mich zwar jedesmal, wo ich mit ihr zusammentreffe — aber eigentlich nur pour acquit de conscience und mehr Rosen zu Liebe, als aus irgend einem anderen Grunde.

Natürlich erzählt sie mir Nichts von Rußland; sie will über die hiesige Lage Auskunft haben; ich aber fühle gar keinen Beruf, ihr darüber die volle Wahrheit zu sagen, und verschanze mich dahinter, daß ich eben erst vom Lande komme, nicht orientirt bin u. s. w. — Daß die Lage schlecht ist, kann ich natürlich nicht leugnen, und da sie fragt, wie ich mir eine Ausgleichung des Conflicts möglich denke, kann ich nur sagen: die Regierung könnte ihren Zweck erreichen, wenn sie zugleich mit der Militärorganisation eine Anzahl populärer, liberaler Gesetze vorlegte, die das Land verlangt und mit Recht erwartet, deren es wirklich bedarf.

„Was müßten das für Gesetze sein?"

Vor Allem eine Kreis-Ordnung, Gemeinde-Ordnung, und Landpolizei-Ordnung, die den wirklichen Verhältnissen entsprächen.

„Und die will die andere Partei nicht," ergänzte die Großfürstin — ich hüte mich aber wohl hinzuzufügen, daß eben deshalb die Schlichtung des Conflicts unter einem Ministerium Bismarck schwer möglich ist.

Uebrigens, meint die Großfürstin, in der Thronrede, mit welcher der König heute die Kammersitzung eröffnet habe, sei von Kreis- und Gemeinde-Ordnung die Rede — sie hat sie gedruckt daliegen — ich muß sie durchsehen, kann aber Nichts der Art finden.

Die Großfürstin fragt dann auch nach meiner Familie u. s. w. — verweist mich in gewissem Sinn an Oubril; meint, ich sollte dem doch mittheilen, was ihn über die hiesigen Zustände aufklären könne — wobei dann Viel von der Flachheit der Diplomaten die Rede ist, die nur in den Salons der Hauptstädte Bescheid, und sonst von gar Nichts wissen u. s. w.

Die neueste Zeitung. Napoleons Thronrede vervollständigt darin; ich erstaune, sie ist in ihrer Vollständigkeit noch viel bedenklicher, als in ihrer ersten Version. „Les traités de 1815 ont cessé d'exister!“ — welch' ein freches Wort! — Er fordert die Souveräne Europa's auf, sich persönlich bei ihm in Paris einzufinden, um sich sichtbar als das Oberhaupt Europa's hinzustellen!

Die Kölner Zeitung spricht bereits von dem „Pariser Congreß“ als von einer ausgemachten Sache. Napoleon will ihn haben, folglich kommt er zu Stande!

Ob der Congreß wirklich zu Stande kommt, scheint mir aber sehr zweifelhaft. „In England schreit man Nein!“ wie Droysen sagt. Ich glaube, daß auch sonst, außer Victor Emanuel, Niemand Lust hat nach Paris zu gehen — und da werden sich wohl Mittel finden lassen scheinbar einzuwilligen und dann doch allerhand Schwierigkeiten wie von selbst entstehen zu lassen, und die Sache in das Stocken zu bringen.

Aber was nun weiter? — Die kühnen Worte sind gesprochen worden, die kühne Einladung ist ergangen, um den diplomatischen échec in Vergessenheit zu bringen, den Napoleon III. in der polnischen Sache erlitten hat — die „Ohrfeige“, die ihm der Fürst Gortschakow gegeben hat. — Es kann nicht dabei bleiben, daß der beabsichtigte Zweck einfach zu einem neuen fiasco wird, entweder gar nicht zu Stande kommt, oder zu keinem namhaften Ergebniß führt. Napoleon III. steht nicht fest genug, um die erlittene diplomatische Niederlage stillschweigend hinzunehmen, ohne sie wieder gut zu machen, oder vollends noch eine neue hinzukommen zu lassen. Er

muß etwas Großes, Namhaftes thun und bewirken — vor Frankreich einen namhaften Erfolg aufweisen können. Das geht nach keiner Richtung hin, ohne daß man auf Widerstand stieße.

Die Bedürfnisse der persönlichen Lage Napoleons III. führen somit unvermeidlich auf Krieg. Mit wem? — unter welchen Bedingungen? — und um welchen Preis? — Das weiß er wahrscheinlich selbst noch nicht.

10. November. Wiederum sehe ich, mit welcher Unermüdlichkeit von Seiten Oesterreichs auch die schriftstellerischen Anstrengungen fortgesetzt werden, Oesterreich als den eigentlichen Schutz und Hort Deutschlands darzustellen, der sich zu allen Zeiten treu bewährt habe. Natürlich wird Preußen dabei immer so schlecht gemacht wie möglich. Metternich und Schwarzenberg sollen für die Helden des Befreiungskrieges gelten, und in einem neuen Werk soll nun auch der arme Herzog Albert von Sachsen-Teschen zu einem großen Feldherrn und Staatsmann gestempelt werden. Diese ganze Schriftstellerei steht sehr sichtbarer Weise in dem engsten Zusammenhang mit dem Frankfurter Fürstentag.

Oberst Vorbstaedt bei mir mit dem neuesten Heft der (Streffleur'schen) Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift, um mir zu zeigen, daß darin ein neuer Angriff gegen mich gerichtet ist, in einer skizzirten Lebensgeschichte des Fürsten Schwarzenberg, die gar keinen Zweck haben kann als die Bemühungen Oesterreichs auf dem Frankfurter Fürstentag zu unterstützen.

Zeitungen. Die gestrige Thronrede unseres Königs gelesen. Sie wird zu gar Nichts helfen, vielmehr den allerübelsten Eindruck machen. Der König hält es gewiß für einen versöhnlichen Schritt, für ein Entgegenkommen von seiner Seite, daß er sie persönlich gehalten hat. Sie ist aber nur in der Form versöhnlich, in dem gemäßigten Ausdruck — wo sind die Realien, die versöhnen könnten? — die populären Gesetz-Vorlagen, unter deren Schutz die Reform der Armee durchgehen könnte? — Anstatt aller versöhnlichen Maßregeln ist nur eine Beschränkung der Preßfreiheit und eine Beschränkung des Budgetrechts der Abgeordneten in Aussicht gestellt! — Der Bruch wird natürlich verhängnißvoll erweitert.

Napoleons Pläne gehen sehr weit! — In der an den König der Belgier gerichteten Einladung zeigt sich das Verlangen, Antwerpen und Belgien überhaupt zu einem „Object“ zu machen, das man erwerben kann — und in der Einladung an den Deutschen Bund die Einleitung zu einem neuen Rheinbund.

11. November. Frau von Wrede spricht von den entsetzlichen Zuständen in Polen, findet das Benehmen des Großfürsten Constantin (dem ihr Bruder eine Zeit lang zugetheilt war) unbegreiflich — meint aber, wie ich sage, er habe unverkennbar selbst nach der Krone gestrebt: „beaucoup de gens d'esprit“ hätten dasselbe gesagt. „D'abord il n'aime pas son frère (den Kaiser), cela est sûr!“

Erzählt: Der Großfürst hatte seiner Gemahlin befohlen, National-Trauer zu tragen, gleich den polnischen Damen.

Eine sechzigjährige Dame, Polin, die nur einen Neffen zum Erben hat, war so unvorsichtig in Gegenwart von einigen jungen Leuten zu sagen, sie hoffe, daß ihr Neffe ihr bleiben und nicht gezwungen sein werde, „in den Wald zu gehen“ (die beliebte Redensart für: sich den Insurgenten anschließen). Für dieses Wort ist sie auf Befehl der National-Regierung ermordet worden; — der Neffe aber mußte natürlich „in den Wald gehen“.

Alex. Wrede erzählt seine Erlebnisse während des Krimkrieges, wo er eine Dragoner-Brigade commandirt hat. Er erzählt nicht zum Besten, aber es machte doch einen eigenthümlichen Eindruck zu hören, was für widersprechende Befehle er aus dem großen Hauptquartier erhalten hat, und wie verwirrt es da überhaupt zugegangen ist. Nicht einmal die Kanzleithätigkeit scheint mit leidlicher Ordnung gehandhabt worden zu sein, und in dem ganzen Treiben tritt ein décousu hervor, vor dessen Anblick man erstaunt. Von der Schlacht von Inkerman berichtete er in etwas confuser Weise Dinge, die für die Zustände in der russischen Armee, und in Rußland überhaupt, sehr charakteristisch sind. — Er war bei dem Corps, das unter Gortschakow II. von Balaklawa aus einen Schein-Angriff auf die verschanzte Stellung der Verbündeten machen sollte, und Das nur in

sehr matter und lahmer Weise that. Man hat ihm nachher — Smitt z. B. — deshalb Vorwürfe gemacht, ja den Verlust der Schlacht zur Last gelegt.

Das Uebel lag im Wesentlichen tiefer. — Gortschakow gab dem General Wrangel den Befehl, seine Dragoner absitzen zu lassen und eine Schanze der Verbündeten anzugreifen. Wrangel verweigerte den Gehorsam. Bei dem Hin- und Herreden, das entstand, erklärte Wrangel dann, er werde die Schanze angreifen, und dann auch wohl nehmen mit seinen Dragonern, wenn Gortschakow ihm dafür hafte, daß sofort Infanterie zur Stelle sein werde ihn zu unterstützen, und wenn er die Verantwortung übernehmen wolle für den vielleicht namhaften Verlust, den die Dragoner bei dieser Gelegenheit erleiden könnten: er wisse, Dragoner seien nicht so leicht zu ersetzen. — Diese Verantwortung wollte Gortschakow nicht unbedingt übernehmen, und der Angriff unterblieb.

Sehr charakteristisch! — Die Schlacht konnte verloren gehen, das verzieh der Kaiser Nikolaus allenfalls —: dagegen durften die Dragoner nicht einem Verlust ausgesetzt werden, denn wenn ihm sein Spielzeug verdorben wurde, das verzieh der Kaiser nicht! — Das wußten Beide sehr bestimmt, Gortschakow so gut wie Wrangel.

Den Abend Alex. Wrede bei uns. Er erzählt einiges Interessante auch aus Paris. Er wollte dort ich weiß nicht Was sehen; man sagt ihm, er müsse dazu eine Erlaubniß vom Kriegsminister Marschall Vaillant haben; er schreibt an diesen mit der Stadtpost (wirft den Brief in den Briefkasten) — unterschreibt aber lieutenant général au service de S. M. l'Empereur de Russie etc. — Gleich den anderen Tag sendet ihm Marschall Vaillant in höflicher Antwort die gewünschte Erlaubniß durch einen Adjutanten. Dieser Adjutant fragte, ob Wrede nicht dem Kaiser vorgestellt zu sein wünsche?

Der Gesandte Budberg widerrieth aber meinem Freunde sich vorstellen zu lassen; Das sei zwar an sich chose très facile, wenn aber Napoleon die vielen Medaillen auf Wrede's Brust sähe und daraus entnähme, wieviel Feldzüge dieser mitgemacht hat, werde er

sehr viele Fragen thun, in den Antworten aber müsse man sehr vorsichtig sein.

Die Eröffnung des boulevard Eugène ist um 8 oder 10 Tage verschoben worden, weil eine Verschwörung entdeckt wurde, die zum Zweck hatte, Napoleon bei dieser Gelegenheit zu ermorden. Die Verschworenen hatten ein Haus gemiethet, von dem aus sie Orsinische Bomben auf Napoleon werfen wollten.

Eine Woche später, als diese Sache beseitigt war, wurde der boulevard Eugène eingeweiht — viel Volk als Zuschauer — Truppen und Nationalgarde bilden Spalier — Napoleon III. reitet mit einer glänzenden Umgebung aus den Tuilerien heraus, behält den Blick beständig auf die Erde geheftet — die tiefste Stille herrscht in der Volksmasse — nur einige Straßenjungen rufen „vive l'Empereur!“ —

Auf das Gefolge des Kaisers folgt der Wagen der Kaiserin — und siehe! — mit eigener hoher, schöner Hand wirft die Kaiserin dem Volk einen Blumenkranz zu — ihr Battist-Schnupftuch fliegt mit — ungewiß ob absichtlich oder nicht — Niemand hebt aber Kranz und Tuch auf — es hatte etwas geregnet, — Beides bleibt im Koth liegen — bis ein sergeant de ville eine Bettlerin auffordert, die Kleinode aufzuheben — die zaudert auch noch einen Augenblick und fragt im Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen Stellung, ob sie auch darf. Der Stadtsergeant wird dringend: „mais certainement, prenez donc etc.“ — und die Bettlerin ergreift als Vertreterin des französischen Volks Kranz und Tuch der Kaiserin.

Sehr merkwürdig war mir Vaillants empressement um einen gewöhnlichen common place russischen General-Lieutenant.

12. November. Vormittag, wie alle diese Tage, bei Rosen. Da fand ich, was mir nicht ganz angenehm war, den russischen Staatsrath Grimm, den Erzieher des Großfürsten Constantin, und dann wieder, auf kurze Zeit, des jetzigen Thronfolgers Nicolaus. Ich bin ihm, seit er in Berlin ist, einigermaßen geflissentlich aus dem Wege gegangen; jetzt aber, wo er mich fassen konnte, war er so ganz

außerordentlich zuthätig und freundschaftlich, daß ich sein Haus wohl nicht länger werde meiden können. Er fragte, wo ich wohne, wollte zu mir kommen u. s. w.

Rest des Abends bei Geffcken, mit ihm und seiner Frau allein. Interessantes Gespräch. Er ist längere Zeit in Brüssel gewesen, des Schelde-Zolls wegen, und hat von dort aus einen Abstecher nach Paris gemacht.

In Brüssel hat er eine lange Audienz bei dem König Leopold gehabt, und ein eingehendes Gespräch mit ihm. Der König hegt jetzt eine sehr optimistische Ansicht der Dinge — und ein sehr entschiedenes Numa Pompilius-Bewußtsein.

Er glaubt nicht an einen Krieg — ganz entschieden nicht — und zählt alle Gründe auf, die alle europäischen Mächte hätten den Krieg zu meiden, weist nach, daß Niemand ein Interesse habe zum Krieg zu drängen. Allein könne Napoleon III. nicht mit Rußland Krieg anfangen; England aber werde er nicht dazu bringen. — Doch gesteht der König, daß im vergangenen Frühjahr „ein sehr böser Moment" war — und den zuversichtlichen Hoffnungen auf Frieden ist doch immer die Clausel angehängt, „wenn nicht Herr v. Bismarck neue Fehler begeht!" —

(NB. Das Numa Pompilius-Bewußtsein könnte den König wohl in die Congreßfalle führen!?)

Ganz andere Dinge hat Geffcken in Paris vernommen, namentlich von Nigra, mit dem er befreundet ist. Er las mir die Depesche vor, in der er der Hamburger Regierung Auskunft über den Inhalt seiner Gespräche mit Nigra gegeben hat; sie besagt im Wesentlichen, — neuere Nachrichten mit aufnehmend, die ebenfalls von Nigra herrühren:

„Allein werde Napoleon nicht mit Rußland Krieg beginnen, nur wenn er wenigstens England bewegen könne, thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen; dazu sei aber keine Aussicht."

„Bis vor drei Wochen hat Napoleon III. die Hoffnung gehegt, Oesterreich dennoch zum Kriege gegen Rußland zu bewegen; aber vergebens; Oesterreich hat den Muth zu diesem Entschlusse nicht zu finden gewußt. Seit drei Wochen hat er die Sache aufgegeben."

„Irgend Etwas aber muß Napoleon thun, irgend Etwas muß er vornehmen, um seine diplomatische Niederlage gut zu machen, die er nicht ruhig hinnehmen kann. Jetzt geht sein Streben auf ein Bündniß mit Rußland gegen Oesterreich, und einen Krieg gegen Oesterreich."

„In seinem früheren Plane lag allerdings, daß Oesterreich den größeren Theil von Galizien aufgeben müßte, zu Gunsten des neuen Polenreichs, und er hatte dafür alle möglichen Compensationen geboten, die Oesterreich irgend wünschen konnte, namentlich die Donaufürstenthümer —: die Voraussetzung seines jetzigen Planes ist freilich, daß er, um die öffentliche Meinung in Frankreich zufrieden zu stellen, von Rußland irgend eine Concession für Polen erlangt."

Ich: Das wird nicht gelingen, und darum wird wohl, glaube ich, die ganze Combination scheitern; er erhält eine solche Concession nicht.

Geffcken: Warum nicht z. B. Personal-Union?

Ich: Dergleichen ist unmöglich; die Unvernunft und Unredlichkeit der Polen macht es dazu — und eben weil man diese Unredlichkeit kennt, ist die öffentliche Meinung in Rußland so entschieden gegen ein solches Abkommen, daß der Kaiser nicht darauf eingehen könnte, selbst wenn er wollte. — Jeder verständige Russe sagt: wenn wir heute den Polen ein Königreich, Alles gewähren was sie verlangen, haben wir morgen genau dieselbe Geschichte in Lithauen, Podolien und Wolhynien. — Und Das würde auch der Fall sein.

Ich glaube demnach nicht, daß diese Combination gelingen wird. Dagegen macht Oesterreichs Verhalten doch vielleicht die erstere möglich, wenn Napoleon darauf zurückkommen sollte. Vor Frankreich fürchtet man sich in Wien, vor Rußland nicht in demselben Grade. Geffcken hält dennoch einen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich für möglich.

Bismarck, meint er, hat Glück! Der Wind bläst in seine Segel. Sein von Anfang an gehegter Plan — Bündniß zwischen Rußland, Preußen und Frankreich — kann nun doch möglicherweise zu Stande kommen. Jetzt kann er namentlich auch den König unter gewissen Bedingungen dahin bringen, einem Kriege zwischen Oesterreich und

Frankreich „l'arme au bras" ruhig zuzusehen, da nach dem Fürstentag in Frankfurt die herrschende Stimmung bei uns in Preußen einen Krieg für Oesterreich in der That gradezu unmöglich macht. Was den Congreß anbetrifft, so glaubt Geffcken, daß er zu Stande kommt. Mir ist das Zustandekommen des Congresses noch zweifelhaft, ebenso, wie ich nicht an das der Tripel-Allianz glaube. Man wird von allen Seiten Schwierigkeiten erheben und Verwahrungen einlegen. In England hat man überhaupt keine Lust zur Sache; Rußland wird die Bedingung stellen, daß auf dem Congreß von Polen nicht die Rede sein darf; Oesterreich wird zum Voraus verlangen, daß über Venetien nicht verhandelt werden soll; und wir müßten uns ausbedingen, daß der Streit über die deutsch-dänischen Herzogthümer, als eine rein deutsche Angelegenheit, von den Verhandlungen des Congresses ausgeschlossen bleibt.

Geffcken: Oh daran denkt Bismarck nicht! Wissen Sie, was er mit der Angelegenheit der Herzogthümer gemacht hat? — Er soll die ganze Sache dem kleinen Abeken übergeben und ihm dabei gesagt haben: „Machen Sie damit, was Sie wollen, nur sorgen Sie dafür, daß kein Krieg daraus wird!"

Das wäre freilich traurig. Sehr zu beklagen ist, daß Englands Staatsmänner keinen Begriff von den Verhältnissen auf dem europäischen Continent haben. Die englische Diplomatie ist aus bedauernswerthen Elementen zusammengesetzt, und wenig geeignet ihre Regierung über das Wesen der Dinge aufzuklären, selbst wenn es in England die Möglichkeit eines Verständnisses dafür gäbe.

Geffcken hat versucht, mit Sir Andrew Buchanan über Schleswig-Holstein zu sprechen, der aber hat das Gespräch abgebrochen mit dem magistralen Ausspruch: „Schleswig has been always a fief of Danemark!"

14. November. Den Abend Max Duncker bei mir. Ich frage, warum S. K. H. denn wieder nach England gegangen ist und was er dort will? — Max Duncker antwortet in einer Weise, die sehr deutlich zeigt, daß er diese Reise und Abwesenheit höchlich mißbilligt — „er will zeigen, daß er liberal ist, daß er mit der gegenwärtigen Lage Nichts zu thun hat u. s. w."

Max Duncker giebt zu verstehen, daß er dem jungen Fürstenpaar immer aus einander zu setzen sucht: es gehe überhaupt mit der Durchführung des liberalen Prinzips bei uns nicht so wie die jungen Herrschaften sich Das denken. Das Beamtenthum und der Landadel seien wirkliche Mächte, die man nicht einfach ignoriren könne; wie man denn die sämmtlichen Landräthe wohl mit einem Schlage beseitigen wolle? — Und wie die Sachen dann gehen sollten, wenn sie durch lauter Landräthe ersetzt wären, die mit sämmtlichen großen Grundbesitzern schlecht ständen? — „Wir können den Constitutionalismus noch nicht recht verdauen." — Die Regierung wird bei uns im Innern siegen.

Max Duncker sagt mir dann auch, daß der König — wie ich es vermuthete — wirklich glaubt, er habe sich in der Thronrede im höchsten Grade versöhnlich und entgegenkommend gezeigt — er habe der Opposition die Hand zur Versöhnung geboten — und daß er die schnödeste Verstocktheit darin sehen wird, wenn diese Thronrede zu gar Nichts hilft. Wenn man ihm nun noch von Ausgleichung des Zwistes spricht, wird er antworten: „Ich habe ja alles Mögliche gethan" u. s. w.

Von der Wendung der französischen Politik ist Max Duncker natürlich durch Geffcken unterrichtet — er sagt: „In Wien ist man darüber in eine Höllenangst gerathen;" — man sagt sich dort wohl, daß Napoleon III. irgend Etwas thun muß, um seine europäische Stellung herzustellen; — man erkennt sehr wohl, daß die Spitze seiner Thronrede gegen Oesterreich gewendet ist; — und man fürchtet den Kampf isolirt aufnehmen zu müssen; — man fürchtet, daß Rußland wieder Preußen und damit ganz Deutschland von der Theilnahme an dem Kampf abhalten wird; — daß eine feindselige Haltung Rußlands sogar die eigenen Kräfte Oesterreichs theilweise lähmen, einen Theil der Streitkräfte in Galizien zurückhalten könnte. — In dieser vielfachen Besorgniß sucht man sich auf das eifrigste mit Rußland zu versöhnen und es ist das Gerücht verbreitet, daß Rechberg zurücktreten und Mensdorff seine Stelle einnehmen werde.

Der Beginn der Schleswig-Holstein'schen Verwickelung.

Der Tod des Königs von Dänemark. Erste Eindrücke dieses Ereignisses auf die politischen Kreise in Berlin.

16. November. Aus bei trübem Wetter. In der Bellevue-Straße begegnet mir Benda und fragt, ob ich die große Tages-Neuigkeit schon wisse? Der König von Dänemark ist plötzlich gestorben! „Il n'y manquait plus que cela!" war mein erster Gedanke; noch eine Complication mehr! — Der Todesfall konnte nicht ungelegener kommen! — Nicht daß ich nun einen gewaltigen und bedenklichen Krieg besorgte — wollte Gott, die Sachen stünden so, daß man Dergleichen erwarten könnte! — Nein! — ich fürchte die Sache der Herzogthümer wird nun noch einmal und zwar zum letzten Male verdorben, es wird irgend ein neues unseliges Protocoll zusammen gekleistert, und Schleswig-Holstein geht für Deutschland entschieden verloren.

Benda spricht dann auch klagend über die innere Lage. — Auf meine Aeußerung, daß er zu der Fraction Bockum-Dolffs gehöre, deren Ansichten ich nicht theile, antwortet er nein! er gehöre zu dem constitutionellen Verein, der sich dem linken Centrum angeschlossen habe, weil es die Minister durchaus so wollen. Er sei überzeugt, daß die Regierung ihren Willen durchsetzen wird, das sei ihm nicht im Mindesten zweifelhaft — aber eben so wenig, daß die Krone ihren Sieg später sehr theuer bezahlen werde!

Abends Carl Vincke bei mir. Gespräch über die gegenwärtige Lage, und da zeigt sich die Befangenheit unserer Parlaments-Politiker; er spricht von Wahl-Umtrieben, von dem unverantwortlichen Gebahren der Beamten dabei, von der Rede, die er darüber im Abgeordnetenhause gehalten hat, und von dem Eindruck, den sie gemacht hat; daß es unmöglich auf diese Weise fortgehen kann — und

was daraus werden soll: lauter Lappalien! Ich suche seinen Blick auf die europäischen Angelegenheiten zu lenken, auf die Größe und entscheidende Wichtigkeit der Krisis, die der Tod des Königs von Dänemark herbeigeführt hat, und neben der alle jene Dinge als unwesentlich verschwinden! das ist aber in Wahrheit vergeblich. Er meint zwar: ja! ja! das sei Alles allerdings auch sehr zu berücksichtigen, aber es berührt ihn doch nur sehr nebensächlich.

18. November. Früh am Tage kommt Geffcken zu mir durch den Regen, und theilt mir sehr wichtige Dinge mit; die Zeit nimmt eine sehr ernste Wendung. Der Prinz Friedrich von Holstein-Augustenburg, vermöge der Resignation seines Vaters jetzt der rechtmäßige Herzog von Schleswig-Holstein, ist hier eingetroffen und will seine Rechte auf das Entschiedenste geltend machen. Nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Der Bundestag hat dem Londoner Protocoll nie zugestimmt; eben so wenig haben es die deutschen Regierungen zweiten und dritten Ranges jede einzelne für sich gethan; sie sind in keiner Weise gebunden — die dänische Regierung wird nun selbst die Sanktionirung des neuen Grundgesetzes, durch das Schleswig Dänemark einverleibt wird, die Verträge zerreißen, welche die Grundlage des Wiener Protocolls bilden. Der Herzog von Coburg hat bereits den Prinzen Friedrich als regierenden Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt. (NB. Das hatte ich soeben mit einiger Verwunderung aus der Zeitung ersehen.) — Das ist aber keineswegs blos ein excentrischer Streich von seiner Seite. Baden und die sämmtlichen sächsischen Herzogthümer werden im Laufe des heutigen Tages Dasselbe thun — Oldenburg höchst wahrscheinlich auch — und mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit erwartet man denselben Schritt auch von Bayern. Es ist demnach Aussicht da, daß der Bundestag den Prinzen Friedrich anerkennen könnte.

Holsteinische Notablen — Mitglieder der Ständeversammlung — die sich morgen in Kiel versammeln, wollen, wenn sie nur einige Aussicht auf Unterstützung von Seiten Deutschlands haben, den förmlichen Beschluß fassen, der Krone Dänemark den Huldigungseid zu versagen. — Prinz Friedrich wird morgen einen Aufruf

an die Schleswig-Holsteiner erlassen, der aber aus Rücksicht für unsern König nicht hier, sondern in Hamburg gedruckt werden soll. — Heute Abend noch gehen die Notifications-Schreiben an die sämmtlichen europäischen Höfe ab, in denen er seinen Regierungsantritt meldet.

Das Alles müßte aber ziemlich ohnmächtig bleiben, wenn es nicht durch Preußens reale Macht getragen würde. Das Interesse Deutschlands und das Interesse Preußens erheischt, daß Preußen die Sache in die Hand nimmt und sich an die Spitze der Bewegung stellt. — Dahin muß man es zu bringen suchen. — Der Prinz Friedrich wird heute eine Audienz bei unserm König haben. — Einen Augenblick dachte er daran auch durch das Abgeordnetenhaus einen Druck auf unsere Regierung zu üben, die Fortschritts-Partei und das linke Centrum (Bockum-Dolffs) zu einer Adresse, zu einer Manifestation für Schleswig-Holstein zu veranlassen: Das ist aber sofort wieder aufgegeben worden. Theils haben die Oppositionsparteien bei uns durchaus keine Lust, sich auf die Sache einzulassen, denn sie sagen sich wohl, daß sie die Regierung dann auch unterstützen, das Militärbudget wenigstens für jetzt annehmen, Anleihen, und was sonst nöthig ist, bewilligen müssen, wenn sie einmal zur Action gedrängt haben. Dieser Widerstand, den man hier findet, wäre vielleicht zu besiegen — man müßte aber befürchten, den König „kopfscheu" zu machen, wenn die Opposition sich der Sache lebhaft als der ihrigen annehmen wollte — und so mag es besser unterbleiben.

Es kommt also darauf an unsere Regierung dahin zu bringen, daß sie die Initiative ergreift und entschlossen vorgeht aus eigenem Antrieb. Ich soll deshalb mit Roon sprechen. Davon verspreche ich mir Wenig oder Nichts. Freilich die Action in dieser Sache ist nicht etwa blos eine leidige Nothwendigkeit — es ist vielmehr ein unschätzbarer Glücksfall! wie er nur selten wiederkehrt — der, richtig ausgenutzt, uns über alle Schwierigkeiten hinweghelfen kann. Man vermag jedoch sehr Wenig, wenn man nicht selbst in den Geschäften steht. Indessen man muß doch unter allen Bedingungen seine Schuldigkeit thun.

Ich kann aber nicht gut zu Roon gehen, um über ernste An-

gelegenheiten mit ihm zu sprechen, da ich ihm noch keinen Höflichkeitsbesuch gemacht habe, und außerdem ist die Frage, ob ich ihn träfe. Ich entschließe mich also, ihm einen ausführlichen auf die Sache eingehenden Brief zu schreiben. Und zwar sogleich; denn was überhaupt geschehen soll, muß augenblicklich geschehen, sonst werfen sich die außerdeutschen Großmächte mit Protesten dazwischen.

Ich lege in meinem Briefe die Lage dar und fahre dann fort:

„In dieser Lage drängt sich nun die Frage auf, was Preußen thun soll. Schweigen, Gewährenlassen, ein neutrales passives Verhalten ist unmöglich; es ziemt einer deutschen Großmacht nicht; es ziemt der Macht nicht, der von Rechtswegen die Hegemonie in Deutschland gebührt und die bereits den verhältnißmäßig bescheidenen Anspruch auf vollkommene Gleichstellung mit Oesterreich amtlich erhoben hat. Preußen muß ein entschiedenes Wort sprechen, sich entschlossen und bestimmt für die Herzogthümer oder für Dänemark aussprechen.

Spricht es sich für Dänemark aus, so verliert es alle Sympathien, alles moralische Ansehen in Deutschland — seine Stellung in Deutschland — und damit ist dann auch seine europäische Stellung eine sehr unsichere und schwache geworden. — *In demselben Grade wird dann aber auch die Stellung der preußischen Regierung im Innern des Landes wesentlich verschlimmert.*

Die Opposition macht dann ohne Zweifel die Sache Schleswig-Holsteins so geräuschvoll wie möglich zu der ihrigen; die ungeheure Popularität und *moralische Macht, die damit zu gewinnen ist, fällt der Demokratie zu* — und Das darf nicht geschehen. Die Nothwendigkeit das Haus der Abgeordneten wieder aufzulösen, würde dann sehr bald eintreten — die nächsten Wahlen aber müßten sehr unglücklich und leidenschaftlich ausfallen.

Spricht sich dagegen Preußen für die Herzogthümer aus, so gestaltet sich Alles günstiger — ja günstig. Die Stellung und der Einfluß Preußens in Deutschland werden dadurch sofort gesichert — und damit wird zugleich die europäische Stellung Preußens auf eine feste Grundlage gestellt. *Besonders aber gewinnt dadurch die Regierung im Innern des Landes eine feste Stellung,* und ein solcher Schritt führt über alle Schwierigkeiten der Lage im

Innern siegreich hinaus; das Ministerium braucht das gegenwärtige Haus der Abgeordneten gar nicht mehr aufzulösen — es wird mit ihm fertig und kann mit ihm regieren. Ich weiß nämlich mit Bestimmtheit, daß es im linken Centrum nicht nur, sondern auch in der Fortschritts-Partei eine Menge Mitglieder giebt, denen eigentlich sehr unheimlich zu Muthe ist in ihrer oppositionellen Stellung und in der bedenklichen Gesellschaft, in die sie dadurch gerathen sind — die sehr gern aus dieser Stellung herauskommen möchten, wenn sie nur einen Ausweg zu finden wüßten, der sie nicht mit ihren politischen Antecedentien in Widerspruch versetzte. Sie würden Alle die Gelegenheit ergreifen, die ihnen durch ein entschiedenes Auftreten der Regierung in dieser Sache geboten wäre. Die Fortschritts-Partei würde sich sofort spalten. Die Fractionen würden sich überhaupt anders gruppiren, und es würde der Regierung möglich werden, mit dem Hause vorwärts zu kommen. — Hat dann aber später die Regierung eine nationale That und einen namhaften Erfolg aufzuweisen, dann erledigt sich die Militärfrage ganz von selbst, und alle Schwierigkeiten sind beseitigt. — Entschuldigungen, er muß es meinem Patriotismus verzeihen, daß ich den thatsächlichen Mittheilungen, die der Brief enthält, auch meine Ansicht der Dinge beifüge u. s. w."

19. November. Eine über alle Erwartung freundschaftliche Antwort von Roon, noch gestern Abend geschrieben: „Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank für Ihre heute empfangenen freundlichen Zeilen aussprechend, verzichte ich zwar auf die schriftliche Discussion der von Ihnen berührten Fragen; ich werde mich indessen freuen, wenn Sie mir, bei Gelegenheit eines vertraulichen Besuchs, recht bald Anlaß zu einem Gedankenaustausch geben wollen. Sie kennen ja die Stunden, in denen ich von meinen gewöhnlichen Geschäften minder bedrängt zu sein pflege."

Droysen kommt zu mir; auch er ist politisch thätig und sucht die Sache der Herzogthümer in Gang und die Regierung dahin zu bringen, daß sie energisch die Initiative darin ergreift — daß sie die Gunst des Augenblicks begreift und ergreift. Er bearbeitet den Unterstaatssekretär v. Thile, bei dem er Zutritt hat und Gehör findet. — Der weiß aber von gar Nichts, ist in der deutsch-dänischen

Streitfrage ganz und gar nicht orientirt und verwundert über Alles, was er durch Droysen davon erfährt.

Droysen hegt für den Fall, daß der Augenblick nicht gehörig benutzt wird, Besorgnisse, die ich nicht in demselben Grade und Umfange theile; er meint: werden die Herzogthümer jetzt nicht vollständig gewonnen, so gehen sie für immer verloren. Noch ist die Bevölkerung gut deutsch gesinnt — läßt man sie aber auch diesmal im Stich, so geben sie die Sache verloren und gehen mit Sack und Pack in das dänische Lager über, um auf diese Weise aus einer unerträglichen Lage heraus zu kommen, und es vergehen nicht vierzig Jahre, so sind das enragirte Dänen.

Und dann! ist erst „das norddeutsche Elsaß" verloren, dann folgt auch „das norddeutsche Straßburg" — nämlich Hamburg, das sich, ganz von Dänemark umfaßt, dänischer Herrschaft auf die Länge nicht entziehen kann!

Ich klage darüber, daß aber auch mit unseren Liberalen, mit den Vernünftigsten und Besten unter ihnen, gar Nichts anzufangen ist auf dem Gebiet wirklicher Politik; es fehlt ihnen durchaus der staatsmännische Blick für die Bedeutung der Dinge und der Maßstab dafür; die Angelegenheit der Herzogthümer geht fast unbemerkt an ihnen vorüber; sie sind verloren in lauter Lappalien, Ausschreitungen eines Landraths und dergleichen.

Droysen erzählt noch: „Wissen Sie, was Schwerin gesagt hat, als er den Tod des Königs von Dänemark erfuhr? — Er sagte: Bismarck hat Glück! nun kommt er um die Execution herum!"

Nach Tisch Max Duncker bei mir. Der ist natürlich vor Allem energisch thätig in der Sache der Herzogthümer. Er ist mit Schleinitz in gutem Vernehmen geblieben — Schleinitz ist der Einzige aus der früheren Periode, der mit dem König über Politik sprechen kann; er ist gescheidt, hat staatsmännische Einsicht, und wenn er die Verantwortung nicht unmittelbar zu tragen hat, fehlt es ihm auch nicht an Muth. Auf Max Dunckers Meinung giebt er Etwas. Das Alles benutzt dieser und veranlaßt ihn ernstlich, über die große Angelegenheit des Tages mit dem König zu sprechen. Max Duncker bedauert

lebhaft, daß der Kronprinz in diesem entscheidenden Augenblick unnützer Weise in England ist, wo er Nichts zu thun hat, und sich auch nicht beeilt zurück zu kommen. Anstatt durch seine Entfernung den Liberalen nur die Opposition zu zeigen — wäre es besser, hier zu sein und im entscheidenden Augenblick im Ministerrath seine Ansicht energisch auszusprechen und mit Gründen zu unterstützen.

Uebrigens zeigen sich hin und wieder einige günstige Zeichen. Der preußische Gesandte in Kopenhagen, Balan, hatte bereits vor dem Tode des verstorbenen Königs von Dänemark den Auftrag, zu erklären, daß durch Königliche Sanctionirung des neuen Grundgesetzes „die Situation aggravirt werden würde".

Ich: Es ist schon ein gutes Zeichen, daß der König den Augustenburger gestern empfangen hat. Wenn er sich entschieden ablehnend verhalten wollte, hätte er Das nicht gethan.

Zwischen acht und neun Uhr Abends zu Roon, anderthalbstündiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet; ein sehr gutes Gespräch, das mich nicht ganz unbefriedigt läßt und wohl einige Aussichten eröffnet, wenn auch allerdings keineswegs durchaus genügende.

Ich beginne das Gespräch mit der Bemerkung: „Ich benütze die Erlaubniß Ew. Excellenz sofort, weil ich einiges Thatsächliche mitzutheilen habe, das von Werth sein könnte. Ich habe einen Freund, der auf dem Fuß großer Vertrautheit mit Nigra (dem dermaligen italienischen Gesandten in Paris) lebt. Der theilt mir mit, bis vor drei Wochen etwa hegte Napoleon III. die Ansicht, er könne und werde Oesterreich zum Kriege mit Rußland bewegen. — Jetzt hat er dieses Bestreben als entschieden fruchtlos durchaus fallen lassen. — Metternich, der dieser Combination zustimmte und ihre Verwirklichung in jeder Weise herbeizuführen bemüht war, ist darüber auf das Aeußerste niedergeschlagen. — Jetzt geht Napoleon III. auf ein Bündniß mit Rußland gegen Oesterreich aus — was nicht gelingen wird, wie ich nach meiner Kenntniß der Lage der Dinge im Osten Europa's glaube mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen. In Oesterreich aber ist man darüber in große Angst gerathen, sucht sich sicher zu stellen und zwar dadurch, daß man sich mit Rußland zu versöhnen sucht. Das plötzlich sehr entschiedene Auftreten Oesterreichs gegen die

Polen in Galizien liefert den Beweis, daß dem Allen wirklich so ist; es soll zu der Versöhnung mit Rußland führen."

Roon findet das Alles so wichtig, daß er es sich sofort mit Bleistift notirt. Was die deutsch-dänische Frage anbetrifft, findet er Preußens Lage sehr schwierig, denn Preußen sei nun einmal durch das unselige Londoner Protocoll von 1852 gebunden, da es dieses unglücklicher Weise unterschrieben habe.

Ich: Dänemark hat nun aber selbst durch die Incorporation von Schleswig, wie sie im neuen Grundgesetz ausgesprochen ist, die bestehenden Verträge zerrissen, und wir sind nicht länger daran gebunden.

Roon: Die Verträge von 1815 hat Dänemark allerdings zerrissen, und Dänemark gegenüber sind wir zu nichts mehr verpflichtet; — aber in dem Protocoll von 1852 haben sich die fünf Großmächte nicht gegen Dänemark, sondern gegeneinander verpflichtet, die Integrität der dänischen Monarchie zu wahren, und gegenüber den Londoner Conferenz-Mächten sind wir unserer Verpflichtung nicht entbunden. Es sei freilich sehr zu beklagen, daß Preußen dieses Protocoll unterschrieben habe; das sei ein unverzeihlicher Fehler gewesen. Ueberhaupt habe es nie eine elendere Politik gegeben als die Manteuffels.

Es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß auch das Londoner Protocoll hinfällig ist, weil die Voraussetzungen, auf die es gegründet war, nicht erfüllt worden sind; Dänemark hat die Zustimmung der Agnaten (Augustenburger und Oldenburger), namentlich aber die der vor Allen Betheiligten, der schleswigschen und holsteinischen Stände, nicht geschafft und nachgewiesen.

Ich werfe nun dazwischen, Manteuffels Politik sei auch mir immer sehr verwerflich erschienen — und darum nicht weniger, weil die Schuld, das Londoner Protocoll angenommen zu haben, zum großen Theil den verstorbenen König selber treffe, der in seiner Unberechenbarkeit in dem seltsamen Wahn lebte, Preußen verliere seine Großmachtstellung, wenn seine Signatur nicht unter dem unseligen Protocoll stehe. — Wie dem aber auch sei, „jetzt kann es sich doch nur darum handeln, wie wir von dem Londoner

Protocoll loskommen; daß wir davon loskommen müssen, versteht sich von selbst und ist keine Frage."

Roon stimmt dem bei, vollkommen und unbedingt; da urgire ich die Hinfälligkeit desselben Protocolls nicht weiter, und um so weniger, da ich zugleich gewahre, daß Roon den Werth dieses Protocolls in der That nicht höher anschlägt, als es verdient. Das Protocoll wird nur vorgewendet, der eigentliche Grund der Scheu und des Zauderns ist ein ganz anderer: er liegt in der Besorgniß vor einem unberechenbaren Conflict, in den man gerathen könnte, und dem man dann nicht gewachsen wäre.

Roon sagt nämlich: man müsse sehr vorsichtig zu Werke gehen und sich hüten, keine Uebereilung zu begehen, denn man könnte sonst in eine sehr bedenkliche Lage kommen. Die Aufgabe in Holstein sei, der örtlichen Schwierigkeiten wegen, nicht so ganz leicht zu lösen; der Krieg dort werde immerhin bis 70,000 Mann in Anspruch nehmen; wenn wir nun zwei Armeecorps in Holstein haben, und ein Krieg am Rhein kommt dazu, dann müssen wir erwarten, daß „unsere angenehmen Freunde an der Donau" sich „über Nacht" mit Frankreich verbinden: — dann haben wir einen dreifachen Krieg; nach drei Seiten zugleich —: sind wir dem gewachsen? — Diese Besorgniß herrscht besonders an maßgebender Stelle (also beim König, wie ich natürlich verstehen soll).

Ich verweise auf Nigra's Mittheilungen und die neuesten Kundgebungen in Oesterreich, um darzuthun, daß eine solche Gefahr in der That nicht zu besorgen ist. Die Combination, die Napoleon III. jetzt im Sinne hat, das Bündniß mit Rußland, wird allerdings nicht zu Stande kommen, das glaube ich mit Bestimmtheit vorhersagen zu können. Napoleon III. hat diesen Plan wohl überhaupt nur fassen können, weil ihm der slawische Osten von Europa durchaus unbekannt ist, weil er die bodenlose Unvernunft und Unzuverlässigkeit der Polen so wenig kennt, als das stolze Selbstgefühl des Russen dem Polen gegenüber. Die Vorbedingung eines solchen Bündnisses wird nicht zu erlangen sein; Napoleon III. müßte, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu beruhigen, von der russischen Regierung irgend eine Concession für Polen erlangen —:

die ist aber unmöglich, und an dieser Unmöglichkeit wird der ganze Plan scheitern. Einstweilen aber ist man darüber, wie gesagt, in Oesterreich in großer Angst — und in Folge dessen ist Oesterreich in diesem Augenblick sehr wohlfeil zu haben; wenn wir ihnen ein Bündniß auf einige Jahre anbieten, ihnen den gegenwärtigen Besitzstand nur auf wenige Jahre garantiren, als Preis für ihre Zustimmung zu unserer Politik in Schleswig-Holstein, so greifen sie gewiß mit beiden Händen zu. Rußland ist sehr leicht zu beschwichtigen und dankt dem Himmel, wenn wir ihm als Schirm alle feindlichen Mächte von Polen abhalten — von den Engländern ist gar Nichts zu befürchten, die bellen nur und beißen nicht. Roon stimmt auf das Lebhafteste bei: von denen sei durchaus Nichts zu besorgen.

Ich: Man darf, glaube ich, noch mehr sagen. Die Engländer wollen Frieden haben in Europa, damit ihre Handelsthätigkeit nicht gestört werde; sie poltern und schimpfen gegen uns in der Absicht, uns einzuschüchtern, damit wir Ruhe halten, und sie thun das um so geräuschvoller, weil sie sehr gut wissen, daß sie nichts weiter thun können oder wollen, da diese Einschüchterung ihre einzige Waffe gegen uns ist. Kehren wir uns daran nicht, sehen sie, daß wir uns nicht einschüchtern lassen, so ändert sich die Scene. Gehen wir heute entschlossen gegen Dänemark vor, so wendet sich morgen dieselbe leidenschaftliche Sprache Englands gegen Dänemark, um die Dänen einzuschüchtern und die Ruhe auf diese Weise zu erhalten.

Roon citirt selbst die neuesten Artikel der „Times", die schon einlenken.

Ich: So bleiben als feindliche Mächte in der That nur Dänemark und Frankreich übrig, und mit denen kann man es in Verbindung mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland wohl mit einiger Zuversicht aufnehmen.

Roon: Die andere Combination: Rußland, Preußen und Frankreich wäre mir eigentlich lieber, denn den lieben Freunden in Wien ist nicht über den Weg zu trauen. (NB. Durch diese Worte gab er mir einen sehr werthvollen Aufschluß; ich sehe, das Herz der Herren hängt noch immer an Bismarcks großen Plänen von ehemals, an der großen Tripel-

Allianz gegen Oesterreich, die sie noch immer und auch bei dieser Gelegenheit wieder zu Stande bringen möchten. Sie werden nur mit Widerstreben auf andere Combinationen eingehen. Diese Entdeckung ist sehr viel werth!)

Ich: Nun! zu trauen ist dem Manne in den Tuilerien wahrhaftig auch nicht!

Roon (lachend): „Nein, gewiß nicht!" Es hat aber auch noch andere Bedenken. Es ist, meint er, gar sehr die Frage, ob es im Interesse Preußens liegt, da in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der dann möglicher Weise auch unser Feind und Gegner in Deutschland sein könnte — freilich liegt diese Gefahr für jetzt ganz in der Ferne!

Ich: Dieser Gefahr wäre, wie mir scheint, leicht vorzubeugen. Rendsburg kann ohnehin nicht den schwachen Kräften der Herzogthümer allein überlassen bleiben; nichts ist leichter, als Rendsburg zur Bundesfestung mit preußischer Besatzung zu machen, und Kiel zum Bundeshafen auch mit preußischer Besatzung.

Roon: Kiel eignet sich dazu nicht; es kann örtlicher Schwierigkeiten wegen nicht befestigt werden; die Höhen zu beiden Seiten der Bucht steigen terrassenförmig, so daß man immer dominirt bleibt, wenn man auch mit seinen Befestigungen so weit geht als irgend möglich.

Ich: Nun, dann Eckernförde!

Roon kommt darauf zurück, daß man sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse; Das wollen die Leute eben nicht sehen. Eben war Jemand bei mir, sagt er, der nicht weniger und nicht mehr verlangte, als wir sollten sofort den Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen und unverzüglich in Holstein einrücken. Wenn ich Ihnen sagen wollte wer das war, würden Sie sich wundern; es ist einer der Führer der röthesten Reaction!

Roon klagt im weiteren Verlauf des Gesprächs über die Schwierigkeiten im Innern des Landes, die jede Thätigkeit der Regierung erschweren; über das unbesiegbare Mißtrauen, auf das die Regierung im Lande und im Abgeordnetenhause stoße; man traue der Regierung Dinge zu, die sie durchaus nicht beabsichtige, und wolle

ihren wirklichen Absichten, die sie ankündige, nicht glauben. Das sei ein sehr unglückliches Verhältniß, dieser „Abgrund des Mißtrauens!“ der zwischen der Regierung und den Abgeordneten liegt.

Ich: Dieses Mißtrauen ist allerdings vorhanden, ja es ist ein leidenschaftliches geworden, das nicht mehr erwägt und rechnet, sondern an sich da ist. Reden, Versicherungen, selbst wohlgemeinte Maßregeln können und werden es nicht besiegen, dazu sind die Verhältnisse bereits viel zu sehr verbittert. „Nur eine große nationale That, nur ein namhafter Erfolg im nationalen Sinne kann Sie über diesen Abgrund hinweg heben. Eine solche That thut es aber gewiß, und das Ministerium gewinnt damit feste Wurzeln, eine feste Stellung. Wie ich schon schriftlich geäußert habe, es sind ihrer viele in der Fortschritts-Partei, die sich der Gelegenheit freuen werden aus ihrer oppositionellen Stellung heraus zu kommen, und die Fractionen gruppiren sich anders.“

Roon sagt darauf sehr viel Liebenswürdiges und Versöhnliches von der Fortschritts-Partei; er wisse wohl, daß im linken Centrum und in der Fortschritts-Partei viele treffliche Männer seien, die es redlich meinten und das Beste wollten — aber das unselige Mißtrauen verderbe Alles. Die Regierung kann in der Militärfrage keine Concessionen machen, so lange die Fortschritts-Partei die Hoffnung hegt, sie könne das Ministerium stürzen. Denn so lange diese Hoffnung nicht aufgegeben ist, so lange die Fortschritts-Partei glaubt, sie könne das Ministerium stürzen, würde sie in einer Concession nur den letzten Versuch der Minister sehen sich an ihre Portefeuilles anzuklammern — die sie alle mit Freuden niederlegen würden, wenn sie nur auf sich selbst Rücksicht zu nehmen hätten.

Ich: Die Dinge könnten allerdings so beurtheilt werden. — Nur der Krieg kann über diese Schwierigkeiten hinaushelfen. Während des Krieges ist die Armee zunächst jedenfalls unantastbar — die Frage der Reorganisation muß ruhen. Und haben Sie dann namhafte Erfolge von nationaler Bedeutung aufzuweisen, haben Sie dadurch feste Wurzeln gewonnen, dann können Sie in dieser Beziehung Concessionen machen, ohne solche Voraussetzungen zu veranlassen.

Dann können Sie in eine Verkürzung der Dienstzeit willigen, und sich dagegen 80 Berufs-Soldaten per Bataillon ausbitten. —

„Das ist es!" spricht Roon mit großem Nachdruck zustimmend dazwischen.

Ich: Und Niemand kann darauf verfallen, daß Sie es blos thun, um sich zu behaupten. — So komme ich immer darauf zurück, wieviel die Minister durch eine entschiedene Action für ihre persönliche Stellung gewinnen können.

Roon: Wie denken Sie sich denn, daß die Parteien in der Kammer sich anders gruppiren würden?

Ich spreche im Allgemeinen von einer Spaltung der Fortschritts-Partei, die dann eintreten würde. (Erst später fällt mir ein, daß ich präciser hätte auf die Sache eingehen müssen.) Wir kommen bald auf andere Gegenstände.

Roon recapitulirt die Schwierigkeiten und meint: wir sind durch das Londoner Protocoll gebunden — ein Beschluß des Bundestages aber könne möglicher Weise über diese Schwierigkeit hinaushelfen. Wir könnten dann sagen: als europäische Macht halten wir an dem Londoner Protocoll; als deutsche Macht aber müssen wir den Spruch des Deutschen Bundes ausführen. — (NB. Es zeigt sich ein entschiedenes Verlangen, die Sache dem Bunde zu überweisen, und sich durch den Bund vorwärts schieben zu lassen.)

Die Execution wird jedenfalls vor sich gehen, sagt Roon.

(NB. Die Execution hat jetzt gar keinen Sinn mehr, doch mache ich Das nicht geradezu geltend.)

Ich: Wie mir scheint, liegen nur zwei Möglichkeiten vor uns. Entweder wir erkennen sofort den Herzog Friedrich an, rücken in die Herzogthümer ein, und nehmen sie in Besitz für den rechtmäßigen Landesherrn, und lassen unsere Schritte nachträglich vom Deutschen Bund sanktioniren. Das ist der scheinbar kühnere Weg, bei dem aber, wie ich glaube, gerade am Wenigsten gewagt wird, und der den Erfolg am unbedingtesten sicher stellt, indem er die Entscheidung mit einem Schlage über alle Congreß-Beschlüsse und Protocolle hinaushebt, und ohne Weiteres feststellt. — Der andere, scheinbar vor-

sichtigere Weg wäre, daß wir die Herzogthümer als streitiges Gut in Besitz nehmen, und im Besitz behalten bis zur Entscheidung des Rechtsstreites, um sie alsdann nach entschiedenem Streit dem als rechtmäßig anerkannten Landesherrn zu übergeben. Dabei fiele aber doch die eigentliche Entscheidung einem Congreß oder diplomatischen Verhandlungen anheim und wäre nicht unbedingt sicher gestellt.

Roon hört aufmerksam zu, antwortet aber nicht eigentlich, äußert, er habe mit Bismarck bis jetzt nur ganz im Vorbeigehen über diese Angelegenheit gesprochen. Dann vertraut er mir: daß die Mobilmachung unserer gesammten Armee ganz in der Stille eingeleitet wird. „Ich darf mich nicht durch die Ereignisse überraschen lassen." — Auch unsere gesammte Seemacht wird bei Danzig vereinigt. Roon hätte gern auch die drei kleineren Fahrzeuge dorthin kommen lassen, die sich eben im Mittelländischen Meere befinden, aber er befürchtet, sie könnten möglicher Weise erst nach ausgebrochenem Kriege durch den Sund kommen und dann den Dänen in die Hände fallen. So mögen sie denn im Mittelländischen Meere bleiben, in neutralem Hafen sind sie dort sicher.

Roon fragt, ob ich die Rede Vincke's über die Wahlen gehört oder gelesen habe? — Nein! — Klagen darüber; er habe es gesehen, daß die Thronrede einen guten, versöhnlichen Eindruck gemacht habe; er wolle nicht sagen der Inhalt (NB. das glaube ich), wohl aber durch den Ton und durch die Art und Weise, wie sie gesprochen wurde. Diesen günstigen Eindruck habe Vincke nun wieder verwischt. — Und Schwerin desgleichen! — Das thun diese Herren! Freunde des Königs! — Er, Roon, habe auch wohl das schadenfrohe Lächeln bemerkt, mit dem die Fortschrittsleute zuhörten, und sahen, wie diese Herren sich immer mehr unmöglich machen.

Um irgend Etwas zu sagen und doch nicht gerade in diesen Tadel einzustimmen, klage ich darüber, daß den Herren der staatsmännische Blick für die verhältnißmäßige Wichtigkeit der Dinge durchaus fehlt. Sie treiben Kirchthurm-Politik; sie sind verloren in Kleinigkeiten, die in diesem oder in jenem Landkreise vorgefallen sind — für die großen Welt-Ereignisse haben sie keinen Sinn. Es gelingt nicht einmal ihre Aufmerksamkeit auf die Frage der Herzogthümer zu lenken.

Sie meinen: ja, ja! das sei auch recht wichtig, und kommen alle miteinander gleich wieder auf ihre Landrathsgeschichten zurück.

Roon hat auch die Erfahrung gemacht, daß sie an Schleswig-Holstein nur sehr nebensächlich denken.

Im Allgemeinen scheint der Umstand, daß sie bei den Wahlen trotz aller Anstrengungen nicht mehr ausgerichtet, nicht mehr gewonnen haben, doch einen gewissen Eindruck auf die Minister gemacht zu haben.

20. November. Geffcken bei mir, der Herzog Friedrich hat seine Audienz gestern bei dem König gehabt. — Der König hat im Allgemeinen ablehnend, entschuldigend gesprochen, als ob er in der Holsteinischen Angelegenheit nicht wohl rücksichtslos handeln könne, doch aber gesagt: „Ja, wenn das neue Grundgesetz in Dänemark vom König sanctionirt würde —: das wäre etwas Anderes!“ Das ist nun buchstäblich geschehen, und zwar durch ein eigenthümliches Zusammentreffen gerade gestern, vielleicht in demselben Augenblick, in dem der König jene Worte sprach. — Preußen und Oesterreich haben in Kopenhagen sofort gegen das neue Grundgesetz protestirt, wenn auch nur gegen dies, und das ist immer etwas. — Oldenburg ist nicht gebunden durch das Londoner Protocoll, ist weiter gegangen; es hat nicht nur gegen das neue Grundgesetz in Kopenhagen protestirt, sondern auch gegen den Regierungs-Antritt Christians IX. in den Herzogthümern — und es hat zu gleicher Zeit am Bundestage den entschlossenen Antrag gestellt, man möge auch von Bundeswegen den neuen König nicht als Herzog anerkennen und Deutschlands Rechte wahren.

Auch Württemberg scheint gar sehr zu schwanken, obgleich sein König eben auch das Londoner Protocoll unterschrieben hat. Geffcken meint: „es wird bald ein wahres Wettrennen entstehen, wer sich am eifrigsten für Schleswig-Holstein erzeigt“ — wenn Preußen seinen Vortheil wahrnehmen wollte und wahrzunehmen wüßte, würde es darauf nicht warten, um dann die letzte Stelle einzunehmen; es müßte die Initiative ergreifen, selbständig handeln, und seine Beschlüsse und Thaten nachträglich vom Bunde sanctioniren lassen.

Ich: Das habe ich dem Minister gestern auch gesagt; das Verlangen der Regierung scheint aber ein gerade entgegengesetztes zu sein; man will sich vom Bunde vorwärts schieben lassen.

Geffcken: Die Fortschritts-Partei ist sehr lau, schwankt, weiß nicht, ob sie sich der Sache annehmen soll oder nicht; Max Duncker hat den Fürsten Hohenzollern schriftlich sehr dringend aufgefordert her zu kommen und seinen Einfluß für entschlossenes Handeln einzusetzen; er soll womöglich den Kronprinzen und die Kronprinzessin mitbringen.

Abends bei Max Duncker. Da finde ich Mathy aus Carlsruhe; Geffcken, Hermann Duncker und C. Vincke. Die Anderen mit ihren Frauen, Vincke allein.

Ich erstatte Bericht über meine Verhandlungen mit Roon.

Max Duncker: Es sei „mesquin", daß man sich vom Bunde will schieben lassen.

Hermann Duncker erzählt von Gesprächen, die er mit Leuten aus der Fortschritts-Partei geführt hat. Die Leute wissen in ihrer Lauheit und Halbheit gar nicht, wie sie sich in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit benehmen sollen; sie fühlen wohl, daß sie Etwas darin thun müssen, oder müßten — und können sich doch nicht dazu entschließen, weil sie fürchten, sie wären dann gezwungen, das gegenwärtige Ministerium zu unterstützen und die Militär-Vorlage anzunehmen. Einer von den Herren hat sich etwas verschnappt und gegen H. Duncker geäußert: „Die Sache komme recht ungelegen!"

Max Duncker meint, es sei bei dem Benehmen der Partei auch noch ein erbärmlicher Popularitäts-Calcül; die Leute rechnen darauf, daß ein Krieg für Schleswig-Holstein weder an unserer Ostsee-Küste noch am Rhein populär sei. Dort fürchte man die Blockade der Häfen, hier besorge man, daß die unmittelbare Heimath Schauplatz des Krieges werden könne.

Die Stellungnahme der preußischen Regierung in der Beurtheilung der altliberalen Patrioten.

21. November. Unter den Linden begegnet mir Geffcken, der drei Neuigkeiten mitzutheilen hat. Die Minister wollen die Preß-Verordnungen vom 1. Juni aufrecht erhalten, obgleich das Haus der Abgeordneten sie nahezu einstimmig verworfen hat; das hat Bismarck gegen Talleyrand erklärt. — Wenn der Antrag der Polen, zu verlangen, daß die drei wegen Hochverrath gefänglich eingezogenen Polen wieder in Freiheit gesetzt werden sollen, im Hause der Abgeordneten unterstützt wird, wollen die Minister das Haus sofort auflösen. — Ich bin aber überzeugt, der Antrag findet keine Unterstützung im Hause. — Geffcken meint, die Fortschritts-Partei sei fähig auch diese nichtswürdige Thorheit zu begehen. — Ich sage nein! sie weiß wie die Stimmung im Lande in Beziehung auf Polen ist und wagt es nicht.

Die dritte Neuigkeit des Tages ist: Bismarck hat den König bewogen den Congreß ohne alle Bedingungen anzunehmen, deshalb eigenhändig an Napoleon III. zu schreiben und in dem Brief einen persönlichen Besuch in Paris durchschimmern zu lassen, indem er von dem excellent souvenir spricht, qu'il a gardé de Compiègne!

Den Congreß nimmt er an, weil sich mit ziemlicher Zuversicht berechnen läßt, daß er doch nicht zu Stande kommt, und Das ist insofern kein ungeschickter Zug! — Er sucht seine alte Lieblings-Idee, die Tripel-Allianz Rußland, Preußen, Frankreich, nun endlich zu verwirklichen, und will sie auf diese Weise einleiten. Das ist offenbar! — Roon hat es mir ja gesagt, daß ihm diese Combination lieber wäre wie jede andere! — Mir wird das Herz gar sehr schwer bei diesen Dingen.

22. November. Geffcken früh bei mir. Hat mancherlei zu berichten. Die Preß-Verordnung vom 1. Juni ist, wie der Staats-Anzeiger in officieller Form verkündet, zurück-

genommen, trotz Allem was Bismarck darüber noch vorgestern gegen Talleyrand geäußert haben soll.

Oubril bestrebt sich Herrn von Bismarck bei den Bedingungen des Londoner Protocolls fest zu halten und hat ihm gesagt: „Prenez garde! ne touchez pas au protocole de Londres!“ — Buchstäblich.

Talleyrand ist aux anges über die Genehmigung des Congresses und den eigenhändigen Brief des Königs an Napoleon III.

Ein Graf Reventlow, der mit Anderen von den Schleswig-Holsteinischen Notablen nach Frankfurt an den Bundestag gesendet war, ist auf der Rückreise hier in Berlin und hat eine Audienz beim König nachgesucht, obgleich er anfangs Bedenken trug, weil er keinen Auftrag hierher hat.

Die Fortschritts-Partei und die Fraction Bockum-Dolffs wollen nun doch beide eine parlamentarische Demonstration zu Gunsten Schleswig-Holsteins machen, — freilich nur, weil sie sich wohl sagen müssen, daß sie sich sonst vor ganz Deutschland beschimpfen und um alles Ansehen bringen. — Ich glaube, es wird dabei sehr unvernünftig zugehen.

Den Geheimrath X. besucht. — Freundschaftliches Wiedersehen. — Er erzählt mir, daß sein Minister (v. d. Lippe, Justiz) mehrfach in Zwist mit Bismarck gerathen sei. Eben jetzt sei wieder ein Fall, wo er „blank stehe“ mit Bismarck.

Die richterlichen Beamten haben keinen Anspruch auf Beförderung zu höheren Stellen je nach der Anciennität; wohl aber gewährt ihnen das Dienstalter Ansprüche anderer Art. — In jeder Kategorie von Richtern — Kreisgerichts-, Appellationsgerichts-, Kammergerichts-Räthe — bezieht die dem Patent nach ältere Hälfte eine höhere Besoldung, als die jüngere Hälfte, — und es ist oder war stets Regel, daß die Herren streng nach der Anciennität in die höhere Besoldung einrücken. Unter Manteuffels Ministerium ist in dieser Beziehung mitunter nach Gunst verfahren worden, unter Auerswald ist man gewissenhaft zu der alten strengen Regel zurückgekehrt!

Nun verlangt Bismarck, es soll bei dem Aufrücken in die höhere Besoldung gar keine Rücksicht auf die Anciennität genommen, sondern die „Gesinnungstüchtigkeit“ berücksichtigt werden. Darauf will sich

Lippe nicht einlassen. Er erklärt, um die Unabhängigkeit des Richterstandes zu sichern, müsse in dieser Beziehung von aller Gunst abgesehen und streng nach Recht und Regel verfahren werden. — Bismarck behauptet nein! die Regierung muß ihre Freunde belohnen, ihre Feinde bestrafen. — Er hat dem Justiz-Minister deshalb einen Brief geschrieben, der eben jetzt zur Beantwortung bei X. liegt.

X. meint, Camphausens Wort im Herrenhause: daß die Minister sich hinter dem Thron verkriechen, anstatt vor dem Thron zu stehen, habe die Herren selbst empfindlich getroffen und überhaupt Eindruck gemacht. „Das sitzt." —

Ich gehe zu Roon und bin 1 ½ Stunde bei ihm. Mein Vorwand, so bald wieder zu kommen, war: ich habe eine Frage unbeantwortet gelassen, die er mir neulich stellte: wie ich mir nämlich die neue Gruppirung der Parteien im Abgeordneten-Hause denke, die sich ergeben werde, wenn das Ministerium entschieden für Schleswig-Holstein in die Schranken trete?

Das läßt sich sehr einfach übersehen. Die Fortschritts-Partei namentlich wird sich spalten; Waldeck mit seinem Anhang, der etwa aus 40 Individuen bestehen mag, wird dabei bleiben, daß man diesem Ministerium auch die Mittel zu Gunsten der Herzogthümer nicht gewähren darf, und wird unbedingte Opposition machen. Die große Mehrzahl selbst der Fortschritts-Partei wird von dem Bewußtsein beherrscht werden, daß sie um des inneren Zwistes willen die Herzogthümer nicht darf fallen lassen, und daß man das Ministerium in dieser Sache auch unterstützen, ihm die nöthigen Mittel gewähren muß, wenn man einmal der nationalen Politik zugestimmt hat. — Die Spaltung ist da, und Waldeck bleibt mit seinen Getreuen allein!

Roon: Das glaube ich nicht! — meine Nachrichten lauten anders, und ich habe Ursache sie für sehr zuverlässig zu halten. Die Spaltung der Fortschritts-Partei wird nicht stattfinden — sie wird vielmehr einmüthig der Regierung Opposition machen und die nöthigen Mittel verweigern.

Ich glaube zu wissen, daß die Opposition eine sehr entschiedene Demonstration für Schleswig-Holstein beabsichtigt und machen würde,

sobald sie wüßte, daß die Regierung sich der Sache nicht annehmen werde — daß sie lau und schwankend wird, so wie sie die Ueberzeugung gewinnt, daß die Regierung entschlossen einschreiten wolle; — ja, sie würde in dieser Voraussetzung allerdings wohl die Sache am liebsten ganz ruhen lassen, sich ganz von ihr abwenden sogar, wenn sie nicht befürchten müßte ihr Ansehen in Deutschland dadurch ganz einzubüßen. Die Rücksicht auf die herrschende Stimmung in Deutschland, außerhalb Preußen! hat sie in letzter Instanz aufgestachelt.

Roon: Jede der beiden Parteien hat sich in ihren Fractions-Sitzungen tüchtig gezankt. Man war im lieben Centrum vorherrschend der Meinung, daß man sich auf die Sache gar nicht einlassen müsse; namentlich war Sybel dieser Ansicht. Den Tag darauf aber da „hatte er sich beschlafen" und kam mit der Ansicht: nein! Das gehe doch nicht! — Aber die Regierung werde man darum doch nicht unterstützen.

Ich: Schon im vergangenen Winter erzählte mir Sybel, daß in der Fraction darüber verhandelt worden sei, was man wohl thun könne, um das Ministerium zu stürzen. Einige Stimmen hätten sich dafür erhoben, daß man im Fall eines Krieges die Geldmittel zu seiner Führung verweigern müsse. Mehrere rheinische Fortschrittsmänner aber — gerade rheinische — hätten geantwortet, so könne man dem Könige nicht entgegentreten.

Roon: Das Ministerium stürzen! Wie die Herren sich das denken? Sie haben nicht die Macht dazu und der König nicht den Willen.

Längeres Hin- und Herreden, bei welchem Roon immer wieder betont, die Dinge müßten mit Behutsamkeit angefaßt werden.

20. November. Abermaliger Besuch bei Roon.

Ich: Sie waren neulich der Meinung, daß man jedenfalls von dem Londoner Protocoll loskommen müsse, daß es sich blos um das Wie handelt. — Wenn man aber Etwas unter allen Umständen thun muß, dann kommt es darauf an es in solcher Weise zu thun, daß es einem als Verdienst angerechnet wird, und daß man auch Dank dafür erntet und nicht so, daß man es nur mit Widerstreben und gezwungen zu thun scheint.

Roon: Allerdings, man muß sich das Verdienst „einer schmucken That" nicht entgehen lassen. In diesem Fall aber hat die sofortige Action große Schwierigkeiten. Oesterreich erklärt sich ganz entschieden für Dänemark und verlangt von uns, wir sollen Dasselbe thun, und mit dem Prinzen von Augustenburg „kurzen Prozeß machen". — Oesterreich spricht sich so schroff aus, daß man dahinter eine Falle vermuthen könnte, die man uns stellen will. Ich glaubte Bismarck warnen zu müssen; ich sagte ihm: Geben Sie Acht! Man will uns vielleicht veranlassen eine ähnliche Erklärung abzugeben, um dann die Schuld auf uns zu schieben und sagen zu können: „Ja! ohne Preußen können wir nicht!" — Hannover und Sachsen wollen sich nun auch von der Execution lossagen.

Ich: Von Execution kann, wie mir scheint, überhaupt gar nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Occupation bis zur Erledigung des Erbstreites, oder einfach für den legitimen Landesherrn.

Roon: Doch, Execution! Die Rechte Deutschlands müssen unter allen Bedingungen gewahrt werden, die Legitimität des Prinzen von Augustenburg aber ist mir nicht so klar! — Auf Lauenburg hat er gar kein Recht!

Darüber ließe sich streiten; Lauenburg ist freilich als Entschädigung für Norwegen gegeben worden —, aber wem denn? — Doch gewiß nicht der Krone Dänemark, die Norwegen nie besessen hat, da zwischen beiden Ländern nur Personal-Union bestand! Also der Dynastie, dem Hause Holstein-Oldenburg. Und nach welchem Recht muß dieses selbständige deutsche Herzogthum nun in dem Hause vererbt werden? — Nach deutschem, d. h. einheimischem Fürstenrecht, oder nach fremdem Recht, nämlich nach dänischem Erbrecht? — Doch lasse ich Das auf sich beruhen und suche nur daran zu erinnern, daß der Prinz Friedrich von Augustenburg nach deutschem Fürstenrecht ganz unzweifelhaft Erbe von Schleswig-Holstein ist und auch unbedingt dafür gegolten hat, bis auf die ganz willkürlichen Rechtsverletzungen durch den offenen Brief von 1846. Roon weicht der Erörterung aus.

Roon: „Die Frage ist überhaupt eine Frage der

Macht, nicht eine Frage des Rechts; — und haben wir die Macht?" Er verweist von Neuem auf die perfiden „Freunde an der Donau" — erinnert daran, daß die „süddeutschen Freunde" sehr unzuverlässig sind und uns wenig helfen werden, stellt den dreifachen Krieg an der Eider, am Rhein und im Süden in Aussicht — und fragt, ob ich, wenn ich an der Spitze der Geschäfte stünde, unter diesen Bedingungen den Herzog anerkennen und ohne Weiteres als Dänemarks Feind in die Herzogthümer einrücken würde?

Ich: Das ist eine Frage, die ich eigentlich gar nicht beantworten kann; ich habe meine Jahre nicht erreicht ohne einige Erfahrung zu gewinnen und weiß daher sehr wohl, daß die öffentlichen Geschäfte sich immer anders ausnehmen, wenn man darin steht, als wenn man sie von Außen ansieht. Ich kann daher nur sagen: so wie ich die Sache jetzt sehe: Ja!

Roon scheint unter Hm, Hm! und Kopfnicken gegen diese Antwort Nichts einwenden zu können.

Ich: Soweit ich die Sache übersehen kann, scheint mir allerdings die Lage nicht so gefährlich; wenn auch Oubril (der russische Gesandte) sagt: prenez garde, ne touchez pas au protocole de Londres — so hat das gar Nichts zu bedeuten. (Ich wollte sehen, was Roon dazu sagen wird.)

Roon: „Rußland hat sich über diese Angelegenheit noch gar nicht geäußert" (NB. er spricht in ruhigem Ton, als ob man Rußlands sehr sicher wäre) — „Rußland ist zufrieden mit uns und hat auch Ursache dazu." — Nun kommt es vor Allem auf Frankreich an; so lange man nicht weiß, was der Mann in den Tuilerien sagt, kann man keinen bestimmten Entschluß fassen. — Es giebt einen Weg in anständiger Weise von dem Londoner Protocoll los zu kommen. Der wird auch eingeschlagen werden — nur kann man nicht Alles sagen. — Zunächst muß auf der Execution bestanden werden: weichen die Dänen ohne Widerstand aus Holstein, so wäre Das der schlimmste Fall.

Ich: Sie werden Holstein räumen, nur Rendsburg und den Brückenkopf von Friedrichstadt nicht.

Roon: Auf Rendsburg und dem Brückenkopf müssen wir aber bestehen. Widersetzen sich die Dänen, so ist der Krieg da und der Krieg hebt alle Tractate auf. — Die letzte Denkschrift über die Execution ist ganz erbärmlich, nicht gehauen und nicht gestochen. Wir haben nun vorgestern Moltke nach Frankfurt geschickt, er soll die militärischen Maßregeln besprechen und auf der Execution bestehen. Er hat sehr bestimmte Instructionen und soll den kleinen Herren sagen, daß, wenn sie die Execution nicht ausführen wollen, Preußen sie aufnehmen wird, und wenn sie uns allein lassen und es entstehen größere Händel, dann mögen sie zusehen, wie sie ihre süddeutsche Grenze selber vertheidigen.

Damit war das Gespräch zu Ende, — es ist das letzte, das ich mit Roon über diese Angelegenheit führe. Folgerungen:

1. Die Sachlage hat sich seit dem ersten Gespräch mit Roon wesentlich geändert. Die Herren wollen keineswegs mehr vom Bundestage geschoben sein. — Sie haben ein gutes Spionirsystem organisirt und wissen von einer Fractionssitzung zur anderen, was im Innern der Fortschritts-Partei und des linken Centrums vorgeht. — In beiden Fractionen sind also falsche Brüder, die den Ministern berichten, was da vorgeht. — In Folge der Nachrichten, die sie auf diesem Wege erhalten haben, sind die Minister, scheint es, zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie durch ein entschiedenes Einschreiten in deu Herzogthümern für ihre parlamentarische Stellung nicht gewinnen würden; daß vielmehr ihre Stellung überhaupt dadurch gefährdet werden könnte — daß „man“, nämlich das Haus der Abgeordneten, ihnen doch, wenn sie sich auf einen Krieg einließen, Unterstützung und Mittel verweigern würde. — Darum wollen sie nicht vorwärts; darum wollen sie auch vom Bunde nicht mehr getrieben sein.

2. In der Sache der Herzogthümer will Bismarck jetzt scheinbar überhaupt nur so weit gehen, daß ein leichtes Abkommen mit Dänemark unter allen Bedingungen möglich bleibt. Die Worte, daß Deutschlands Recht gewahrt werden müsse, die Legitimität des Augustenburgers aber nicht klar sei, sagen darüber das Nöthige mit einer Klarheit, die eigentlich Nichts zu wünschen läßt. Unter Deutschlands Recht versteht

Bismarck die Verträge von 1851. — Bismarck will also wohl nur auf Erfüllung der Verträge von 1851 bestehen.

3. Die Sache der Herzogthümer ist ihm nur ein Mittel. Er will unter dieser Firma das Bündniß zwischen Rußland, Preußen und Frankreich zu Stande bringen. In den Herzogthümern will er nur so weit gehen, daß sie für ihn ein Compensations-Object werden; daß sich etwas Anderes dafür ausbedingen läßt, und ihm als ein Verdienst angerechnet wird von Rußland und Frankreich, wenn er sie wieder ganz fallen läßt und in der angedeuteten Weise den Dänen überläßt.

4. Die anderen deutschen Höfe wollen weiter gehen als wir; Moltke ist also nicht nach Frankfurt geschickt worden, um sie anzuspornen und zu einer Execution zu treiben, der sie etwa ausweichen möchten —: er ist gerade im Gegentheil hingesendet, um namentlich die süddeutschen Staaten durch die Drohung, daß man sie im Fall eines Krieges ohne Schutz ihrem Schicksal überlassen werde, von jedem Beschlusse zurück zu schrecken, der weiter ginge.

23. November. Max Duncker bei mir. Erzähle ihm ausführlich mein Gespräch mit Roon und meine Folgerungen.

Max Duncker ruft unwillig aus: „Daß sie vermöge der Execution zu einem Kriege mit Dänemark kommen wollen, ist nicht wahr." — Das Ministerium will im Gegentheil den Krieg vermeiden; hofft, die Dänen werden sich der Execution in Holstein nicht widersetzen. — Daß Preußen in Kopenhagen nur gegen das neue Grundgesetz protestirt, nicht aber den Prinzen von Augustenburg als Herzog anerkennt, sagt alles Nöthige über Bismarcks Pläne und läßt keinen Zweifel —: die Erbfolge-Frage will er an ein Austrägal-Gericht verweisen, auf die lange Bank schieben — verschleppen — und zuletzt zu Gunsten Dänemarks entscheiden lassen. — Meine Voraussetzung, Moltke's Sendung betreffend, ist ihm (Max Duncker) sehr einleuchtend; er meint, es ist wirklich wie ich glaube: das dreifache Bündniß gegen Oesterreich ist Das, was Bismarck eigentlich will.

Wenn nicht der Fürst Hohenzollern herkommt, der mancherlei Bedenken hat und ablehnt, ist hier in Berlin überhaupt gar Nichts

mehr zu machen. Der Bundestag muß die Sache fördern; weiter bleibt Nichts zu thun. Max Duncker soll daher an Roggenbach schreiben und ihn auffordern, sich durch Nichts irre machen zu lassen und die Anerkennung des Herzogs und die Occupation energisch zu betreiben.

Nun kommt Geffcken. Er berichtet über den Antrag, den Vincke im Hause stellt — und liest mir Vincke's Brief an den König vor. — Der Brief ist gut. Es ist darin namentlich hervorgehoben, daß in der Execution, wenn es dabei bleiben sollte, schon die Anerkennung Dänemarks als rechtmäßigen Besitzers von Schleswig-Holstein liegt. Und allerdings, Execution kann man nur gegen Den verfügen, der im anerkannten Besitz ist.

Geffcken hat um 12 Uhr ein Rendezvous mit Bismarck; der Grund, wegen dessen er es verlangt hat, ist eine Drohung der Dänen in Altona, sie würden sich nicht geniren, vorkommenden Falls Schleswig-Holsteiner auf Hamburger Gebiet zu verfolgen. Er will fragen, welchen Schutz Hamburg für sein Gebiet von Preußen zu erwarten hat.

Wiederholt hat er mir alle diese Tage gesagt, daß selbst die Männer der Friedenserhaltung, die sonst jedem Krieg abgeneigten Bewohner der Hansestädte, in diesem Fall eifrig auf Krieg bringen — und so citirte er mir auch jetzt wieder aus der letzten Depesche des Lübecker Senats eine Aufforderung zu sofortigem Kriege.

Ich finde Geffcken Nachmittags in meinem Zimmer. Wie ich eintrete, ruft er mir entgegen: „Es ist ganz so wie Sie uns gesagt haben! — genau so!" — Er kommt von Bismarck zurück. Der giebt sich nicht einmal die Mühe, seine wirklichen Pläne irgend zu verschleiern. Während er dem Könige den Krieg mit Dänemark, und durch den Krieg Befreiung von dem Londoner Protocoll verspricht, giebt er gegen Geffcken zu erkennen, daß er von Dänemark Nichts will, als die Erfüllung der Tractate von 1851, und die Aufrechterhaltung des Londoner Protocolls.

Er hat buchstäblich gesagt: „Die ganze Agitation für Schleswig-Holstein ist Nichts weiter als eine Falle, die Oesterreich und die Fortschritts-Partei uns — nämlich dem gegenwärtigen Ministerium — stellen." — Man wolle die Regierung in

den Krieg hineintreiben und ihr dann die Mittel zur Führung desselben vorenthalten.

Ferner sagt Bismarck, Oesterreich verlange, daß man mit dem Prinzen von Augustenburg „kurzen Proceß mache" — und fügt gerade wie Roon hinzu: ein Herzog von Schleswig-Holstein, wenn man ihn einsetzen wollte, könne noch dazu ein neuer Feind Preußens werden. Geffcken sagt: Bismarck fürchtet durch die nationale Bewegung gestürzt zu werden. Oesterreich und die Fortschritts-Partei im Bunde, eine kühn gedachte Combination. Auch ist es schwer einzusehen, wie man die Preußenfeindlichkeit eines Herzogs von Schleswig-Holstein fürchten kann, während man in Wien in politischen Kreisen ganz unverhohlen ausspricht, daß man die Befreiung der Herzogthümer vom dänischen Joch deshalb nicht will, weil der neue unabhängige Herzog nur ein neuer Vasall Preußens wäre und Preußens Macht dadurch gesteigert würde.

Oubril, den Geffcken in Bismarcks Vorzimmer getroffen hat, wiederholt immerfort „temporisez! — temporisez!" — natürlich! — er will Zeit gewinnen, um durch irgend ein Abkommen der Großmächte der Sache in bequemer Weise einen Riegel vorzuschieben, ohne daß es dazu großer Anstrengungen bedürfte.

Preußen und die Sache Deutschlands schweben nun, meint Geffcken, in großer Gefahr; und die Gefahr ist dringend; der Fürst Hohenzollern müßte herkommen, so meint auch Max Duncker. Der Fürst aber hat mancherlei Bedenken und lehnt es ab zu kommen — Zeit ist nicht zu verlieren —: ob ich wohl nach Düsseldorf reisen wolle um den Fürsten herzubringen?

Ja! ich bin bereit!

Reise nach Düsseldorf und Entschluß zur Reise nach Gotha.

Max Duncker kommt und bringt mir einen Brief an den Fürsten, an dem er ein paar Stunden gearbeitet hat.

Er sagt: Die Sache ist jetzt ganz klar; Bismarck will Holstein blos als Compensations-Object in Händen haben und verwerthen.

Seine Berechnungen sind falsch. — Denn er bringt das Bündniß zwischen Rußland und Frankreich nicht zu Stande; es ist unmöglich. — Oder wenn je Frankreich und Rußland sich „über uns weg" die Hände reichen sollten, um sich gegen Oesterreich zu vereinigen: wozu brauchen sie uns dann noch? — Wie kann man glauben, daß sie uns noch sonderlich Viel für unseren Beitritt bieten werden? —

24. November. An einem trüben Herbsttage früh in Düsseldorf. Im Breitenbacher Hof mitten in der Stadt eingekehrt. Umgekleidet wandere ich nach dem Jägerhof hinaus — und sende als Meldung dem Fürsten eine Visitenkarte in sein Cabinet.

Er kam mir etwas verwundert mit den Worten entgegen: „Ei! was führt Sie hierher? Sind Sie auf der Durchreise hier?"

Ich: „Nein E. K. H. — Ich komme mit Briefen, mit Aufträgen und Bitten zu E. K. H." —: ich übergebe Max Dunckers Brief; er ist so höflich ihn die zwei Stunden über, die unser Gespräch dauert, unerbrochen neben sich liegen zu lassen.

Ich sage ihm nun, wie die Sachen in Berlin stehen, wie gefährlich; und zwar beschränke ich mich nicht darauf in kurzen Worten zu sagen, was Bismarcks Pläne zu sein scheinen, sondern ich berichte umständlich, wie wir Schritt für Schritt dahin gekommen sind, zu unserer Anschauung zu gelangen! Max Dunckers Gespräche mit Schleinitz — Geffckens Gespräche mit Bismarck und meine Gespräche. — Berichte dann über die politische Unbrauchbarkeit der liberalen Partei, die auch keinen Blick für die Wichtigkeit des Augenblicks hat und schon deshalb nicht geeignet ist, die Sache irgend zu fördern — und schließe mit der Bitte, er möge nach Berlin kommen und den König für unsere Auffassung der Lage zu gewinnen suchen.

Der Fürst meint, Bismarcks Pläne seien freilich im höchsten Grade gefährlich — er selbst aber könne nicht nach Berlin kommen, denn wenn er ungerufen dorthin komme, habe er keine Position dem König gegenüber, könne Nichts ausrichten und mache sich nur unmöglich für alle möglichen künftigen Fälle; — darauf müßte und würde er es allerdings ankommen lassen, wenn er irgend eine Aussicht auf Erfolg hätte — aber Das sei eben nicht der Fall.

„Der König ist ganz beherrscht von der Idee, daß er

vor allen Dingen „Zucht und Ordnung' im Lande wiederherstellen muß; nun denken Sie nur einmal das Wort „Zucht' — da sieht man ja schon den Stock im Hintergrunde!

Und nun ist der König ganz fest in dem Glauben, daß ihm dazu Bismarck unentbehrlich ist; daß Bismarck das allein kann und die Militär-Vorlagen durchsetzt. Es ist daher ungemein schwer durchzudringen."

Ich: Wir hatten gehofft, der Fürst werde nicht allein selber kommen, sondern auch das kronprinzliche Paar zur Rückkehr nach Berlin bewegen, da Beide doch in diesem Augenblick in England gar nichts Wichtiges zu thun haben.

Der Fürst will es nicht tadeln, daß der Kronprinz sich fern hält und dadurch andeutet, daß er mit dem gegenwärtig herrschenden System Nichts zu thun hat.

Wir sprachen von der beabsichtigten Execution, von den Chancen, die sich dabei zeigen — wenn nur nicht dem commandirenden General durch seine Verhaltungsbefehle all' zu enge Grenzen gezogen sind.

Ich: Wir hatten gehofft, E. K. H. möchten sich um das Commando bewerben, und zwar unter Anderem auch aus dem Grunde, weil Sie eher als ein Anderer ein paar Schritte über die Instructionen hinaus gehen könnten.

Fürst: Um Das zu können, um sich um das Commando bewerben zu können, müsse er sich nicht schon vorher für alle Zeiten und Fälle unmöglich gemacht haben, wie leicht geschehen könnte, wenn er ungerufen nach Berlin kommen wollte. — Uebrigens käme es auch noch darauf an, von welcher Art die Instructionen wären, die der Commandirende erhält; wenn sie von der Art wären, daß man z. B. jeder dänischen Patrouille ausweichen solle, dann könne er sich nicht darum bewerben.

Da ich immer darauf zurück kam, daß seine ablehnende Antwort für die Freunde der guten Sache in Berlin „eine sehr bittere Enttäuschung" sein würde, da er wohl sah, daß er mir irgend einen halbwege tröstlichen Bescheid geben müsse, sagte er am Ende: Ungerufen könne er nicht kommen. Dann sei er ohnmächtig und könne Nichts bewirken. Man müsse veranlassen, daß er in irgend einer

Weise gerufen würde. Schleinitz könne dem König den Vorschlag machen, ihn nach Berlin zu bescheiden, und ihm dann „mit Wissen des Königs" deshalb schreiben.

Um 2 Uhr Diner bei dem Fürsten.

Pepoli hat sich noch in Paris dem preußischen Gesandten, Robert Goltz, zu nähern gesucht und angedeutet, daß man sich über die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit verständigen könne, da Preußen und Deutschland hier ganz auf demselben Boden der Nationalitäts-Interessen stehe wie Italien. Goltz hat ihn aber sehr schlecht empfangen und kurz abgewiesen.

Ich gebe mir keine Mühe meinen Unwillen darüber zu verbergen. Das Bündniß zwischen England, Preußen und Italien ist gerade dasjenige, das bestehen müßte, wenn die Dinge ihren normalen Gang gingen. —

Der Fürst stimmt dem bei.

Nach Tisch noch ein längeres Gespräch mit dem Fürsten in seinem Cabinet. Er hatte inzwischen Max Dunckers Brief gelesen, in dem er natürlich nichts Neues mehr gefunden, nach Allem, was ich ihm mündlich gesagt habe — er habe sich die Sache auch auf einem einsamen Spaziergang reiflich überlegt, könne mir aber keinen anderen Bescheid geben als vor Tisch, könne nur Dasselbe wiederholen: ungerufen nach Berlin zu gehen, sei für ihn unmöglich, Schleinitz möge die Sache einleiten u. s. w. — auf das Alles war ich nun schon vollkommen gefaßt. —

Auch einiges Andere kommt zur Sprache: die Organisation der Armee und die unnöthige Vermehrung der Garde-Regimenter. Der Fürst sagt, sie habe in der Armee nicht den besten Eindruck gemacht. Der König hat geäußert, er sende diese Regimenter (die neuen Garden) als Muster in die Provinzen!

Ich mache die Bemerkung, daß in den östlichen Provinzen, namentlich in Schlesien, ein viel größerer Haß gegen Oesterreich herrscht als gegen Frankreich. Man wird dort viel freudiger zu den Waffen greifen, wenn es gegen Oesterreich geht, als wenn der Krieg gegen Frankreich ginge.

Der Fürst sagt, es sei hier am Rhein ebenso. Mit Aus-

nahme der Ultramontanen, von denen man nicht wissen könne, was sie eigentlich wollten, und die Das vielleicht selber nicht recht wüßten, sei Alles von Haß gegen Oesterreich beseelt mehr als gegen Frankreich. —

Um 5 Uhr entlassen. Abreise um 3/48 Uhr.

25. November. Früh in Berlin. Max Duncker bei mir, sehr désappointé, daß der Fürst nicht kommt, daß er nicht schon da ist.

Max Duncker: „Wir haben den Fürsten überschätzt! — Er hat keine Initiative!" —

Den Grafen Reventlow, den der König an Bismarck verwiesen hatte, hat dieser schnöde abgefertigt.

Er hat ihm mit dürren Worten erklärt: „Man werde von Dänemark nichts Weiteres verlangen als die Erfüllung der Verträge von 1851; Preußen wolle nichts Anderes; er könne den Schleswig-Holsteinern daher nur rathen dem König von Dänemark ohne Weigern den Eid der Treue zu leisten; der Herzog (von Augustenburg) müsse sich eben fügen!" —

Abend kommt Geffcken zu mir; er ist auch sehr désappointé, daß der Fürst nicht kommt und tadelt ihn. Ich dringe auch gegen ihn darauf, daß der Bundestag die Sache machen muß.

Geffcken ist damit einverstanden. Er hat an Sammer geschrieben, man möge den Antrag annehmen, den der sächsische Minister Beust am Bundestag gestellt hat. (Baden verlangt Occupation der Herzogthümer für den von ihm anerkannten Herzog Friedrich. — Beust beantragt Occupation der Herzogthümer, eigentlich Sequestration, als eines streitigen Gegenstandes, bis zur Entscheidung des Erbfolge-Streites, um sie dann dem als rechtmäßig anerkannten Landesherrn zu übergeben.) — Dieser Antrag ist nicht an sich der beste — aber er ist das Aeußerste, was am Bundestag durchgesetzt werden kann, und jedenfalls wird dadurch die leidige Execution beseitigt.

Im Hause der Abgeordneten geht die Sache jetzt gut; besser als man noch vor Kurzem erwarten durfte. Der National-Verein, der sich, diesmal nicht von Bennigsen geleitet, zu einer Sitzung hier versammelt hat, weiß unsern Fortschrittsmännern und Bockumiten tüchtig

zuzusetzen, und hat ihnen begreiflich gemacht, daß es bei ihrer elenden Lauheit nicht bleiben kann. Metz aus Darmstadt hat ihnen namentlich zugerufen: „Glaubt Ihr denn, daß Ihr allein Euern Bismarck habt? — wir haben unsern Dalwigk, geben aber dennoch Gut und Blut für die Sache her." — Und so ist denn nun ein guter Beschluß zu erwarten.

In den Regierungskreisen aber weist man Alles, was geboten wird, von der Hand. Die Hansestädte wünschen diesmal den Krieg mit größtem Eifer, und nehmen den größten Antheil an der Sache.

Smidt aus Bremen weist nach, daß die beiden in England für die Confederate states gebauten Widderschiffe, die nicht an ihre Bestimmung abgeliefert werden dürfen, für ein verhältnißmäßig geringes Geld, für 1,800,000 Pf. St., zu haben sind und für Preußen angekauft werden könnten. Aber natürlich müßte der Handel sofort abgeschlossen werden, ehe der Krieg ausgebrochen ist, denn sind einmal die Feindseligkeiten im Gange, und die Schiffe liegen noch in den Gewässern Englands, dann werden sie natürlich dort zurück behalten.

Smidt nimmt Geffckens Vermittelung in Anspruch; dieser schreibt deshalb an Roon — und Roon gewährt Herrn Smidt allerdings eine Zusammenkunft — aber erst für den Freitag Abend um 7 Uhr — (d. 28ten).

Sir Andrew Buchanan ist ungemein zufrieden mit Bismarck und meint: „his language is most correct."

26. November. Zu Max Duncker; ihm die Begebenheit mit Pepoli und Goltz erzählt; sie ist des Beachtens werth, und ich hatte sie gestern vergessen.

Max Duncker hält den Vorschlag den Fürsten Hohenzollern durch Schleinitz herbeirufen zu lassen, nicht für praktisch und schreibt daher dem Fürsten, bis auf Weiteres, und wenn nicht etwa die Aufforderung wiederholt wird, werde er dem Auftrag nicht nachkommen: 1. Weil Schleinitz ganz gewiß nicht darauf eingehen würde; 2. weil der König wahrscheinlich mit Nein antworten würde; 3. weil dieses Nein! des Königs, wenn es einmal ausgesprochen wäre, es dem Fürsten unmöglich machen würde, selbst in den dringendsten Fällen ungerufen herzukommen.

Max Duncker sorgt dafür, daß der König jeden Tag irgend eine Anregung erhält. Zuerst hat er den Brief von G. Vincke erhalten. — Dann, gestern, hatte — auch durch Max Duncker veranlaßt sie zu verlangen — der Minister Bethmann-Hollweg eine Audienz beim König.

Der hat den König noch ganz auf dem alten Standpunkt gefunden. Der König will von dem Londoner Protocoll loskommen und meint, Preußen könne sich nicht auf eigene Hand davon lossagen; es müsse durch einen Majoritäts-Beschluß des Bundestages autorisirt sein gegen Dänemark einzuschreiten; man müsse auf Execution bestehen; die Dänen würden sich der Execution widersetzen, sie führe mithin zum Kriege, und dann habe man freie Hand!

Doch hat der König hingeworfen: „Von einer anderen Seite wird mir freilich gesagt, daß in der Execution die Anerkennung schon liege.“ (Die Anerkennung Christians IX. nämlich als Herzog von Schleswig-Holstein. Das hat er aus G. Vincke's Brief.)

Zunächst wird nun Gruner, der in der Sache vollkommen orientirt ist, dem König eine Denkschrift über den deutsch-dänischen Streit einreichen.

Nun sind aber von dem Herzog von Schleswig-Holstein (Friedrich von Augustenburg) — oder vielmehr von den beiden Herzögen, den Coburger mitgerechnet, — wie es scheint — Unvorsichtigkeiten zu befürchten; Sammer schreibt nämlich in seinem neuesten Brief, was auch sonst geschehen möge: „Wir gehen nach Gottorp!“

Was soll das heißen? — Hat der Herzog vielleicht irgend einen coup de tête im Sinn? — Einen verfrühten Versuch auf Gottorp, einen Freischaaren-Zug dorthin? — Das darf aus vielen Gründen nicht geschehen! — Abgesehen selbst davon, daß er sich der Gefahr nicht aussetzen darf, da von einem dänischen Gensdarmen beim Kragen genommen und zu Hamlets Geist in Kroneborg eingesperrt zu werden — womit dann die ganze Schleswig-Holsteinische Sache ein Ende hätte. — Die Sache darf auch nicht lächerlich werden. Die Sache wird hin und her besprochen und zuletzt fordert mich Max Duncker auf nach Gotha zu reisen, zu ermitteln, was die Leute eigentlich wollen und Ueberstürzungen und Unheil zu verhindern.

Geffcken kommt und berichtet: der dänische Gesandte Quade ist

zu Bismarck gekommen, ihm die Publication des neuen Grundgesetzes offiziell anzuzeigen. So wie er den Mund öffnet, kommt ihm Bismarck zuvor mit den Worten: „Schweigen Sie! ich will es nicht wissen, denn wenn ich es weiß, muß ich Balan abrufen aus Kopenhagen."

Dem preußischen Gesandten in Kopenhagen wird aber die Publication offiziell mitgetheilt werden, und er wird ruhig dort bleiben.

Geffcken will sich nun von der Hamburger Regierung den Auftrag geben lassen, offiziell preußische Truppen zum Schutz des Hamburger Territoriums zu fordern; er meint: wenn man nur erst die preußischen Garden im Marsch hätte, dann würde das Uebrige sich schon geben.

Thile gesteht, daß an einer Majorität für den Bundesbeschluß „Occupation" kaum zu zweifeln sei.

Zeitung: Antrag, den v. d. Heydt und Wagener stellen: das Haus der Abgeordneten wolle erklären, es sei bereit der Regierung die nöthigen Mittel zur Wahrung der Rechte Deutschlands — in dem deutsch-dänischen Streit — zur Verfügung zu stellen — das heißt: „zur Aufrechterhaltung der Verträge von 1851".

27. November. Ich stehe nun im Begriff mich auf ein Abenteuer einzulassen, von dem sich nicht ganz genau berechnen läßt, wie weit es führen kann, und ich habe einige Bedenken dabei, die ich natürlich nicht ausspreche.

Geffcken noch einmal bei mir. — Sagt, Napoleon III. scheint für die Sache der Herzogthümer gut gestimmt, denn dem günstigen Artikel im Constitutionnel ist nun ein eben so günstiger im Moniteur gefolgt.

Ankunft in Gotha und erste Orientirung im Kreise des Prinzen Friedrich von Augustenburg.

28. November. Um halb drei Uhr in Gotha. Ich wohne hier wieder in dem Historischen Eckzimmer, in welchem Napoleon einige Tage nach der Schlacht von Leipzig verlebt hat.

Nach einiger Ruhe lasse ich mich zum Hause des Herzogs von Augustenburg führen.

Hier finde ich zunächst Sammer und habe ein langes Gespräch mit ihm.

Er versichert, der Herzog Friedrich sei in den vierzehn Tagen, seit der Tod des Königs von Dänemark ihn aufgefordert zu handeln und ihm bedeutende Pflichten auferlegt, „sehr gewachsen"; er werde mit jedem Tage bedeutender. — Was seine Sache, seine Rechte anbetreffe, habe er das volle Bewußtsein, daß *seine Person dabei Nebensache sei*, nur das Mittel, das „Vehicle", um die Sache des Landes zu bewirken. — Um so mehr aber sei ihm diese Sache heilig, und er werde sie unter keiner Bedingung aufgeben.

Hier sei nun nach allen Seiten hin unendlich Viel zu thun, und in mancher Beziehung sei man in großer Verlegenheit. Wichtig sei es namentlich Napoleon III. für die Sache des Herzogs zu gewinnen; *der Herzog müsse deshalb einen eigenhändigen Brief an den französischen Kaiser schreiben*, und ein solcher Brief sei auch bereits in deutscher Sprache entworfen; aber wer solle ihn nun in das Französische bringen? „Zehn Tage liegt das Ding nun schon da" —: ob ich die Sache nicht übernehmen könne?

Ich: Oh ja! Das wird sich wohl machen lassen!

Sammer: Damit würde ich dem Herzog einen sehr großen Dienst leisten; ich brauche mich natürlich nicht genau an den deutschen Brief zu halten, habe nur im Allgemeinen daraus die wesentlichen Punkte zu entnehmen, und könne im Uebrigen Alles so stellen, wie ich wolle.

Ich: Man gebe mir nur ein Schema, nach dem ich frei schreiben kann, denn was man übersetzt, wird immer schlecht. — Ich setze ihn au fait von der Lage der Dinge in Berlin, von Bismarcks Plänen, von der Erbärmlichkeit der angenehmen Fortschritts-Partei, die ihm die Ausführung seiner Pläne erleichtert.

Sammer ist auf die Fortschritts-Partei auch sehr schlecht zu sprechen.

Ich mache darauf aufmerksam, wie nun — von Seiten des Herzogs und der Holsteiner — die größte Vorsicht nöthig ist, und ein

Abweisen aller revolutionären Hülfsmittel, ein Vermeiden jeder Uebereilung, denn weder unser König, der für seine Person gut gesinnt ist für die Sache, noch die preußische Armee, die jetzt sehr gut gestimmt ist, dürfen verletzt werden.

Sammer erklärt sich damit ganz einverstanden. Er hat aus dem Briefe eines Berliner Freundes ersehen, daß die Worte: „wir gehen nach Gottorp" in Berlin bei den Freunden Besorgnisse erregt haben; es ist damit auch durchaus nicht eine Ueberstürzung, ein sofortiges übereiltes Unternehmen gemeint. Die Worte sollen nur sagen: Das ist unser Ziel, das wir unter allen Bedingungen im Auge behalten und von dem wir nicht lassen; wir gehen auf keine Transactionen ein und falls man uns nicht unterstützt, falls es nicht mit Hülfe der deutschen Fürsten geht, greifen wir unbedingt auch zu den äußersten Mitteln. Was aber diese äußersten Mittel sein könnten, zu denen wir im Nothfall greifen, darüber ist vor der Hand noch gar Nichts beschlossen; es ist noch gar nicht zur Sprache gekommen.

Ich: In Berlin ist nun weiter Nichts mehr auszurichten; der Bundestag muß nun die Sache machen; dort muß sie gefördert werden.

Samwer ist auch damit vollkommen einverstanden. Der erste Bundesbeschluß ist freilich sehr ungenügend ausgefallen — denn das bloße Einrücken in Holstein wäre eine Handlung ohne juristischen Charakter; es wäre damit juristisch nichts festgestellt und entschieden. Dem muß nun zunächst abgeholfen werden. v. d. Pfordten, der bairische Gesandte am Bundestage, verspricht nun einen zweckmäßigen Antrag Baierns, durch den das Einrücken der Bundestruppen den fehlenden juristischen Charakter erhielte.

Den Herzog Friedrich kann ich nicht sogleich sehen; er ist erkältet und unwohl. Samwer fordert mich auf an dem Frühstück Antheil zu nehmen, das um 1 Uhr servirt wird, und da finde ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Patrioten, die sich um den Herzog geschaart haben, von verschiedenen Seiten herbeigeeilt, um für Schleswig-Holstein thätig zu sein. — Sie wohnen meist in dem Hause des Herzogs. — Einigen werde ich vorgestellt, die Anderen lassen sich mir vorstellen; bekannt ist mir Gustav Freytag. — Major v. Schmidt, dessen Geschichte mir bald klar wird. Er war ehemals preußischer

Offizier, ist 1849 in schleswig-holsteinische Dienste übergetreten — dann in die Dienste der Stadt Hamburg — dort hat er eine wohlhabende Frau gefunden und seitdem als unabhängiger Particulier hier in Gotha gelebt. In diesem Augenblick versieht er den Dienst eines Hofmarschalls.

Professor Michelsen, ehemals in Kiel, Jurist. — Ein junger blondbärtiger Dr. Tempeltey, eigentlich Cabinets-Sekretär des Herzogs von Coburg (an Bollmanns Stelle) und dem Herzog Friedrich geliehen. — Professor Lorentzen, der ein sehr verständiger, ruhiger Mann zu sein scheint. — Oberst du Plat; vor 1848 dänischer Generalstabs-Offizier, der einzige Offizier vom Stabe, der sich damals der Sache der Herzogthümer anschloß, jetzt hier eine Art von vorbereitendem Kriegsminister. — Mehrere Andere.

Die Herren sind alle ungemein geschäftig und sehr beschäftigt. Was diejenigen thun, die des Herzogs Correspondenz besorgen, oder in der Presse arbeiten, weiß ich mir zu erklären. Was die Uebrigen thun, bin ich neugierig zu erfahren. Auf den ersten Blick scheint es fast, als könnte der Eine und der Andere sich selbstgefällig im Leeren herumdrehen und dabei der Ueberzeugung leben, er thue Wunder. — Einige der Professoren mögen wohl an schwerfälligen Rechtsdeductionen arbeiten, an denen jetzt am allerwenigsten gelegen ist.

Die ganze kleine Welt aber, bisher an ein stilles Dasein gewöhnt, ist bis auf die Dienerschaft herab, von dem überwältigenden Gefühl ergriffen, daß sie plötzlich in einen gewaltigen Strudel wichtiger und angestrengter Thätigkeit, des regsten, unermeßlich bewegten Lebens hineingerissen worden ist. Die Sache kommt ihnen Allen colossal vor, als ob die Welt noch nie Aehnliches erlebt hätte. Bis auf die Diener herab spricht Alles von dem „trouble“, in dem man hier lebt.

In den Gasthof. Ich berichte nach Berlin, daß hier keine Uebereilung zu befürchten steht, was mit „wir gehen nach Gottorp“ gemeint ist. Skizze der hiesigen Zustände, wie sie sich auf den ersten Blick zeigen.

Um 6 Uhr Diner bei dem Herzog Friedrich, im Ueberrock und schwarzer Cravatte. Früher versammelte man sich dazu im Frack,

der Herzog von Coburg aber hat, als er auf ein Paar Tage hier war, den Morgenanzug zur Hoftracht gemacht. — Doch waren heute drei Herren im Frack und weißem Halstuch da — sie bildeten eine Deputation aus Berlin, die mit mir zugleich gestern in der Nacht vom Bahnhof herein zum Mohren gefahren kam. Es sind Kaufleute (Kleinhändler), gesendet von dem Berliner Verein ehemaliger schleswig-holsteinscher Soldaten, die sich bereit erklären, sich dem Kampf von Neuem zu widmen. Sie wurden wie billig geehrt, und saßen bei Tisch dem Herzog gegenüber — hatten sich auch mit der Schleswig-Holstein'schen Denkmünze und dem Armee-Kreuz geschmückt: Zeichen, die seit Jahren nicht öffentlich getragen werden.

Ich werde dem Herzog Friedrich vorgestellt, er ist sehr höflich und freundlich und äußert sich dankbar, daß ich der Sache der Herzogthümer meine Kräfte weihen will.

Der Herzog ist natürlich älter geworden, seit ich ihn gesehen habe; ernster, ruhiger, und bei einem sehr anspruchslosen Auftreten nicht ohne Würde. Er hat eine mehr dänische als deutsche Physiognomie, und spricht auch deutsch wie ein Fremder, ohne die Zähne sonderlich auseinander zu bringen.

Unter der Gesellschaft, die ich schon beim Frühstück kennen lernte, und die nun wieder versammelt ist, wird ein Professor Ravitt, ehemals in Kiel, besonders wichtig genommen, als Finanzmann. Ein ältliches kleines Männchen. Sieht aber klug aus. — Von vorübergehenden Gästen war Graf Reventlow da, der die bereits erwähnte Antwort von Bismarck erhalten hat.

Bei dem Champagner bringt der Herzog das Wohl der ehemaligen Schleswig-Holstein'schen Armee aus, Graf Reventlow das der künftigen.

Mein Nachbar bei Tisch ist Baron Edelsheim, ein dicker Mann, zwischen dreißig und vierzig, eigentlich badenscher Gesandter in Wien, jetzt aber hier und zwar förmlich accreditirt bei den beiden Herzögen von Coburg und Schleswig-Holstein. — Er ist der Bruder des österreichischen Reiter-Obersten, der sich mit seiner Ausbildungs-Methode der Reiterei einen Namen gemacht hat. Wir sprachen darüber; ich erlaubte mir einige Zweifel zu äußern, ob sich Reiterei

auch wohl in der Masse in dieser Weise ausbilden lasse. — Das nahm er mir sehr übel! — meinte, die Leute und Pferde zu den freiwilligen Regimentern, die man seinem Bruder anvertraut habe, seien keineswegs besonders dazu ausgesucht worden, es seien eben Rekruten und Remonten gewesen wie alle anderen u. s. w.

Mir war das Gespräch interessant; es bewies mir, daß die Kriegserfahrungen des Obersten Edelsheim etwas einseitiger Art und deshalb nicht genügend sind. Er legt keinen Werth auf geschlossene Angriffe der Reiterei, meint, sie seien unmöglich; ein Reiter-Angriff komme eben nie geschlossen an den Feind, immer nur ganz aufgelockert und wie ein Cometen-Schweif auseinander gezogen; — er habe es nie anders gesehen. Man müsse also Geschlossenheit gar nicht verlangen, sondern die Leute darauf abrichten, daß Jeder Muth und ein gutes Pferd habe, keck voran sprengt auf den Feind los u. s. w.

Edelsheim hat seine Erfahrungen in Ungarn gemacht und nur Angriffe gesehen auf einen Feind, der keineswegs Stand hielt.

Nach Tisch mußte man dem Herzog in ein „Rauchzimmer" folgen. Hier erschien auch Holtzendorff, suchte mich zu orientiren in Beziehung auf die hiesige Lage und Stimmung, und warnte namentlich: „Nehmen Sie sich in Acht! Hier ist Alles Fortschritt bis auf die Zehenspitzen!" — Selbst Samwer neigte sehr entschieden dahin, und ist erst durch das ganz erbärmliche Benehmen der Fortschritts-Partei zu gemäßigteren Ansichten belehrt worden. Mit Gustav Freytag hat Holtzendorff selbst manchen harten Strauß durchgekämpft.

Der bedeutendste Mann des hiesigen Kreises (nächst Samwer) ist Francke, der mich auch hier sehr freundschaftlich begrüßt.

Wie der Herzog sich zurückzieht, fordert er mich auf, ihm in sein Cabinet zu folgen, das sich im Erdgeschoß, ohne Vorzimmer, neben der Hausthüre befindet. Da habe ich ein tête à tête mit ihm, das 1½ Stunden dauert. — Des Herzogs Wesen zeugt, so liebenswürdig er ist, doch weder von einem eminenten Geist, noch von einer ungewöhnlichen Spannkraft des Charakters. — Von seinen Ansprüchen — warum er es für Pflicht hält sie geltend zu machen — darüber, daß es hauptsächlich darauf ankommt, die Herzogthümer zu

befreien — wiederholt er mir, was mir Samwer bereits gesagt hatte. Was ich über die Lage der Dinge in Berlin und über Bismarcks Pläne zu sagen habe, mache ich so kurz wie möglich, weil er nicht gerade mit gespannter Aufmerksamkeit zuhört; seltsamer Weise eher mit einer Art von Ueberdruß. Endlich kommt er mit dem Anliegen: ich soll den französischen Brief an Napoleon III. schreiben. Dazu bin ich natürlich gern bereit. Er wird mir das Schema morgen senden. Um 10 Uhr heim.

29. November. Langes Gespräch mit Francke. Erzählt: Braunschweig hat den Herzog Friedrich anerkannt — das ist sehr gut — Oldenburg dagegen, sonst so eifrig in der Sache der Herzogthümer, weigert sich zur allgemeinen Verwunderung, ihn anzuerkennen.

Das hat einen ganz wunderlichen Grund. Der Herzog von Oldenburg hat einen wunderlich gelehrten Sekretär, Namens Leverkus, und der hat ihm die seltsamsten genealogischen Anschauungen und Träume in den Kopf gesetzt. Nämlich, die Herzogthümer müßten allerdings nach dem Aussterben der direkten königlichen Linie des Hauses von der Krone Dänemark von Rechts wegen getrennt werden, aber nicht um das Erbe der jüngeren Nebenlinie der königlichen, Augustenburg und eventuell Glücksburg, zu werden. Vielmehr seien nach dem Aussterben des direkten königlichen Mannesstammes, zu dessen Gunsten die herzogliche Linie des Gesammthauses, die Linie Holstein-Gottorp seiner Zeit (1764 und 1771) renoncirt habe, die Rechte dieser letzteren wieder aufgelebt, und da das Haupt dieser Linie, der Kaiser von Rußland, seinen Rechten entsagt habe, sei eben er selbst, nämlich der Herzog von Oldenburg, jetzt der rechtmäßige Landesherr von Schleswig-Holstein.

Solch' ein Spuk fehlte grade noch! — Das fehlt noch, daß etwa in England der Gedanke erwachte, wenn man Christian IX. nicht im Besitz erhalte, könne Rußland Ansprüche auf die Herzogthümer erheben! — Das darf nicht laut werden, man muß es in Stillschweigen und Vergessenheit untergehen lassen!

Francke äußert, es sei dringend nöthig, daß der Herzog Jemand als seinen Gesandten nach Paris und nach England sende, aber er

habe Niemanden, es fehle an den geeigneten Persönlichkeiten —: ob ich nicht die Sendung nach Paris übernehmen wollte?

Ich lehne das ab, da mir in Paris alle Verbindungen fehlten u. s. w. und rathe zur Entsendung eines Holsteiners aus vornehmem und altberühmtem Geschlechte.

Francke: „Wenn wir den nur hätten!" Er fügt hinzu: „In England scheinen die Dinge gut zu stehen. Die Königin von England hat dem Herzog durch seine Schwiegermutter, die Fürstin Hohenlohe, sagen lassen: das Londoner Protocoll sei freilich da — sie bedauere es — könne sich aber nicht wohl davon lossagen; doch nehme sie wohlwollenden Antheil an ihm und werde ihm nicht entgegen sein!"

Holtzendorff kommt nach Tisch, und berichtet über eine „Volksversammlung", die heute hier im Schützenhause stattgefunden hat, und der er beigewohnt hatte. — Die rötheste Demokratie Gothas hatte dort natürlich das große Wort geführt, und es waren sehr ungeheuerliche Reden geführt worden, doch hatten besonnene Leute die Beschlüsse in das Unschädliche zu wenden gewußt, sodaß die Sache in befriedigender Weise harmlos abgelaufen ist.

Es war freilich von einer Freischaar die Rede, die hier errichtet werden sollte, doch besteht hier glücklicher Weise ein National-Verein, ein Schleswig-Holstein-Verein, dem die Sache schließlich übergeben wurde, oder überlassen.

Gutes Gespräch mit Holtzendorff über die gegenwärtige Lage; ich befinde mich mit ihm ganz auf einem und demselben Boden.

Nordamerika's wegen stellt er mich gewissermaßen zur Rede; er habe gehört, daß ich in dem dortigen Streit leidenschaftlich gegen die Nordstaaten Partei nehme, wie ich dazu komme? — Das ist nicht der Fall! — Für die Sklaverei habe ich natürlich so wenig Sympathie als ein Anderer, aber für die Brutalität, Prosa und Corruption, die sich im Norden breit machen, habe ich auch keine; eher regt sich für den Süden eine gewisse Soldaten-Sympathie in mir, wie man sie dem ungleich Schwächeren, der sich rechtschaffen wehrt, nicht wohl versagen kann. — Besonders aber erwäge ich dabei unsere Interessen, und da ist unstreitig die Spaltung der Vereinigten Staaten wünschenswerth, und ebenso ist es wünschenswerth, daß der Norden

nicht siegreich bleibt, damit unsere redlichen oder unredlichen Utopisten uns nicht Amerika als Muster in jeder Beziehung vorhalten können.

30. November. Den Brief an Napoleon III. ausgearbeitet. Ich soll nun auch an den Kaiser von Rußland schreiben, im Namen des Herzogs. Auch französisch, meint Samwer, „das ist vornehmer, es macht sich besser." — (!!)

Noch vor Tisch zum Herzog; lese ihm meinen Entwurf in seinem Cabinet vor; er scheint nicht recht zu folgen, sagt mir aber sehr artige Dinge, und behält natürlich meinen Entwurf.

Diner wie gewöhnlich. — An neuen Gästen waren da ein Baron Schimmelmann, von holsteinischer Familie, aber in Preußen ansässig, und ein Graf Luckner, wohlhabender Gutsbesitzer, der die Feldzüge 1848 bis 1850 als Schleswig-Holsteinischer Reiter-Offizier mitgemacht hat.

Er war mein Nachbar bei Tisch, sprach von der Bewegung in den Herzogthümern, sie sei sehr allgemein und energisch, man sei bereit, Alles an die Sache zu setzen, denn man sage sich allgemein: „Es ist das letzte Mal!" — Diesmal verloren, sei sie für immer verloren; man werde sie aufgeben, wenn sie diesmal nicht glücklich durchgeführt werde. (Erinnert mich an Droysens Worte.)

Ich soll für den Herzog an den Kaiser von Rußland schreiben, aber deutsch. Das hält der Herzog für passender, weil der Kaiser ein Prinz von Holstein-Gottorp ist, ein Prinz des Oldenburger Hauses und der Brief gewissermaßen in Familien-Angelegenheiten an ihn gerichtet wird.

1. December. Gelinder Frost. — Schreibe einen Brief an den Kaiser von Rußland, in deutscher Sprache, und darin wird vorzugsweise natürlich auf das Prinzip der Legitimität Gewicht gelegt.

Holtzendorff kommt und bringt mir einen Brief von Geffcken. Dieser schreibt:

„Gestern Abend ist der dänische Kammerherr Irminger hier eingetroffen, um die Thronbesteigung Christians IX. zu notificiren; das Schreiben hält sich klüglich in allgemeinen Ausdrücken, sagt nur „mon avènement au trône" an, und braucht nur einmal den viel-

deutigen Ausdruck „monarchie danoise". Das Dokument liegt dem Könige vor.

Wie die Stimmung in Kopenhagen ist, zeigt die anliegende Abschrift eines diplomatischen Berichtes von dort. Ich theilte sie heute auch Thile mit und sprach mein Bedauern wegen der Halbheit des letzten Bundesbeschlusses aus, der die Provocation ohne die nöthige Ergänzung der Compression enthalte. Er versicherte mir, die Execution werde baldigst erfolgen; es sei jetzt bestimmt, daß 5000 Preußen und ebensoviel Oesterreicher mit den Sachsen und Hannoveranern einrücken würden; das ganze Corps werde aus 24,000 Mann bestehen. Auf meine Frage, wann die Truppen sich in Bewegung setzen würden, erwiederte er: Hoffentlich Anfang nächster Woche. Meine Frage, warum der Executions-Beschluß nicht schon am Sonnabend gefaßt sei, beantwortete er ausweichend: Wir haben Oesterreich schon weiter gebracht, als es gehen wollte. Auf meine Bemerkung, daß die Execution indirekt Anerkennung sei, warf er hin, man werde vielleicht eine dagegen verwahrende Clausel einfügen. Er wies dann besonders auf die Fassung der preußischen Abstimmung vom Sonnabend hin, welche den Standpunkt der deutschen Großmächte nur vom Londoner Protocoll bedingt, nicht daran gebunden erklärt und schien einige Genugthuung über den diplomatischen Sieg, diese Fassung bei Oesterreich durchgesetzt zu haben, zu empfinden.

Roggenbach hat heute geantwortet, der Großherzog könne augenblicklich nicht herkommen, weil er die Kammern eröffnen müsse; er habe sofort an den König geschrieben. Ich lasse durch Mathy antworten, er möge dann gleich nach der Eröffnung kommen, es sei nur auf einige Tage nöthig. Eventuell muß auch der Herzog Friedrich kommen. — Inzwischen geschieht hier was möglich, Droysen, Beseler und Duncker arbeiten eine Adresse der Universität an den König aus, in der das Londoner Protocoll beleuchtet wird. Simson soll dasselbe morgen thun, sonst wird die Debatte wohl fortschrittlich klatrig ausfallen. — Von Baiern lauten die Nachrichten auf dem auswärtigen Ministerium anders, es will sein Contingent wenigstens nicht stellen. Dagegen haben Baden und Hessen-Darmstadt das ihrige als marschbereit angeboten.

Eben habe ich Vincke gesprochen, der von Eulenburg kam. Derselbe versicherte, England und Rußland hätten die Zerstörung des Londoner Protocolls als casus belli erklärt, Frankreich halte sich reservirt, daher müsse man sich mit ihm verständigen, ehe man entschieden vorgehe, dagegen aber habe der König eine große Abneigung; inzwischen halte die Bundes-Execution alles offen, und widersetzen sich die Dänen, tant mieux.

Von einem aus Paris kommenden Diplomaten, der Budberg sprach, höre ich, daß derselbe ihm allerdings gesagt, Rußland werde nie zugeben, daß die Herzogthümer in Deutschlands Hände kämen, denn dann könne Dänemark nicht bestehen und müsse an Schweden fallen, welches so die Ostsee in seine Gewalt bekomme. Frankreich hält sich nach derselben Quelle reservirt, spreche bis jetzt natürlich von der Erhaltung der Integrität Dänemarks, aber es wäre natürlich zu haben."

Depesche aus Kopenhagen vom 27. November: „Die Stimmung Kopenhagens ist nahezu die einer Niederlage. Niemand will es eingestehen, aber Alle fühlen es, daß die Annahme der Verfassung, so wie die gewaltsame Erpressung der königlichen Sanction Dänemarks Stellung nach Innen und Außen untergraben hat, und zu einem baldigen Sturz führt. — Nichts wäre natürlicher, als daß bei herannahender Gefahr von Außen alle Hebel in Bewegung gesetzt würden, um den Geist des Volkes aufzurufen und seine Kraft und Energie zum Widerstande aufzubieten. Die öffentlichen Blätter, die für Dänemark und Kopenhagen einen ziemlich brauchbaren Gradmesser abgeben, sind farblos. Statt begeisterter Ansprache enthalten sie referirende Artikel, welche die Kriegsgefahr und Bewegung in Deutschland zu verkleinern suchen. Die Stimmung des Grafen Hamilton kleinlaut, die Nachrichten aus Schweden wenig ermuthigend für Dänemark. Der König einsilbig und bedrückt. Holstein hat keinen Minister, keiner von den Berufenen will annehmen. Aus diesem Interregnum erklärt sich die schwankende Haltung der Regierung den Eidesverweigerungen gegenüber. Dagbladet drängt heute auf sofortige Absetzung der Renitenten, und sie ist bezüglich derjenigen Beamten, welche unter gemeinschaftlichen Ministerien stehen, verfügt. Daß man weitergehen wolle, und daß die Minister für das Königreich und Schleswig ein

Contingent von 600 Dänen angeboten haben, um die erledigten Stellen zu besetzen, ist nur ein hier umlaufendes Gerücht."

„Ein österreichischer Protest gegen die Eiderverfassung ist nicht hierher gelangt, würde auch ohne alle Wirkung sein. Das Einzige, was helfen kann, ist das unverweilte Einrücken der Bundestruppen in Holstein. Der Eindruck davon wird hier grade mit Rücksicht auf die Stimmung des Augenblicks um so größer sein, je rascher vorgegangen wird."

„Die gestern Abend in der Berling'schen Zeitung enthaltene Angabe, daß die englische Canal-Flotte in die Ostsee beordert sei, ist vom auswärtigen Amte veranlaßt, und scheint sich zu bestätigen. Muthmaßlich soll ihr Zweck sein, einen Conflict zu verhüten. Im Erfolge wird die Maßregel nur zum Widerstande ermuthigen, grade wie die englische Action am Bundestage hier zur Annahme der Verfassung ermuthigt hat. Will das Londoner Cabinet Erhaltung des Friedens, so ist es jedenfalls in der Wahl seiner Mittel sehr unglücklich." —

Eine Stunde vor dem Diner zum Herzog in sein Cabinet: lese ihm den Brief vor, der ihn natürlich sehr interessirt — bei der Stelle, wo von seiner Reise nach Berlin die Rede ist, lasse ich einfließen, ich glaube, es würde zu Nichts führen, wenn er dem Könige noch einmal allein gegenüber stehe, er müsse seinen Besuch dann so berechnen, daß er mit dem Großherzog von Baden dort zusammen treffe.

Er wendet ein: Wenn er noch einmal nach Berlin gehe, verletze er in Wien immer mehr. (NB. Seltsame Bedenken! — Was gewinnt er denn, wenn er vermeidet, dort noch mehr zu verletzen? — Zu hoffen hat er von Wien unter keiner Bedingung etwas.)

Das Diner war heute um ½7 Uhr, weil auf den regierenden Fürsten von Waldeck und Pyrmont gewartet werden mußte, der nicht früher auf der Eisenbahn ankommen konnte. Er erschien denn auch und ich wurde ihm gleich den Anderen vorgestellt. Eigentlich ein schöner Mann, zwischen dreißig und vierzig, der aber eine höchst

wunderliche Art hat zu sprechen; man kann es nicht stottern nennen. Er bringt, sehr undeutlich gesprochen, unzusammenhängende, kurze Sätze vor, die durch ein seltsames kurzes Lachen unterbrochen werden.

Seine Begleitung war ein Herr v. Stockhausen, ein lebendiger, gescheidter, kleiner alter Herr.

Bei Tisch brachte der Herzog die Gesundheit eines deutschen Fürsten (Waldeck) aus, der ihn anerkannt habe, ihn zuerst begrüße u. s. w. — Mein Tischnachbar, Graf Luckner, belehrte mich über die dänischen Streitkräfte in Holstein. Er weiß, vermöge einiger nützlicher Verbindungen im dänischen General-Commando, in dieser Beziehung genau Bescheid. Eingerückt sind 7 Bataillone zu 800 Mann; sie haben nun in diesen letzten Tagen sich durch eingezogene Reservisten ein jedes bis auf 1600 Mann verstärkt; sind dann jedes in 2 Bataillone zu 2 Compagnien, 4 Halbcompagnien, getheilt worden, und bilden somit jetzt 14 Bataillone zu 800 Mann mit ganz unverhältnißmäßig wenigen Offizieren und Unteroffizieren, wie aus diesem Organisationsgange hervorgeht (das kann nur sehr lockere Bataillone geben, deren Führung in durchschnittenem Gelände, und dem zerstreuten Gefecht, das dadurch bedingt wird, sehr unsicher werden muß). — Außerdem befinden sich im Lande: ein Regiment Dragoner, 4 Schwadronen zu 120 Mann, und 3 Batterien. Im Ganzen also:

14 Bataillone Infanterie	=	11,200 Mann
4 Schwadronen Dragoner	=	480 "
Artillerie circa		600 "
		12,280 Mann mit 18 Stück Geschützen.

(NB. Das giebt, nach Abzug von 3—4% Kranken, wie man in dieser Jahreszeit wenigstens rechnen muß, Commandirten, ausgebliebenen Reservisten u. s. w. einen ausrückenden Stand von höchstens 11,500 Mann, ein sehr sicherer Beweis — leider! — daß die Dänen in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg nicht Widerstand leisten werden.)

Nach Tisch zu Samwer in sein Cabinet. — Er giebt mir einen Brief aus Berlin, der, wie er sagt, „aus den höchsten, bestunterrichteten Kreisen herrührt" — darin wird gesagt: Rußland hat bei dem Londoner Cabinet beantragt: „Rußland, England

und Frankreich sollten durch gemeinschaftliche Schritte in Kopenhagen darauf bringen, daß Dänemark seine Verpflichtungen von 1851 erfülle."

Der Brief ist E. S. unterzeichnet; das heißt, glaube ich „Ernst Stockmar". —

In meinem Zwiegespräch mit dem Herzog, vor Tisch, legte er auch meinen französischen Brief vor, den er sehr schön findet; er wünschte einige kleine Aenderungen darin, da ich ihn an ein paar Stellen, wie er meint, zu sehr wie von Macht zu Macht sprechen lasse. Er sagte, in seiner Stellung müsse er bescheiden sein, und wünschte etwas bescheidenere Wendungen, die ich denn auch gleich zurecht brachte, in seiner Gegenwart.

2. December. Diner beim Herzog wie gewöhnlich. Fürst Waldeck da. Der hiesige Minister Seebach mein Nachbar. Mache bei dieser Gelegenheit seine Bekanntschaft. — Auf der anderen Seite ist Francke mein Nachbar. Der geht morgen in Aufträgen nach München. Man will also die bairischen Großmacht-Velleitäten nützen.

Er zeigt mir nach Tisch einen Brief von Max Duncker; der bedauert, daß keiner der Fürsten, die wir gebeten haben, hat nach Berlin kommen wollen, es hätte in diesen Tagen entscheidend sein können; denn zwei Mal stand Bismarck „auf dem Wipp", so daß es nur noch eines geringen Druckes bedurft hätte, um ihn zu beseitigen. — Aber: da nun heute die Nachricht eingetroffen ist, daß die neue Verfassung auch in Schleswig proclamirt worden ist, — eine neue Beleidigung, eine neue Herausforderung Preußens, — so sind die Aussichten eigentlich nicht schlecht, denn es ist kaum abzusehen, wie das bisherige System dieser neuen Thatsache gegenüber aufrecht erhalten werden könnte.

Major Schmidt bittet mich in sein Zimmer, er hat den Brief an Napoleon III. abschreiben müssen; seine Hand soll für die des Herzogs gelten, denn eigenhändig muß dieses vertrauliche Schreiben natürlich sein. Da ihm das Französische nicht gerade geläufig ist, hat er ziemlich viel Fehler gemacht, die muß ich nun corrigiren. Er klagt, daß er das Abschreiben nicht gewöhnt sei. — Das Schreiben lautet:

„Sire! Venant de prendre possession après le décès de feu S. M. le Roi Frédéric VII. du gouvernement des duchés unis de Schleswig-Holstein, ainsi que l'obligation m'en était imposée par ma qualité d'héritier légitime, j'ose soumettre à la haute sagesse de Votre Majesté quelques observations relatives à ces droits, qu'il est de mon devoir de réclamer au nom de ma maison, et bien plus encore, au nom de mon pays.

Assurément les points essentiels de cette grave question n'auront pu échapper au regard pénétrant de V. M. — mais l'esprit de parti et les passions excitées par des intérêts étrangers à la question de droit, ont tant travaillé à obscurcir cette cause, aussi simple en elle-même, que V. M. voudra bien, je l'espère, pardonner l'empressement, qui me porte à rappeler ici les bases d'après lesquelles elle devrait être résolue, à ce qui me semble. Juste devant Dieu, la cause que je suis appelé à défendre, n'aurait certes à redouter l'arrêt d'aucun tribunal impartial. Il suffit qu'elle soit examinée sans prévention. Qu'on fasse même abstraction de toute sympathie, que la malheureuse position de mon pays pourrait inspirer; un examen rigoureusement impartial, mais indépendant de toute prévention — c'est surtout de la part de V. M., de cet esprit de haute justice, qu'Elle a tant de fois manifesté d'une manière si magnamine, que j'ose l'espérer avec une entière confiance.

Mais Sire! en me bornant à demander justice pour mon pays, je ne saurais pourtant oublier les circonstances, qui surtout m'en font un devoir, et qui seront sans doute d'un grand poids aux yeux d'une généreuse équité. Dans la cause des duchés, le droit positif et historique se trouve d'être d'accord avec les voeux de leur nombreuse et loyale population, avec ses intérêts les plus chers à la fois et les plus sacrés —: avec les intérêts de sa nationalité. Jamais V. M. n'a été indifférente à la voix des peuples opprimés; l'Europe entière en est témoin. Vous daignerez, Sire, compâtir encore aux souffrances, à l'injuste oppression, que les habitants du Schleswig-Holstein ont dû subir, parce qu'ils ont voulu rester fidèles aux traditions de leur pays,

à la langue et aux moeurs de leurs pères. C'est de moi, du succès de mes réclamations, qu'ils attendent le terme de leurs maux, et j'ose le dire, c'est à ce titre, c'est en raison de ces espérances, que je ne saurais me soustraire au devoir de faire valoir les droits héréditaires, qui me sont dévolus.

On ne saurait d'ailleurs se refuser à voir que la question tant débattue des duchés, a aujourd'hui sous plus d'un rapport une portée, qui va bien au delà des intérêts matériels immédiatement engagés. Elle excite un intérêt actif et passionné dont il serait peut-être dangereux de ne pas apprécier les effets à leur juste valeur. L'Allemagne entière est en émoi. Il suffit d'un coup d'oeil sur tous les pays allemands depuis les bords du Rhin jusqu' aux rives de la Baltique, pour demeurer convaincu, que les esprits n'y seront jamais satisfaits, que la paix, la tranquillité publique n'y seront jamais rétablies sur une base solide, qu'enfin le foyer des révolutions n'y sera jamais éteint, à moins que la question des duchés ne soit résolue conformément aux lois de l'équité et aux intérêts de la nationalité; à moins que ce pays ne soit enfin soustrait à la domination de l'étranger et rendu à son souverain légitime. On ne saurait s'y tromper, toute décision dans un sens opposé ne serait jamais que provisoire aux yeux de quarante millions d'Allemands. Lors même qu'on essayerait de revêtir une pareille décision des formes les plus solennelles, ce ne serait jamais qu' une lutte à recommencer aux yeux de la nation. Il est sans doute inutile de s'étendre davantage sur les dangers d'une situation pareille. Ils ne sont que trop évidents.

Et celui, qui demande justice au nom d'un droit vénérable et sacré à tant de titres, au nom des intérêts importants, dont le destin l'a rendu dépositaire —: ne lui serait-il pas permis, de croire qu'il agit dans les intérêts de V. M? — Que le sort lui offre l'occasion de seconder les nobles entreprises, dont l'Europe est redevable à Elle? — les généreux efforts, qui ont pour but de rendre justice aux intérêts des nationalités, en évitant les dangers que renferment leurs réclamations, ainsi que d'élo-

quentes paroles l'ont récemment proclamé devant l'Europe entière?

En soumettant avec confiance la question de droit à l'appréciation éclairée de V. M., j'ose espérer, Sire, que la noble cause qui m'est confiée, trouvera son meilleur appui dans les vues élevées, dans les sentiments généreux, qui Vous animent. En jetant un regard en arrière sur ma vie passée j'y trouve de douloureux souvenirs. Moi aussi, j'ai eu à lutter contre un sort hostile, j'ai eu à supporter de bien pénibles revers, et si un mouvement d'orgueil m'était permis, j'ajouterais: et moi aussi, je n'ai jamais perdu courage; je n'ai jamais renoncé à l'espérance ni surtout à mon devoir. Puisse la Providence m'accorder aussi, dans des rapports bien plus modestes, cet heureux succès, dont un des souverains les plus illustres de l'Europe et une des couronnes les plus puissantes offre au monde un si glorieux exemple.

Quand je me rappelle les beaux jours qu'il m'a été permis de passer en France, à la cour de V. M., lorsque je m'y étais rendu pour lui présenter l'hommage des sentiments, qui Lui sont dûs à tant d'égards, le souvenir de l'intérêt magnanime que V. M. a bien voulu me témoigner alors, les paroles bienveillantes qu'Elle m'a fait l'honneur de m'adresser, se présente vivement à ma mémoire, il m'est doux de m'y arrêter, et ce beau souvenir me semble être garant à l'avenir.

J'attends dès-lors sans crainte la décision à laquelle V. M. voudra s'arrêter relativement à ma bonne et juste cause; plein de confiance j'ose espérer, qu'Elle ne voudra jamais repousser une revendication, dont la légitimité ne saurait guère être révoquée en doute, Elle daignera au contraire accueillir mes réclamations avec une généreuse bienveillance, et leur accorder le puissant appui du suffrage de la France."

Aufenthalt in Gotha. Weiter-Entwickelung der politischen Lage.

3. December. Früh zum Herzog, um endlich das Schema zu dem Notificationsschreiben zu erhalten, das er mich gebeten hat für ihn aufzusetzen. — Bei dieser Veranlassung beim Herzog gefrühstückt, der selbst da ist sammt dem Fürsten von Waldeck und dem lebendigen kleinen Stockhausen, mit dem sich gut reden läßt.

Samwer, immer beschäftigt, kommt spät und frühstückt nach aufgehobener Tafel allein. Ich setze mich zu ihm, der kleine blonde Tempeltey auch. Samwer ist in einer wunderbar aufgeregten leidenschaftlichen Stimmung. Bespricht die Kammerverhandlungen in Berlin; der Beschluß der Abgeordneten in der schleswig-holsteinischen Sache ist leidlich gut ausgefallen, obgleich Freund Simson geschwiegen hat, trotz aller Aufforderungen zu reden! — Die Fortschritts-Partei hat sich gespalten, wie vorauszusehen war, und wie ich Roon vorausgesagt habe, Waldeck ist in seinen Ansichten nur von 37 Stimmen unterstützt worden (NB. und zu meiner Freude auf dem besten Wege sich im Lande vollständig zu Grunde zu richten; politisch zu vernichten) — das Alles ist ganz gut.

Geradezu wüthend aber ist Samwer über Das, was am Bundestage vorgeht. Die Leute hier, des Herzogs Rath, hatten geglaubt, Oesterreich und Preußen würden sich am Bundestage ruhig majorisiren lassen zu Gunsten des Herzogs, und am Ende nicht unzufrieden sein mit einem Beschluß, der es ihnen möglich macht, über das Londoner Protocoll hinwegzukommen, sobald sie wollen. Anstatt dessen nehmen nun Oesterreich und Preußen — und zwar sie allein in ganz Europa — dem Herzog gegenüber eine entschieden feindliche Stellung ein; — verwerfen sehr bestimmt die „Occupation", die Pfordten Namens der Commission vorschlägt (Occupation zu Gunsten des rechtmäßigen Besitzers, oder bis zur Entscheidung des Rechtsstreites, die Erbfolge betreffend) — und bestehen auf der „Execution" — die unter den jetzigen Bedingungen, da jetzt ganz andere Dinge in Frage stehen, als die Verträge von 1851 — gar keinen anderen Sinn haben kann, als daß man die Ansprüche des Herzogs ignoriren will. Nur

mit Mühe willigen Oesterreich und Preußen darein, daß die Erbfolge-Frage als in suspenso gelassen bezeichnet werde.

„Ist es nicht ein verrückter Zustand", ruft Samwer aus, „daß Frankreich unser bester Freund ist, und Oesterreich und Preußen unsere einzigen Feinde?" — Er fragt, ob man Das nicht in unserem Abgeordneten-Hause zur Sprache bringen könne?

Ich: Kaum! — Es könnte sogar Waldeck und seines Gleichen zum Vortheil gereichen (NB. der Ansicht, daß man dem gegenwärtigen Ministerium unter keiner Bedingung und zu keinem Zweck Gelder bewilligen dürfe), denn unsere Fortschritts-Partei steht so erbärmlich da, daß mit ihr gar Nichts anzufangen ist. — (Holtzendorff hat mir zwar gerathen, vorsichtig zu sein; ich folge aber einer anderen Politik: ich spreche, so oft die Gelegenheit dazu sich ungesucht bietet, meine Geringschätzung der Fortschritts-Partei ganz ruhig aber unverhohlen und bestimmt aus. Ich will keine Verherrlichung der Fortschritts-Partei dulden und suche ihr damit zuvor zu kommen; man soll mich und meine Ansichten achten; ich will, wenn auch nicht gerade Hammer, doch wenigstens ganz gewiß nicht Amboß sein.)

Die nächste Bundestags-Sitzung, die Abstimmung ist auf den Sonnabend verschoben worden, auf Anbringen Oesterreichs und Preußens, damit man inzwischen Zeit habe an allen einzelnen Höfen Druck zu üben, und vota im Sinne der beiden Großmächte zu erwirken.

Ich: Da sollte man auch von hier aus an alle Höfe senden, um entgegen zu wirken.

Samwer: Das geschieht auch zum Theil — (NB. darum also ist Francke nach München gegangen) — Francke wird in München unter Anderem einen Umstand zur Sprache bringen, der da großen Eindruck machen wird. England hat dem Herzog Friedrich die Krone Griechenlands angeboten. (NB. Ganz gewiß hat Lord Russell Das gethan, um bei dieser Gelegenheit den Herzog Friedrich und seine unbequemen Ansprüche auf Schleswig-Holstein zu beseitigen.) — Herzog Friedrich hat diese Krone abgelehnt — (NB. wozu er mancherlei Gründe haben konnte, da sie nicht sehr lockend war) —

angeblich aus Rücksicht auf die Ansprüche des Hauses Baiern und den Grundsatz der Legitimität. — Erst als er abgelehnt hatte, ist man auf den Prinzen Georg von Glücksburg, den Georgios der Gegenwart, verfallen. Der Herzog Friedrich hat diese Begebenheit bisher sehr geheim gehalten. Jetzt ist Francke beauftragt, sie in München mit allem Nachdruck geltend zu machen (NB. also ohne Zweifel, obgleich mir Das nicht gesagt wird, die Beweise, Lord Russells Briefe, vorzulegen) — er soll da geltend machen, welche Rücksichten der Herzog für das Haus Wittelsbach gehabt hat. —

Zu der Sendung nach Paris hat sich der Erbprinz von Reuß (jüngere Linie, zu Gera) erboten; die ist also erledigt. Nach London geht Baron Adolf Blome; wenigstens hat er heute durch ein Telegramm eingewilligt die Sendung zu übernehmen, falls man sich über ein Programm einigen könne. Das aber, meint Sammer, könne keine Schwierigkeiten machen.

4. December. Holtzendorff kommt zu mir und bringt mir einen sehr wichtigen Brief von Geffcken.

„Wegen des Großherzogs von Oldenburg seien Sie der Zeit unbesorgt, ich kenne seine Ideen, und hätte sie in diesem Augenblick nicht gefürchtet, wo keine Aussicht ist die Anerkennung beim König durchzusetzen. Dem sei nun, wie ihm wolle, es ist von keiner Reise hierher die Rede, der Großherzog ist so irritirt gegen Berlin, daß man ihm von so etwas gar nicht sprechen dürfte." (NB. Irritirt sein und zu Hause bleiben, ist eigentlich gar keine große Kunst; das brächten wir wohl Alle ohne große Mühe zu Stande, wenn die Sache damit gethan wäre.) — „Ich selbst habe offiziell überhaupt Nichts mehr dorther erhalten, seitdem ich in meinem ersten Briefe aus meinen Sympathieen für Herzog Friedrich kein Hehl gemacht." — (NB. So sind jedem von den Herren seine besonderen Interessen besonders wichtig bei der Sache; werden diese nicht berücksichtigt, dann mag ihretwegen die Sache überhaupt untergehen!)

„Da dieser Anstoß beseitigt ist, so freue ich mich um so mehr, daß Ihr Lager mit mir so einig in der Ansicht ist, der Großherzog von Baden müsse herkommen. Ich schreibe heute nochmals an Roggen-

bach, um ihm wichtige Momente mitzutheilen, welche diese Reise dringlich machen. Es sind folgende: Vorgestern war Schleinitz, der sich durch eine heftige Scene, welche Bismarck ihm über sein Wirken gemacht hat, nicht hat beirren lassen, beim König. Derselbe" — der König — „beklagte sich über die Lauheit Bismarcks. Schleinitz fragte, was denn der König eigentlich in der Sache wolle? — Er antwortete: ‚Ich will vom Londoner Protocoll loskommen.‘ Schleinitz bemerkte, der von Bismarck eingeschlagene Weg, die Erklärung im Abgeordneten-Hause könne doch nicht wohl dazu führen. Der König antwortete: ‚Aber Bismarck sagt mir, daß er auch vom Protocoll los sein will, und daß sein Verfahren dazu nur die Einleitung ist; man müsse Dänemark, um sich den übrigen Mächten gegenüber zu decken, ins flagrante Unrecht setzen, es also auffordern, seine Verbindlichkeiten von 51 zu erfüllen; Das könne es nicht, und dann habe man also das Recht, sich vom Londoner Protocoll loszusagen.‘"

(NB. Bismarck scheint sehr schwer zu befriedigen, wenn ihm Dänemark noch immer nicht genug gethan hat; vor aller Welt Augen ist es seit lange schon hinreichend in flagrantem Unrecht.)

„Einerseits drängt Bismarck, wie Sie wissen, durch die nichtdeutschen Mächte in Kopenhagen die Engagements von 1851 zu erfüllen, dazu gehört nun glücklicher Weise nothwendig die Rücknahme der Verfassung, was nur durch übereinstimmenden Beschluß des Reichsrathes und des Königs geschehen kann, andererseits hat er aber gestern einen neuen verhängnißvollen Schritt gethan, Preußen an Oesterreich zu ketten. Bis vorgestern nämlich hoffte man, Pfordten werde sich in seinem Berichte dem Willen Oesterreichs und Preußens, Execution, nicht Occupation, accommodiren. Gestern Morgen kam ein Telegramm von Sydow, die Majorität beharre auf Occupation, die beiden Mächte würden mit Holland allein stehen. — Bismarck telegraphirte mit Wien und hat gestern 2 Uhr im Vorzimmer des Hauses der Abgeordneten mit Karolyi ein Engagement gemacht. Beide Mächte werden am Bunde erklären, nur die Execution sei möglich, beschließe die Mehrheit Occupation, so würden Oesterreich und Preußen dem nicht Folge leisten und keine Truppen marschiren lassen,

denn es müsse daraus ein europäischer Krieg entstehen, dessen Gewicht sie allein zu tragen hätten."

„Ich erfuhr es um 4 Uhr, theilte es sogleich an Duncker mit zur Weiterbeförderung an Schleinitz. Außerdem habe ich es an Strubberg gesandt, den ich gestern beim Diner sah. Ich kam nach Tische mit ihm in ein Gespräch. Ich theilte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit über die Quelle das Obige mit; er sagte mir: ‚Seien Sie sicher, daß der König Das erfährt, sobald ich ihn sehe; es ist leider erst übermorgen.'"

„Ob der Herzog in Wien dadurch anstößt, daß er nochmals nach Berlin geht, scheint mir gleichgültig; was er dort zu erwarten hat, zeigt Rechbergs Haltung."

„Vielen Dank für die Angaben über die dänischen Truppen: sie sind Thile zugestellt. Der Plan ist vorerst, daß die Sachsen allein einrücken, aber unmittelbar gefolgt von 5000 Preußen, die Hannoveraner bleiben an der Elbe stehen. Prinz Friedrich Karl hat das Commando über die Westphälische und Brandenburgische Division."

Holtzendorff hatte gleichzeitig einen Brief aus Berlin, ohne Zweifel von Stockmar, und darin die Nachricht: „Oesterreich hat in London die Erklärung gegeben, daß in der verfügten Execution die Anerkennung Christians IX. als Herzog von Schleswig und Holstein liege."

Ich veranlaßte der großen Wichtigkeit beider Briefe wegen Holtzendorff sofort damit zu Sammer und dem Herzog zu eilen. —

Prinz Christian geht nach Wien; auf meine Bemerkung, daß er dort wenig ausrichten wird, antwortet er, seine Reise dorthin sei auch eine bloße Höflichkeit. —

Der Herzog erwähnt bei Tisch gegen mich der neuesten Rede Rechbergs auf dem österreichischen Reichstag, seiner Aeußerung, „daß aus dem deutsch-dänischen Streit keine europäische Verwicklung hervorgehen werde." — Der Herzog meinte, mein heutiger Brief erkläre diese Aeußerung. — Prinz Reuß ist nun fort nach Paris.

Briefe von den Meinen. In Berlin äußern viele Bekannte die Ansicht, die Mobilmachung gelte der gefährlichen Begeisterung im

Lande und in ganz Deutschland für die Schleswig-Holsteinische Sache.

Solches Vertrauen hat man im Lande zu unserem gegenwärtigen Ministerium.

5. December. Brief von Max Duncker; der schreibt immer, etwas mehr als vorsichtig, sibyllinische Blätter:

„Der Eindruck, welchen die Debatte der Abgeordneten, in welcher Simson durch Abwesenheit glänzte, gemacht hat, ist im Publikum ein sehr geringer. Oben freut man sich des Zwiespalts im Fortschritt, der dabei zu Tage gekommen, und fühlt sich in dem Entschlusse bestärkt die Linie zwischen den beiden Extremen zu halten. Die Stimmung ist in dieser Richtung fortwährend eine sehr gute zu nennen. Leider ist es erst heute möglich geworden, eine eingehende Erläuterung über Execution und Occupation zu geben. Sie war, wie es scheint, von Wirkung."

„Welchen Schaden thut unser Freund in Düsseldorf der guten Sache, der dies Geschäft täglich beim Kaffee besorgen könnte! Ich vermag Nichts mehr dorthin zu thun. Es wäre aber sicherlich erwünscht, sich in dieser Frage in Uebereinstimmung mit den Düsseldorfer Anschauungen zu wissen, worauf überhaupt viel mehr Gewicht gelegt wird, als angenommen wird."

„Es ist ein glückliches Ereigniß in dieser Beziehung, daß die vorgestern eingetroffene Dame" — die Königin — „welche so lange abwesend war und nur von Friedenswünschen beseelt heimkehrte, sich vollständig überzeugt erklärt hat. Es läßt sich Einiges davon hoffen."

„Meinerseits glaube ich kaum, daß der morgen in Frankfurt zu fassende Beschluß unerwünscht käme, wie er auch falle. Man will vorwärts. Die Armee kümmert sich nicht um die Kammer-Debatten, aber sie ist für die Action, soweit ich hören kann. Prinz Friedrich Carl hat sämmtliches Material vom Generalstabe und studirt den Kriegsschauplatz sehr eifrig."

„Im Uebrigen werden uns unsere Freunde, die Dänen, wohl weiter helfen. Sie machen Anstalten sich zur Wehr zu setzen. Die Verfassung ist in Schleswig publicirt, und ich glaube kaum, daß man

König Christian erlauben wird dem Drängen der Mächte nachzugeben und die Verfassung wieder aufzuheben. Dazu gehört ja auch außer dem König der Reichsrath."

„Ist es wahr, daß die Königin von England der Fürstin Hohenlohe geschrieben, daß England in keinem Falle activ sich einmischen werde? Die Thatsache wäre hier von Wichtigkeit, die Nachrichten aus Paris sind fortwährend sehr günstig."

Im Rauchzimmer hatte ich ein langes Gespräch mit Edelsheim. Ich sprach meine Ueberzeugung aus: um die Sache der Herzogthümer an sich habe ich eigentlich keine große Sorgen mehr; sie wird in irgend einer Weise gehen. Es kommt nur darauf an, daß sie in einer in jeder Beziehung günstigen Weise durchgesetzt wird; das Beste, die eigentlich wünschenswerthe Lösung wäre, wenn Preußen sich der Sache annähme; eben deshalb komme es nicht darauf an, daß überhaupt eine Wendung in der Politik Preußens herbeigeführt werde, sondern daß dies rechtzeitig geschehe, ehe von anderer Seite her eingeschritten wird und die allgemeine Lage Europa's eine unheilbar verkehrte geworden ist.

Edelsheim ist nicht der Meinung; er meint, die kleineren Staaten müßten die Sache durchführen; der Bund müsse in der Sache ohne Oesterreich und Preußen vorgehen. Das fällt mir sehr auf.

Samwer theilt mir einen Brief mit, den er eben von Geffcken erhalten hat:

„4. December. Daß die Dänen so unverschämt werden, ist gut. Der König in Kopenhagen kann nicht nachgeben, man würde ihn fortjagen und Oscar oder die Republik proklamiren; auch daß Bismarck Hand in Hand mit Oesterreich am Bunde auftritt, kann zu einer guten Krisis führen, wenn sie rechtzeitig kommt. Ich hoffe dringend, daß der Großherzog von Baden bis Sonntag früh hier ist, die Bundestagssitzung ist auf Montag verschoben. Thile sagt mir noch eben: ‚Unser Ultimatum ist Execution mit clausula salvatoria; will man uns majorisiren, so marschirt kein Mann, und wir werfen die Schuld auf die Mehrheit.' Bismarck ist dazu ganz capabel, da er sich freiwillig den österreichischen Hemmschuh angelegt hat. Sie sehen, es ist Gefahr im Verzuge und nöthig, daß der Großherzog

kommt; telegraphiren Sie nöthigenfalls nochmals bei Empfang dieser Zeilen, daß er Sonntag Morgen hier sein müsse. Ich habe Roggenbach gestern die nöthigen Andeutungen über das Verhalten gemacht, das dem König gegenüber zu beobachten ist. Das Uebrige muß ich dem Großherzog persönlich sagen, bitten Sie ihn, wenn Sie ihn auf der Durchreise sehen, daß er mich gleich nach seiner Ankunft kommen lasse; ich weiß, daß ich ihn besser als Andere au fait setzen kann."

„Später: Nach den letzten Nachrichten, die ich sammeln konnte, wäre Aussicht zu einer Verständigung, indem Oesterreich und Preußen der Majorität die Concession der clausula salvatoria machten, ohne die Successionsfrage zu präjudiciren, und die Mehrheit unter dieser Voraussetzung sich entschlösse, für die Execution zu stimmen. Dies würde aber doch zum Conflict in Lauenburg führen, da die Dänen die Ausführung eines solchen Beschlusses schwerlich als eine Execution ansehen."

6. December. Früh sendet mir Sammer einen Brief von Geffcken, der um einige Stunden älter ist als der gestern mitgetheilte.

„3. Dec. Nachts. Ich erhalte soeben folgendes Telegramm aus Hamburg. Die Truppen-Concentrationen nach Hamburg mehren sich täglich; bei Bahrenfeld, 1/4 Stunde vor der Stadt, wird eine Schanze aufgeworfen und mit gezogenen Geschützen armirt, und der Kommandant von Altona soll erklärt haben, werde einfach Execution beschlossen, so habe er Ordre, sich zurück zu ziehen, werde mehr beschlossen, so werde schon in Holstein Widerstand geleistet werden. Büchen ist stark von dänischen Truppen besetzt.

„Graf Karolyi, mit dem ich eben in einer Soirée sprach, führte eine sehr laute Sprache und erklärte, die Dänen seien vollkommen in ihrem Recht, Das werde Oesterreich offen sagen; Occupation stehe nicht im Bundesrecht. — Legationsrath Hepke versicherte mir seinerseits hoch und theuer, Bismarck sei aufrichtig und habe den richtigen Weg eingeschlagen vom Londoner Protocoll los zu kommen, die Dänen könnten die Engagements von 51/52 nicht erfüllen, und dann sei man frei."

Holtzendorff kommt und bringt mir einen neuen Brief von Geffcken, der nichts Gutes verspricht. Er ist an mich gerichtet.

„5. Dec. Pour vous seul. Fassen Sie die Reise des Weimaraners nur dann in's Auge, wenn der Großherzog von Baden par impossible nicht kommen will; sie dürfen hier nicht zusammen treffen, darin sieht der König Conspiration. Ich hoffe zu Gott, der Badenser kommt morgen früh an, der Sonntag ist der ruhigste Tag für den König, das Terrain bei ihm selbst gut, weil er präoccupirt und mit sich im Zwiespalt ist."

„Zu unsern Feinden kommen auch die Fehler unserer Freunde; ich bitte Sie, was soll dieses unkluge Schreiben von Sammer an Hall? Fühlt man nicht, wie man sich durch solche Dinge lächerlich macht? Ich habe geflissentlich Sammer gestern nicht darüber geschrieben, weil die Sache doch einmal geschehen, und ich ihn nicht unnöthig verletzen will. Aber stellen Sie es doch gelegentlich dem Herzog vor."

Gemeint ist damit die Sommation, die an Dänemark gerichtet ist, die Herzogthümer zu räumen und die Holsteinischen Truppen aus Seeland zurück zu schicken. Sie wäre allerdings besser unterblieben, da sie leicht zu mancherlei Spott Veranlassung geben kann. Doch werde ich dem Herzog nicht davon sprechen; denn was könnte es helfen sein Vertrauen zu Sammer zu erschüttern, der doch schließlich die Dinge machen muß?

Daß es in Berlin so und nicht anders steht, ist sehr schlimm! Eine in Abschrift beigelegte Depesche eines Diplomaten in Kopenhagen läßt dagegen in der großen Unvernunft der Dänen unsern besten Verbündeten erwarten.

„Kopenhagen, 1. December. Da das angekündigte Eintreffen der englischen Flotte noch immer keine Bestätigung erhalten, und auch die Leichtgläubigsten zu zweifeln anfangen, so legt man in den tonangebenden Kreisen Kopenhagens um so größeres Gewicht auf die erfreuliche Thatsache, daß der schwedische Reichstag der Regierung einen Credit von 3 Mill. R.-Th. (circa 1 Mill. Thlr. Preuß. Courant) zu Rüstungen einstimmig bewilligt habe."

„Dieser Vorgang sollte billiger Weise hinreichen, die dänische

Nation von dem Wahn zu erlösen, daß sie von Schweden reelle Hülfe zu erwarten habe. Man kann davon absehen, daß die trotz aller Phrasen äußerst reservirte Rede des Grafen Manderström für den Entschluß einer activen Betheiligung an einem Conflicte gar keinen sicheren Anhalt giebt. Wenn aber der schwedische Kriegsminister, nachdem er den mangelhaften Zustand der Armee bloßgestellt, zu der Erklärung sich genöthigt sieht, daß eine kriegstüchtige Ausrüstung der Armee 20 Millionen, die Unterhaltung derselben monatlich 7 Mill. erfordern, so verliert ein Credit von 3 Millionen alle Bedeutung."

„Die damit beabsichtigte Täuschung erhält ein würdiges Pendant in der gelegentlichen Bemerkung des Grafen Manderström, daß er die falschen oder übertriebenen Angaben der Presse über ein schwedisch-dänisches Bündniß absichtlich nicht habe berichtigen lassen, weil selbst die Uebertreibungen Dänemark hätten nützlich werden können."

„Auch hier will man die wahre Lage der Dinge sich und Andern noch immer verhehlen. Mit derselben Sicherheit, mit der man auf schwedische Hülfe rechnet, versichert noch heute das Fadreland:

‚Bei alledem glauben wir heute so wenig als gestern, daß die Execution gleich oder bald zur Ausführung kommt.'"

„Die vor einigen Tagen eingegangene Depesche des Fürsten Gortschakow bezweckte die Annahme und Sanctionirung der Verfassung zu verhindern. Sie ist daher antiquirt, und nur Das ist für die gegenwärtige Situation von Interesse, daß sie allerdings die Aeußerung enthält: die deutschen Mächte würden sich im Falle der Annahme der Verfassung „presque dans l'impossibilité" befinden, den Londoner Vertrag noch ferner als bindend anzusehen."

„Neuere Instructionen, welche der russische General-Consul in Hamburg, Baron Freytag, gestern dem hiesigen russischen Gesandten überbrachte, scheinen darauf zu dringen, daß die eben sanctionirte Verfassung wieder suspendirt werde. Ich entnehme dies sowohl aus den Aeußerungen des Ersteren, als aus einem Gespräch, das ich gestern mit dem Letzteren und Baron Bremer hatte. Baron Nicolai schien zu glauben, daß jener Zweck erreicht werde, wenn nur der Schluß-

paragraph ‚dieses Grundgesetz tritt mit dem 1. Januar 1864 in Kraft' suspendirt werde, und es wenigstens als möglich anzunehmen, daß die Regierung in dieser Form darauf eingehen könne."

„Meines Erachtens würde die Aufhebung des Schlußparagraphen zur Folge haben, daß die neue Verfassung, da sie vom Könige sanctionirt und auch publicirt ist, sofort in Kraft träte. Es müßte also, um obigen Zweck zu erreichen, schon an Stelle jenes Paragraphen eine Bestimmung treten, welche die Suspension ausdrücklich ausspräche."

„Was aber weiter jenen Vorschlägen entgegensteht, ist, daß hier unter den dermaligen Umständen auch nicht die entfernteste Aussicht vorhanden ist, die Aufhebung oder Suspension der Verfassung, sei es bei der Regierung oder im Reichsrath, durchzusetzen."

„Die Minister haben ihr Wort und ihre Ehre für die Verfassung verpfändet; mehr noch: sie haben die ganze Nation für dieselbe engagirt, indem sie die Bevölkerung in der Hauptstadt und den Provinzen aufboten, durch einen vereinigten Impuls den widerstrebenden Willen der Krone zu brechen. Zu dem beschämenden Bekenntniß, daß der König der Einzige war, der von einem richtigen Instinct geleitet wurde, wird sich das souveräne Gefühl der kaum beruhigten Massen und ihrer Leiter niemals entschließen. Was vom Volke gilt, das gilt noch mehr vom Reichsrathe. Er ist der Complice und das Werkzeug der Minister. Für ihn bedeutet die Suspension der Verfassung die Wiederherausgabe des eben incorporirten Schleswig."

„Eine Beute, die er nach zwanzigjährigen Bemühungen endlich ergriffen, wieder fahren zu lassen, dazu wird er ohne einen direkten Zwang sich nicht entschließen, diplomatische Noten und Schritte werden ihn wie die Regierung, dazu nicht bewegen; sie waren schon in ruhigen Zeiten ohne wesentlichen Erfolg, wie das vereinigte Auftreten Englands, Frankreichs und Rußlands vor Jahresfrist noch bewiesen hat. Diese Beurtheilung gründet sich nicht nur auf meine persönliche Anschauung; ich habe heute noch mit Reichsrathsmitgliedern und zwar solchen gesprochen, die gegen die Verfassung gestimmt haben und ihre Beseitigung aufrichtig wünschen. Sie haben aber übereinstimmend ver-

sichert: das Ministerium Hall kann die Verfassung nicht aufgeben und ein anderes Ministerium als dieses ist zur Zeit unmöglich. In diesem Cirkelschluß bewegt sich die ganze Lage der Dinge."

„Das Einzige, wozu die Regierung sich herbeilassen würde, wäre demnach irgend ein dilatorisches Mittel, etwa Anknüpfung neuer Verhandlungen, weil es dadurch Zeit gewänne und die Zwecke seiner eignen Politik gefördert sähe. Zu einem solchen Auskunftsmittel wird man deutscherseits unmöglich die Hand bieten können."

„Ja, es scheint mir im hohen Grade zweifelhaft ob selbst mit Suspension der Verfassung, wenn sie erreichbar wäre, den Anforderungen des Augenblicks genügt werden könnte."

Ja, die leidenschaftliche Unvernunft der Dänen muß uns weiter helfen; Das ist es, worauf wir hoffen und rechnen müssen. Es ist nicht unmöglich, daß Christian IX. von seinen eigenen enragirten Unterthanen vertrieben wird, wenn er etwa der Vernunft Gehör geben wollte.

Holtzendorff meint: wird er vertrieben, dann führen wir — Preußen — Krieg, um ihn wieder einzusetzen, dem Prinzip der Legitimität zu Ehren; dazu sind wir die Leute! — Er tadelt den Kronprinzen, der in England weilt, um eine Mißbilligung des gegenwärtigen Systems zur Schau zu tragen.

Die neuesten Nachrichten aus Dänemark seien gut, meint Samwer; es ist eine neue königliche Proklamation erschienen, die eine Incorporation auch Holsteins für die Zukunft in Aussicht stellt. (NB. allerdings so unvernünftig, als wir irgend wünschen können.) —

Samwer: Glauben Sie, daß Bismarck fallen wird? Warum?

Ich: Nun, weil am Ende doch seine eigenen Pläne einen vollkommenen Schiffbruch leiden werden.

Samwer (nach einigem Nachdenken): Ich glaube doch nicht, daß er fällt, auch wenn er mit allen seinen Plänen Schiffbruch leidet.

Samwer theilt mir die neuesten Nachrichten mit. Dänemark hat das Patent vom 30. März 1830 zurückgenommen, jetzt, nachdem es seine Dienste gethan und weiter keine Bedeutung hat — seit der

Publikation der neuen Verfassung. Doch soll das ohne Zweifel für eine Concession gelten.

Francke meldet aus München, daß Baiern fest auf „Occupation" (nicht Execution) besteht, und der Beschluß des Bundestages wird denn auch wohl in diesem Sinne gefaßt werden. Aber was dann weiter?

Das Einverständniß Preußens mit Oesterreich beweist zur Genüge, daß Bismarck seinen großen Plan, die große Tripel-Allianz gegen Oesterreich für diesmal wieder aufgegeben hat. Aber was ist denn nun sein Plan? — Das ist schwer zu enträthseln! —

Das aber ist leicht zu übersehen, daß die Sache, wenn sie in den jetzigen Bahnen bleibt, in einen Abgrund von Gefahren führt!

Die kleineren deutschen Staaten, besonders im Süden, sind in der Weise von der öffentlichen Meinung, von der Stimmung im Lande beherrscht, daß sie nicht auf halbem Wege still stehen, noch viel weniger umkehren können; sie müssen unbedingt in der Schleswig-Holsteinischen Sache bis auf das Alleräußerste gehen — und doch können sie dieselbe, auf sich selbst angewiesen, gegen den Willen der beiden deutschen Großmächte nicht durchführen. Wenn Preußen mit allen deutschen Interessen, und mit dem deutschen Volke verfeindet ist, wenn sich die Ohnmacht der kleinen deutschen Staaten offenbart hat, dann tritt Napoleon hervor aus dem Hintergrunde, als der wahre, echte Protector Deutschlands, als der wahre Verfechter deutscher Interessen; Er nimmt dann die Sache auf, und der neue Rheinbund ist fertig!

Und was wird dann aus Preußen? — was aus Deutschland? — Mir ist das Herz sehr schwer! —

Langes tête à tête mit dem Herzog in seinem Cabinet, wohin er mich ruft. du Plat und Schmitt haben ein kleines Exercir-Reglement für die künftige Schleswig-Holsteinische Armee ausgearbeitet — es ist ein Auszug aus dem preußischen. Dem Herzog ist aber die Formation des Quarrés nicht recht; ich soll meine Meinung sagen. Da die Sache in praxi, besonders in dem Schleswig-Holsteinischen Gelände, wo man sich in Tirailleur-Ketten und Compagnie-Colonnen schlagen muß, wohl schwerlich vorkommen wird, so kann ich dem Herzog nur Recht geben.

Dann kam der Brief an Kaiser Alexander zur Sprache, von dem ich seit mehreren Tagen Nichts gehört hatte. Der Herzog hat meinen Entwurf seinem Vater in Primkenau mitgetheilt. Der alte Herzog Christian von Augustenburg verlangt nun aber, es soll dem Kaiser von Rußland französisch geschrieben werden, und es soll in dem Briefe nur das Prinzip der Legitimität, das Erbrecht des Hauses geltend gemacht werden und kein anderes Motiv.

Ich werde gebeten, einen solchen Brief zu schreiben und bin dazu bereit.

Der Herzog spricht dann auch von meiner eventuellen Sendung nach England, er werde möglicherweise in den Fall kommen, mir eine solche Mission anzutragen (die Unterhandlungen mit Baron Adolf Blome scheinen sich also am Ende doch zu zerschlagen).

7. December. Samwer theilt mir den Bundesbeschluß mit, der nur mit sehr geringer Majorität — 8 Stimmen gegen 7 — gefaßt ist; nicht „Occupation" der Herzogthümer, wie Baiern vorschlug, sondern „Execution" in den Herzogthümern ist beschlossen. Doch mit der clausula salvatoria, die Preußen von vornherein zugestanden hatte, daß nämlich die Erbfolge-Frage dadurch nicht präjudicirt sein sollte. — Ein, den Umständen nach, leidlicher Beschluß.

Samwer theilt mir auch das Neueste aus Weimar mit. — Watzdorf schreibt: der Großherzog hat beschlossen, nicht nach Berlin zu gehen, weil Das nur schaden könnte. Er hat aber Etwas gethan, was vielleicht hilft, wie man in Weimar meint.

Preußen hat in der Zeit zwischen der vorletzten Sitzung des Bundestages „identische Noten" an die mittleren und kleineren deutschen Regierungen erlassen, um sie in solche vota hinein zu terrorisiren, wie man sie haben will. Diese Noten sind ziemlich peremptorisch gefaßt; es ist darin von der europäischen Stellung Preußens die Rede und davon, daß die von den kleineren Staaten verlangte Politik zu einem europäischen Kriege führen müsse, dessen Last und Wagniß dann vorzugsweise Preußen tragen müsse, in einem weit höheren Grade als die minder mächtigen Mitglieder des Deutschen Bundes.

Diese identische Note hat nun der Großherzog von Weimar im Original zurückgeschickt, so daß sie der Sache nach gar nicht angenommen ist; das procédé heißt: dergleichen Noten schickt man mir überhaupt nicht. Er hat sie außerdem mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen, die zum Theil ziemlich stark sein sollen.

Mein Tischnachbar, Baron Löwenstern, sagt mir, daß die dänischen Truppen in Holstein jetzt bis auf 29,000 Mann mit vieler Artillerie verstärkt sind.

Der Herzog erklärt sich gegen mich sehr zufrieden mit dem Bundesbeschluß, weil er ihn in keiner Weise binde (ihm vielmehr in Beziehung auf sein eigenes Thun und Lassen ganz freie Hand lasse) — während Occupation durch den Bund ihn gebunden hätte (NB. d. h. verhindert hätte, selbstthätig neben dem Bunde in den Herzogthümern aufzutreten).

Ich habe nicht alle Individuen notirt, die bleibend um den Herzog versammelt sind, oder nur vorübergehend hier waren. Zu den ersteren gehört unter Anderen: Herr v. Cossel, ein Fünfziger, Schleswiger, Intendant, Schloßhauptmann u. s. w., ein gutmüthiger Mann. Zu den vorübergehenden Erscheinungen, außer einigen lübeckischen, mecklenburgischen und hessischen Offizieren, die eventuell ihre Dienste anbieten, in den letzten Tagen auch der Baron Raphael Erlanger aus Frankfurt a. M., Banquier; er hat mit der Anleihe von 3 Millionen Thalern zu thun, mit der auch Professor Rawitt sich beschäftigt. Gestern, bei Tisch, war auch ein Architekt Magnus aus Kiel da; der behauptet, die Dänen würden schon in Holstein Widerstand leisten. Was Löwenstern berichtet, stimmt allerdings dazu — ich kann es aber doch nicht glauben; it is too good to be true. Die Großmächte werden schon dafür sorgen, daß es nicht geschieht. Ich habe auch in diesem Sinne nach Berlin geschrieben und hinzugefügt: da die Dänen Holstein ganz gewiß ohne Widerstand räumen, muß man es, um den Conflict herbeizuführen, dessen wir bedürfen, dahin bringen, daß von Bundes wegen Dinge verlangt werden, die Dänemark nicht ohne Widerstand einräumt; was zunächst liegt: die Räumung von Rendsburg und des

Brückenkopfes von Friedrichstadt, der auf Holsteinischem Boden liegt.

Zu heute noch zu bemerken: im Rauchzimmer stellte mich Sammer einem freundlichen, klug aussehenden Mann aus Schleswig vor. Indem er mich zu ihm führte, sagte er: „den Mann merken Sie sich; das ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in Schleswig — er wird hier Herr Hansen genannt." — „Wie heißt er denn wirklich?" — „Sie würden den Namen doch nicht kennen."

Ich bin neugierig, zu was dieser Herr Hansen sich dereinst entwickeln wird.

Entschluß nach England zu gehen. Mission des Fürsten Reuß nach Paris.

8. December. Von den Gästen der letzten Tage sind wieder einige verschwunden, unter anderen Löwenstern — dagegen sind wieder einige neue Gestalten da. Unter anderen Professor Rößler aus Berlin, den ich mich erinnere bei Max Duncker gesehen zu haben. Der ist durchaus nicht verwundert mich zu treffen; er wußte schon in Berlin, daß ich hier bin.

Es kommen auch sehr verdrießliche Dinge vor. Um es nicht mit den Regierungen zu verderben, ist der Herzog wohlweislich bedacht, sich die Demokraten fern zu halten. Sie haben aber natürlich ein großes Verlangen, seine Sache zu der ihrigen zu machen, und drängen sich heran oder versuchen, ihr eigenes Wesen unter dem Schutz seines Namens zu treiben.

Vor einigen Tagen erschien hier ein verunglückter baierischer Offizier, Baron Künsberg, und bot seine Dienste an. Der Herzog lud ihn zur Tafel. Nun aber wollen die hiesigen Demokraten, ein Kaufmann Mantl an der Spitze, eine Freischaar errichten; der Anfang ist bereits gemacht; es sammeln sich allerlei zweideutige Individuen unter dem Namen „Wehrverein" und Baron Künsberg hat sich zum

Führer dieser hoffnungsvollen Schaar wählen lassen und exercirt die Leute.

Sammer sagt mir, der Herzog wünscht jetzt entschieden, daß ich die Mission nach England übernehme.

Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, mich zu der Reise zu entschließen. Meine Stellung in England wird eine sehr schwierige sein und die Wahrscheinlichkeit ist, daß ich Wenig oder gar Nichts ausrichte. Andererseits kann ich in meinen Jahren auch Nichts mehr verlangen, als die Möglichkeit, meinen Kindern einen geachteten Namen zu hinterlassen; Das erreichte ich durch meine wissenschaftlichen Arbeiten gewiß, die ich nun unterbrechen müßte.

Sammer: Die praktische Politik wird Ihnen auch Ruhm eintragen.

Er giebt mir den Bericht des badenschen Gesandten Mohl, von der Bundestags-Sitzung, in der die Execution beschlossen worden ist. Anfänglich war keine Majorität für den österreichischen Vorschlag, vielmehr dagegen; der österreichische Gesandte Kübeck ließ Das nicht gelten, wollte die erste Abstimmung nicht als gültig ansehen; sprach sehr heftig, durchaus im Sinn und im Interesse Dänemarks, und terrorisirte mit Hülfe wüthender Blicke über den Tisch hinüber den mecklenburgischen Gesandten dermaßen, daß dieser sein erstes Votum zurücknahm und erklärte: Seine Instructionen erlaubten ihm auch im Sinn Oesterreichs und Preußens zu stimmen! —

Bei Tisch sitze ich neben dem Herzog. Er theilt mir ein Telegramm mit, das während der Tafel gebracht wird: „In sieben Tagen werden die Bundestruppen an der Grenze von Holstein stehen, dann wird man die Dänen auffordern das Land zu räumen, und noch vier Tage auf ihre Antwort warten, ehe man einrückt."

Ich: Man giebt den Dänen alle mögliche Facilität, dem Conflict auszuweichen!

Herzog: Sie werden auch gehen!

Der Herzog vermißte einen Dr. Hammann, der eben aus Schleswig angekommen ist und, wie es schien, wichtige Nachrichten mitgebracht hat. Der Herzog war unzufrieden, daß die Einladung zur Tafel nicht gehörig besorgt worden — es wurde noch besonders nach ihm geschickt — im Rauchzimmer erschien denn auch dieser Dr. Hammann,

und war zu meiner nicht geringen Ueberraschung — Baron Ungern-Sternberg von Lasila!

Er war beinahe noch mehr überrascht mich hier zu treffen, redete mich bei Namen an, und hätte mich dadurch beinahe veranlaßt auch ihn bei Namen zu nennen. Nachdem er dem Herzog Bericht erstattet hatte, schloß er sich ganz mir an. Da der Herzog uns vertraut mit einander sprechen sah, fragte er mich: „Diesen Mann kennen Sie wohl?" — „Oh, E. H.! diesen Mann kenne ich seit er acht Jahr alt war!" — Francke meinte später auch mit einem ungemein pfiffigen Gesicht, der Mann sei mir wohl bekannt? Wo ich ihn denn kennen gelernt habe? — Als Knaben auf dem Gut seiner Mutter.

Dr. Hammann erzählte mir, er komme aus Schleswig, wo er sich nach der Lage der Dinge erkundigt hat. Er hat dort schon im vergangenen Jahre zahlreiche Verbindungen angeknüpft. Es steht dort gut. Die Leute sind des ersten Winks gewärtig und bereit sich zu erheben; leidenschaftlicher gestimmt selbst als in Holstein. Ist der Herzog erst im Lande, so kann er sehr bald an der Spitze einer eigenen Armee stehen. Mehrere tausend Mann Freiwillige sind auf den Werbe-Bureaux in Hamburg eingeschrieben und werden sich stellen.

„Aber wo sollen die Waffen herkommen?"

„Oh! der Herzog hat Waffen! — Er hat — insgeheim — ein Depôt von mehreren tausend Gewehren in Lübeck."

(NB. Oho! Das haben die Herren mir nicht gesagt. Ich glaube nun ihren Plan zu errathen. Der Herzog will plötzlich im Lande erscheinen, unerwartet an der Spitze einer eigenen Heeresmacht dastehen und es dann darauf ankommen lassen ob Preußen seine Waffen gegen ihn kehren kann und will. Das ist auch gewiß das Richtige; aber natürlich kann es erst geschehen, nachdem Holstein von den Dänen geräumt und von den Bundestruppen besetzt ist. — Ist Das der Plan, so halten die Herren ihn sehr geheim. Auf alle Allusionen, daß der Herzog wohl so bald als möglich — nachdem die Bundes-Execution ausgeführt ist — persönlich im Lande auftreten wird, antwortet Samwer stets ausweichend, was denn der Herzog eigentlich da machen solle? u. s. w.)

Der Herzog ruft mich, im Begriff sich zu entfernen, in den anstoßenden Corridor und fordert mich nun förmlich auf die Mission nach London zu übernehmen.

Ich: Die Wahrscheinlichkeit ist nun leider! daß in England nur Wenig oder gar Nichts zu machen ist.

Herzog: Er werde mir unter allen Bedingungen zu Dank verpflichtet sein.

Es ist nun ausgemacht, daß ich nach England gehe. Nach dem, was der Herzog weiter sagte, scheint es, daß meine Mission vorzugsweise an den Kronprinzen von Preußen gerichet ist; der soll dann weiter zu wirken suchen.

Von zu Hause schreibt man mir, daß die Erbitterung gegen Bismarck ganz allgemein ist, ohne Unterschied der Parteien.

10. December. Dr. Hammann bei mir zum Thee. Er paßt in gewöhnliche Lebensverhältnisse nicht hinein; nach Rußland und in sein engeres Vaterland Esthland am allerwenigsten, bei einer entschieden liberalen Richtung, die ihm angeboren sein muß, da er sie von frühester Jugend an hatte.

„Was hat Sie eigentlich bewogen, im vorigen Sommer nach Schleswig zu reisen und dort Verbindungen anzuknüpfen?"

Ungern-Hammann: „Ein glücklicher Instinct!" — Er wüßte sich selber nicht recht davon Rechenschaft zu geben, warum er eigentlich hinging; es trieb ihn eben hin, und nun trifft es sich glücklich, daß er die Verbindungen dort hat.

Mit ihm zum Hause des Herzogs. Langes tête à tête mit dem Herzog in seinem Cabinet. Er wünscht einige Aenderungen in dem Briefe an den Kaiser von Rußland; er will das Wort succéder nicht haben — nicht, daß er dem Hause Gottorp folge in der Pflicht die Rechte der Herzogthümer zu vertheidigen — aus Besorgniß, der Kaiser könne auf den Gedanken verfallen die Rechte des Hauses Gottorp seien nicht erloschen, und er habe also Rechte als Haupt dieses Hauses. Ich mache sogleich die gewünschten Aenderungen.

Meine Sendung nach England besprochen. Der Herzog fragt, ob ich nicht vorher noch eine andere diplomatische Mission übernehmen und ausführen kann? nämlich nach Braunschweig. Der Zweck

ist folgender: Die Freischaar, die sich hier bilden wollte und viele demokratische Elemente an sich zog, wird, eben auf Verlangen des Herzogs Friedrich, durch den hiesigen Minister Seebach aufgelöst, die zweideutigen Individuen werden entfernt —: es muß aber etwas Besseres an die Stelle treten, es muß etwas geschehen, es müssen regelmäßige Rüstungen vorgenommen werden, damit denen, die sich für die Herzogthümer waffnen wollen, gewiesen sei, wohin sie sich zu wenden haben; — Das ist nöthig, damit die Welt nicht glaube, man thue eben gar Nichts von Seiten des Herzogs — und endlich weil dem Herzog daran liegen muß, sobald als möglich an der Spitze einer eigenen bewaffneten Macht zu stehen.

Es kommt also darauf an in dem Territorium eines der Fürsten, die den Herzog bereits anerkannt haben, ein paar Bataillone zu errichten; wenn es auch für's Erste nur ein paar wären, und sie nur aus Cadres, nur aus ein paar hundert Mann jedes beständen. Von den Fürsten, die den Herzog anerkannt haben, ist der Herzog von Braunschweig derjenige, dessen Staaten am nördlichsten und für die Zwecke des Herzogs am bequemsten liegen. Es kommt darauf an den Herzog zu bestimmen, daß er nicht nur eine solche Formation auf seinem Gebiet gestattet, sondern auch mit Gewehren sowohl als mit Offizieren und Unteroffizieren aushilft und die Sache erleichtert. Ob ich persona grata bin bei dem Herzog von Braunschweig?

„Ich bin ihm nie vorgestellt worden."

Herzog: „Wen kennen Sie in Braunschweig?" — „Ich kenne dort Niemanden."

Hin- und Herreden darüber, wie sich diese Reise mit der nach England verbinden ließe. — Ich bemerke, daß ich jedenfalls und wenn auch nur auf einen Tag nach Berlin gehen muß, ehe ich die Reise nach England antrete, denn ich muß meine Familie sehen, meine eigenen Geschäfte ordnen und mich mit allem Nöthigen für eine längere Reise versehen. — Ob ich nicht nach Berlin gehen, dann auf der Durchreise in Braunschweig verweilen — und dann nach erledigtem Geschäft den Weg nach London fortsetzen könnte?

Der Herzog meint, Das ginge nicht; die Sache in Braunschweig habe Eile, und ich müßte nothwendig von dort hierher zurück-

kommen zum Bericht. — Das Project bleibt unentschieden in der Schwebe.

Gespräch mit Sammer in seinem Cabinet. Briefe, die er mir mitgeben will, unter Andern an einen General Malcolm, in dessen Haus ich sehr gut aufgehoben sein würde — an Arthur Russell (darauf lege ich besonderen Werth) u. s. w.

In welcher Weise ich in England auftreten soll. Ich sage: „Ich werde dort den Leuten bange machen Damit, daß die Sache, wenn sie in dem gegenwärtigen Geleise bleibt, nothwendiger Weise zu einem neuen Rheinbund führen muß!"

„Das ist ein famoser Gedanke!" rief Sammer aus, indem er aufsprang.

Frühstück bei dem Herzog. Prinz Christian kommt aus Wien an, während wir bei Tisch sitzen. Daß er dort etwas ausrichten könnte, hat natürlich Niemand erwartet.

Mit Ungern-Hammann zurück in die Stadt. Er erzählt mir: Roggenbach hat während des Frankfurter Fürstentags ein Tagebuch geführt, das natürlich sehr wunderbare Dinge enthält. Das Benehmen der deutschen Fürsten war zum Theil sehr merkwürdig. Besonders stand König Johann von Sachsen ganz im österreichischen System.

Holtzendorff bei mir; bringt mir einen wichtigen Brief aus Berlin, den wir zusammen lesen. Es ist ein gar böser Brief.

„Hoffentlich treffen diese Zeilen Sie noch in Gotha, hoffentlich aber auch in englischen Reisevorbereitungen. Daß ich überhaupt für eine solche Mission spreche, zeigt Ihnen, daß ich nicht gemeint bin der Passivität das Wort zu reden, aber Das kann mich nicht hindern zu glauben, daß man in Gotha die Sachen noch sehr sanguinisch sieht. Erwägen Sie u. a. Folgendes, was ich Ihnen garantiren zu können glaube. Nicolay (russischer Gesandter in Kopenhagen) machte Hall im Auftrage Gortschakows die lebhaftesten Vorwürfe über die Sanktion der Verfassung. Hall antwortete, ihn hätten dazu die Depeschen Quade's bestimmt (welche er Nicolay zeigte), dem Bismarck persönlich zugesichert habe, daß Preußen sich an einer Execution

wegen der Verfassung in keinem Fall betheiligen wird, wenn Dänemark nur in Holstein constitutionelle Concessionen mache. Daraufhin allein habe man das Normalbudget für Holstein geopfert und die Verfassung zum Abschluß gebracht! — Ferner: gestern hat Buchanan in einer Audienz beim König die Suspension der Execution gefordert; man wird zwar nicht darauf eingehen, aber Bismarck hat die Audienz vermittelt."

„Nochmals, alle diese schwarzen Beobachtungen und Urtheile sollen nicht entfernt dazu führen, auch nur das Geringste zu unterlassen. Ich acceptire Alles was uns weiter hilft, aber ich meine, die erste Pflicht ist, den Dingen ohne Illusion in's Gesicht zu sehen, mögen sie noch so nichtswürdig sein."

„Meine Nachrichten aus Paris lauten so, daß es dem Kaiser unmöglich ist lange ruhig zu bleiben; die Finanznoth wie der réveil de l'esprit public drängen zu einem neuen Kriege, welcher ein Anlehen möglich macht und zeitweilige Dictatur giebt."

„Ganz richtig nehmen Sie an, daß die Execution auf keinen Widerspruch stoßen wird. Am Freitag ist die Frage im Conseil in Kopenhagen berathen. Orla Lehmann war dafür selbst die Execution als Krieg aufzufassen. Hall dagegen erklärte, man dürfe das nicht, weil alle Mächte davon abriethen; zudem wären im Kriegsfalle alle Verträge mit Deutschland, also auch das Londoner Protocoll, aufgehoben, auf welchem die Integrität Dänemarks beruhe. Der König schloß sich dieser Ansicht an; es ward beschlossen, nur eine das Successionsrecht angreifende Occupation als Kriegsfall anzusehen. Nun ist zwar der Execution der Vorbehalt beigefügt, doch glaube ich nicht, daß die Dänen widerstehen; wenn dann außerdem Wodehouse in Kopenhagen die Aufhebung der Verfassung durchsetzt, so wird Bismarck dem König sagen: es sei Alles erreicht."

Um die Herzogthümer ist mir nicht bange; deren Sache wird gehen, in einer oder anderer Weise —: viel wichtiger als die Sache selbst ist aber die Art und Weise wie sie durchgeführt wird. Wird sie in irgend anderer Art durchgeführt als durch Preußen, so bringt sie namenloses Unheil und Elend über Deutschland. Wir verfallen dann einem neuen Rheinbund, innerem

Krieg, und vielleicht wenigstens auf eine Zeit lang fremder Oberherrschaft; zu Alledem sind wir jetzt auf dem geradesten Wege.

Auch manche sehr unnütze Albernheit fördert die Dinge auf diesem Wege. Es spuken allerhand Neben-Teufeleien: So trägt sich der Herzog von Coburg ganz unverkennbar mit dem abenteuerlichen Gedanken, er könne — vielleicht schon bei dieser Gelegenheit — Kaiser von Deutschland werden. Ich machte Holtzendorff aufmerksam auf einen seltsamen Artikel in der offiziellen und offiziösen Zeitung (Coburger), den das Gothaische Wochenblatt wiederholt. Es wird darin mit großer Zartheit darauf verwiesen, daß die sämmtlichen Vereine, die sich zu Gunsten Schleswig-Holsteins bilden, einer centralen Leitung bedürfen, und wie zweckmäßig es wäre, den vortrefflichen Fürsten an die Spitze zu stellen, der schon so viele Beweise von Patriotismus gegeben hat, und das ganze Gewebe der europäischen Politik kennt.

Holtzendorff meint, der sei jedenfalls jetzt vollkommen ohnmächtig; der Herzog Ernst habe kein Ansehen mehr. — Edelsheim sei plötzlich abberufen durch den Telegraphen; Das sei auch bedenklich, — wenn er nicht etwa seinen Großherzog auf einer Reise nach Berlin begleiten solle.

Diner beim Herzog. — Edelsheim bestätigt mir, daß er abberufen ist, glaubt aber nicht, daß es sei, um den Großherzog nach Berlin zu begleiten; dann wäre er auf irgend eine Zwischen-Station beschieden worden, nicht nach Karlsruhe.

Erzählt: der Prinz Reuß hat telegraphisch aus Paris gemeldet, daß er heute Nacht von dort wieder hier eintrifft. Wahrscheinlich ist seine Mission mißglückt, und er hat Nichts ausgerichtet.

Ich: Glauben Sie?

Edelsheim: Ja gewiß! Er hat wenigstens schriftlich gar nicht berichtet, und nun meldet er mit einem Mal, daß er kommt. Ich halte überhaupt gar Nichts von diesen prinzlichen Missionen.

Wie der Herzog eintritt, sagt er mir: „Die Sache hat sich arrangirt; mein Bruder geht nach Braunschweig!"

Ungern-Hammann reist heute Abend nach Hamburg.

Mit Holtzendorff, der auch da war, zu diesem. Den Abend in

seiner Familie zugebracht: d. h. mit seiner freundlichen Frau und mit seiner zweiten Tochter. — Außerdem ist da, als Besuch auf längere Zeit, eine Engländerin, Miß Percival, Verwandte — par alliance — des Schriftstellers Häring — der jetzt ganz invalide in Arnstadt hier in Thüringen lebt. Sie ist seltsamer Weise in Petersburg erzogen und spricht geläufig deutsch, aber ganz wie eine Ungarin.

Kaum ist eine Thorheit beseitigt, so thut sich eine andere auf. Der „Wehrverein", der hier eine unsaubere Freischaar errichten wollte, wird aufgelöst —: da bildet sich sogleich ein anderer, der feierlich ankündet, daß er mit jenem ersten Nichts zu thun habe — daß er die Mittel sammelt zur Errichtung regelmäßiger Truppen, da ohne strenge Disciplin Nichts auszurichten sei — und an die Spitze dieses neuen Wehrvereins stellt sich Gustav Freytag, der in seinem patriotischen Eifer die richtige Grenze doch entschieden überschreitet.

In dem Brief, den ich für den Herzog in französischer Sprache an den Kaiser von Rußland verfaßt habe, wird dem Kaiser zunächst gebührend mitgetheilt, daß der Herzog die Rechte geltend gemacht habe, die ihm in Folge des Todes des Königs von Dänemark und des Umstandes, daß sein Vater bekanntermaßen schon lange zu seinen Gunsten verzichtet habe, zugefallen seien. Der Brief betont dann, daß er, der Herzog, sich schon seit lange auf den Augenblick vorbereitet habe, in welchem die königliche Linie des Hauses aussterben, und daß er sich der Verantwortung wohl bewußt gewesen sei, welche ihm dieses Ereigniß auferlegen würde. Unter den Beweggründen, welche den Herzog veranlaßten auf seinen Rechten zu bestehen, stände in erster Linie das Prinzip der Legitimität, das er nicht antasten lassen dürfe, ohne das bestehende europäische Staatsrecht zu verletzen. Er sei zur Herrschaft in den Herzogthümern berufen, als nächstberechtigter legitimer Erbe, sowohl nach der Erbfolge-Ordnung des Hauses Oldenburg, als auch nach dem in den Herzogthümern von jeher bestehenden und durch die Stände des Landes beglaubigten Recht. Dieses Recht geltend zu machen, sei er seinem Hause, wie seinem Lande schuldig. Auch würde es die Sicherheit aller Throne und aller Dynastieen, die Ruhe Europas und den inneren Frieden der Staaten gefährden, wenn die einmal festgesetzten Erbfolge-Ord-

nungen nicht heilig gehalten würden. Der Herzog erinnert daran, daß von der dänischen Regierung wiederholt Versuche gemacht worden seien, die Unabhängigkeit der Herzogthümer und die althergebrachten Einrichtungen des Landes zu unterdrücken; er weist darauf hin, wie zur Zeit, als das Haus Holstein-Gottorp, dessen Chef heute der Kaiser sei, die Herrschaft des Landes in Gemeinschaft mit den Königen von Dänemark noch ausgeübt habe, gerade die Vorfahren des Kaisers in ruhmreicher Weise über den Rechten und der Selbständigkeit der Herzogthümer gewacht haben; er erinnert daran, wie besonders Herzog Christian Albert viele Verfolgungen und sogar Gefangenschaft und Verbannung deswegen habe erdulden müssen.

Der Herzog spricht dann die Hoffnung aus, daß dementsprechend nun auch der Kaiser seiner Sache ein wohlwollendes Interesse widmen werde, um so mehr als das Londoner Protocoll, das vor der Thronbesteigung des Kaisers unterzeichnet worden sei, seinen Rechten nicht entgegen stehe. Das Londoner Protocoll habe lediglich den Zweck verfolgt, die Zustimmung der Signatar-Mächte für eine geplante neue Erbfolge-Ordnung im Voraus sicher zu stellen, deren thatsächliche Festsetzung späteren rechtlich zulässigen Abmachungen vorbehalten gewesen sei. Diese Abmachungen hätten jedoch nicht stattgefunden, und Damit sei auch das Protocoll selbst gegenstandslos geworden.

Zum Schluß wendet sich der Herzog an die so oft bewiesene großherzige Gesinnung des Kaisers und erwartet von demselben im Namen des Rechts der Legitimität und des Interesses einer unterdrückten Bevölkerung eine Unterstützung seiner Ansprüche.

11. December. Um 11 Uhr zum Herzog. Meine Reise nach England besprochen. Ich muß wenigstens auf 24 Stunden nach Berlin; der Herzog fragt, ob ich von dort noch einmal wieder herkommen will? — Ich mache dagegen geltend, daß ich schneller nach England komme, und somit unsern Kronprinzen sicherer treffe, wenn ich von Berlin gerade nach Ostende reise.

Ich spreche von den Gefahren der gegenwärtigen Lage; davon, daß der Gang der Dinge, wenn es nicht gelingt in Berlin eine günstige Wendung zu bewirken, nothwendigerweise zu einem neuen Rheinbund führe.

Der Herzog meint, Das könne wohl sein, aber er dürfe auf diese Gefahren, so sehr er sie bedauere, keine Rücksicht nehmen; er habe bestimmte Pflichten gegen die Herzogthümer zu erfüllen und gehe seinen geraden Weg vorwärts ohne Rücksicht darauf, was daraus entsteht. —

Dazu aufgefordert warte ich die Stunde des Frühstücks in Smitts Zimmer ab. Du Plat fils kommt und sagt: es werde da ein Abgesandter von allerhand Vereinen aus Berlin erscheinen, der den Herzog zu sehen verlange. Der solle an den Obersten du Plat verwiesen werden.

Gleich darauf kommt denn auch ein junger Mann angefahren und tritt in das Zimmer; er hat in der Erwartung sofort dem Herzog vorgestellt zu werden, seinen schönsten Frack angezogen, nebst den unvermeidlichen Glacéhandschuhen; die Adlernase verräth in Verbindung mit dem schwarzen Haar die Abkunft; die Brille gehört auf die Nase eines solchen Weltverbesserers.

„Mein Name ist Ludwig Löwe, ich bin von den Führern der Berliner Demokratie hierhergeschickt und von dem Turnverein," sagt der Mann, und ist vollkommen überzeugt, daß er hier sehr willkommen ist. — Er soll sich hier erkundigen, was man eigentlich will, und welche Art von Beistand man wünscht. Er wünscht den Herzog zu sehen.

Smitt sendet ihn zu du Plat; der weiß aber nicht, was er mit ihm machen, und vor Allem nicht, wie er ihn wieder los werden soll. Wie wir uns zum Frühstück versammeln, und du Plat nicht kommen kann, weil er immer noch dem jungen Manne Rede stehen soll, er weiß nicht worüber, ruft Samwer aus: „Ach, ich weiß, wie man mit solchen Leuten fertig wird!" — eilt auf du Plats Zimmer und fertigt den Herrn Ludwig Löwe damit ab, daß er ihm als das Neueste und Wichtigste, beinahe als ein Geheimniß, die Proklamation mittheilt, die heute Abend in der Zeitung stehen wird.

Bei dem Frühstück erscheint auch der Erbprinz Reuß mit seinem Reise-Cavalier Helldorf, in der vergangenen Nacht aus Paris zurückgekehrt. Ich sehe ihn nicht ohne Besorgnisse, Helldorf sagt mir aber, er sei *zufrieden mit den Ergebnissen seiner Reise*, und

der Prinz Reuß führt mich dann in ein Seitenzimmer, um mir dasselbe zu bestätigen.

Er hat einen Vormittag bei dem Kaiser in Compiègne zugebracht; Napoleon habe sich sehr wohlwollend geäußert, und weiter sei ja auch Nichts von ihm verlangt worden. Mein Brief scheine einen günstigen Eindruck gemacht zu haben, denn Napoleon habe erwähnt, daß er „une lettre très remarquable" vom Herzog Friedrich erhalten habe.

Professor Mommsen aus Berlin mein Nachbar bei Tisch.

Prinz Christian reist mit Major v. Schmitt ab nach Braunschweig.

Das Diner ist heute um 5 Uhr, damit der Prinz Reuß noch mit dem Abendzug vor 7 Uhr abreisen kann.

Helldorf mein Nachbar; erzählt mir von dem Vormittag, den sie in Compiègne zugebracht haben. Vor dem Dejeuner unterhielt sich Napoleon auf einem einsamen Spaziergang mit dem Prinzen. Nach dem Dejeuner machte die ganze Gesellschaft, Kaiser und Kaiserin an der Spitze, einen Ausflug nach Pierrefonds, einer schönen Schloßruine, die Napoleon wieder aufbauen und wohnlich einrichten läßt. Einige Räume sind schon wieder halbwohnlich hergestellt. Da wurde sofort ein großes Kaminfeuer angezündet, und die junge Welt, die Kaiserin Eugénie an der Spitze, überließ sich einer geräuschvollen und ungezwungenen Heiterkeit. Es wurde, wie das in feinbürgerlichen Kreisen Frankreichs wohl vorzukommen pflegt, „une ronde" getanzt, wozu altherkömmliche nicht sehr geistreiche Lieder gesungen werden, anstatt der Musik. — Die jungen Leute schrieen und jauchzten dabei laut auf, nahmen sich allerhand Freiheiten, warfen die Beine in die Höhe, — romping — sodaß die deutschen Herren mit Erstaunen drein schauten.

Wie würden erst Ludwig XIV. und Frau v. Sévigné darein geschaut haben.

Der Marschall Vaillant beschäftigte sich mit Helldorf. Er soll das Wesen eines alten Soldaten haben, „der sich fühlt." — Mit Helldorf aber sprach er vorzugsweise von dem Fürsten Reuß, der als französischer General in der Schlacht bei Kulm geblieben ist; fragte, in welchem Grade der mit dem anwesenden Erbprinzen verwandt

gewesen sei? — und äußerte sich überhaupt, als ob die Familie Reuß in der französischen Armee einheimisch sei und dahin gehöre. — Helldorf, der sich dadurch verletzt fühlte, fand eine gewisse Genugthuung darin zu berichten: der Erbprinz sei der Schwiegersohn des Herzogs Eugen von Württemberg, der die russischen Truppen bei Kulm befehligt habe.

Auch solche Gespräche wollen von Seiten der Franzosen auf einen neuen Rheinbund hinaus.

Die Tafel wird aufgehoben, weil der Prinz Reuß abreist. —

Nachher giebt mir Francke vollständig Auskunft über den Erfolg der Reußischen Mission. Napoleon hat in Beziehung auf den Herzog gesagt: „J'ai reçu de lui une lettre très remarquable et je lui répondrai." — Im Uebrigen hat er sich sehr wohlwollend geäußert; gemeint, er sei dem Herzog nicht entgegen, könne ihm nicht entgegen sein — denn die Rechte der Nationalitäten —: Das sei sein Prinzip! — Dieser Zwist, dieser Rechtsstreit seien gerade ein Gegenstand für den europäischen Congreß, den er beabsichtigt habe. — Uebrigens würde er nicht ungern sehen, wenn ein diplomatischer Agent des Herzogs in Paris bleibend verweilte, nur natürlich nicht offiziell; Das würde nicht gehen, da der Herzog nicht förmlich anerkannt sei.

Im Rauchzimmer Gespräch mit dem genannten Herrn Hansen, den ich auch auf die Gefahren der gegenwärtigen Lage aufmerksam mache; auf die Nothwendigkeit, eine günstige Wendung der Dinge in Berlin herbeizuführen, weil durch eine solche allein diese Gefahr gemieden werden kann.

Tête à tête mit dem Herzog Friedrich in seinem Cabinet. Er gab mir eine Art von Instruktion, die sich aber sehr im Allgemeinen hielt und wenig besagte.

In Berlin soll ich die Sendung des Prinzen Reuß und ihren Erfolg geheim halten.

In England soll ich, wenn dort die Sendung des Fürsten Reuß zur Sprache kommt, zu verstehen geben, der Prinz habe gar keine Mission gehabt und sei auf seine eigene Hand nach Paris gegangen.

Der Herzog wird mir einen Brief an die Fürstin Hohenlohe

mitgeben und in diesen einen Brief an die Königin einschließen, den die Fürstin abgeben kann oder auch nicht, je nachdem sie es passend findet und zweckmäßig. Die Fürstin werde ich gewiß sehen, vielleicht auch die Königin. — Charakteristik der königlichen Familie.

Lord Russell soll ich nicht aufsuchen, sondern an mich herankommen lassen.

Einwirkung des Herzogs von Coburg und Abreise nach Berlin.

12. December. Um 12 Uhr erscheinen Francke und Sammer in meinem Zimmer. Der Herzog von Coburg ist angekommen. Sehr einverstanden mit meiner Sendung nach England erklärt er, „man hätte gar keinen besseren wählen können" — will mir auch Briefe mitgeben nach England, denn er ist ja der Mann, der die großen mächtigen Verbindungen dort hat, der dort Bescheid weiß und etwas vermag. Aber ich soll vor der Hand hier bleiben, denn er muß mit mir sprechen.

Sehr unangenehm, aber nicht zu ändern. —

Diner um 6 Uhr bei dem Herzog Friedrich, und zwar diesmal im Frack, weil die Herzogin da ist — nämlich die Herzogin Friedrich von Augustenburg (oder Schleswig-Holstein) geborene Prinzessin Hohenlohe, die von ihrem Gut in der Lausitz hergekommen ist, ihren Gemahl zu besuchen. Ich werde ihr vorgestellt.

Dann war aber auch noch ein General Stutterheim da; derselbe, der während des Krim-Krieges die deutsche Legion für England errichtet und dann einen Theil derselben nach dem Cap der guten Hoffnung geführt hat. Jedenfalls muß das ein sehr gutes Geschäft für ihn gewesen sein, denn er hat seitdem ein schönes Gut in Schlesien gekauft.

Aus der Art, wie er angenommen und behandelt wird, ist leicht der Organisator und künftige Feldmarschall der künftigen Schleswig-Holsteinischen Armee in ihm zu erkennen. Er erzählt Viel vom Cap, Kaffernkrieg und dergl.

Spät, nachdem die Herren sich getrennt haben, gelingt es mir,

des Herzogs Friedrich auf der Treppe habhaft zu werden. Er sagte, es sei heute jedenfalls zu spät geworden — forderte mich aber auf, die Treppe mit hinan zu steigen zu einer Tasse Thee — und so fand ich mich an dem Theetisch der Herzogin.

Außer den beiden Herzögen war nur ein ältlicher, sehr schweigsamer Herr v. Buchwald da.

Dem Herzog Ernst hörte ich mit Bedauern zu.

Er sprach natürlich von der großen Angelegenheit des Tages und brachte in ganz eigenthümlicher Weise sein eigenes Treiben auf dem Frankfurter Fürstentag damit in Verbindung. Er äußerte, er habe die österreichischen Reform-Pläne der Schleswig-Holsteinischen Sache wegen begünstigt; damit ein deutsches Parlament vorhanden sei, vor das sie gebracht werden könne. Das wäre das Mittel gewesen, sie in die rechte Bahn zu bringen. Er sprach von der Sache, als sei der König von Dänemark zur Zeit des Frankfurter Fürstentages bereits gestorben gewesen, oder als habe Er, Herzog Ernst, wenigstens mit Bestimmtheit gewußt, daß Friedrich VII. in den nächsten Wochen sterben werde.

Der Herzog Friedrich hörte das schweigend an ohne darauf einzugehen.

13. December. Diner um 6 Uhr bei dem Herzog Friedrich wie gewöhnlich. Der Herzog sagt mir, warum meine Abreise um einige Tage aufgeschoben ist; sie wird absichtlich und mit Berechnung verzögert auf Verlangen des Herzogs Ernst. Dieser Herr will nämlich, ich soll nicht eher in England eintreffen als in dem Augenblicke, wo die Bundestruppen in Holstein einrücken — aber auch nicht später; genau in dem Augenblicke! — Wenn die Deutschen einrücken, und die Königin Viktoria erhält in demselben Augenblick ein Schreiben von Ihm — — dem Herzog Ernst —: Das wird einen großen Effekt machen!

In dem Allen liegt ein Haschen nach glänzenden Theater-Coups, wie es in die ernste Wirklichkeit gar nicht gehört; ein wunderliches Behagen an dem Abenteuerlichen und eine Ueberschätzung seiner selbst.

Ich sehe wohl, wie das Alles zusammenhängt. Dem Herzog Ernst ist weder das Schicksal der Herzogthümer noch das Recht

Deutschlands an sich die Hauptsache —: ihm kommt es vor allen Dingen darauf an, daß er eine glänzende Rolle dabei spielt.

Da meine Reise in solcher Weise verzögert wird, treffe ich unsern Kronprinzen und die Kronprinzessin, die mir wirklich dort die Wege ebnen könnten, nicht mehr in England. Ich bin überzeugt, das ist in den Augen des Herzogs Ernst nicht etwa ein Nachtheil, den man sich anderer Rücksichten wegen muß gefallen lassen; sondern im Gegentheil ein Nebenumstand, der ihn im Stillen mit bestimmt, meine Reise zu verzögern. Ich soll den Kronprinzen nicht mehr in England finden; der Kronprinz soll Nichts mit der Sache zu thun haben; Er, der Herzog Ernst, will sie machen, als Hauptperson.

Mir ist das ein großer Verdruß! — Wie viel leichter und wie viel besser könnte man die Angelegenheiten der Fürsten besorgen, wenn die Herren selber die große Güte haben wollten, sich gar nicht hinein zu mischen!

Holtzendorff war heute auch zum Diner da. Er hat einen Brief von Geffcken. Prinz Friedrich Karl, der die Preußen in den Herzogthümern commandiren soll, ist sehr gut gesinnt und verlangt sehr entschieden nach einem wirklichen Kampfe. — General Moltke sagt im Vertrauen: man würde auch Rendsburg und den Brückenkopf von Friedrichstadt fordern und auf deren Räumung bestehen. — Die „identischen Noten" ziehen der preußischen Regierung von allen Seiten her unerquickliche Antworten zu.

Mit Holtzendorff zu seiner Familie; den Abend dort zugebracht. Ich erzähle, daß meine Reise durch den Herzog Ernst verzögert wird und weshalb. „Das sieht ihm ähnlich!" ruft Holtzendorff aus.

Ich erwähne, wie seltsam der Herzog Ernst sich gestern über den Frankfurter Fürstentag, seine Absichten und seine Rolle dabei geäußert hat; Holtzendorff erzählt: als die Nachricht von dem Tode des Königs von Dänemark hier eintraf, war Herzog Ernst auf der Jagd. Sammer und Holtzendorff erwarteten seine Rückkehr in seinem Palais, und überraschten ihn mit der unerwarteten Nachricht; der Herzog war im höchsten Grade überrascht, rief aber gleich darauf aus: „Nun, da haben wir es! — ich habe es gesagt! — ich habe es immer

gesagt: der König von Dänemark stirbt in diesem Herbst und nun ist Nichts vorbereitet!"

Sammer und Holtzendorff traten nun mit der Forderung hervor, Herzog Ernst solle sofort den Herzog Friedrich anerkennen; Das wollte er im Anfang nicht; er wurde nur mit Mühe dahin gebracht.

Holtzendorff versichert, ich könne überzeugt sein, daß Herzog Ernst nicht vor dem Sonntag wieder herkommt; es ist jetzt die Wildschwein- und Fasanenzeit; da muß der Herzog die Woche über tagtäglich auf die Jagd gehen; darauf müssen die Ereignisse natürlich warten.

Sybel hat ganz verständige Vorschläge gethan, wie der Herzog Friedrich dazu beitragen könnte, eine günstige Wendung der Dinge in Berlin herbeizuführen — der Herzog Ernst ist dagegen, und bewegt den Herzog Friedrich nicht darauf einzugehen.

Holtzendorff tadelt, daß hier so viele Umstände mit Stutterheim gemacht werden; denn wenn dieser ehemalige Major sich auch durch die augenblicklichen Conjuncturen begünstigt ein englisches Generalspatent verschafft habe, sei er doch immer nur eine Art von Abenteurer, und daß er sich bei der Errichtung der englisch-deutschen Legion ein ansehnliches Vermögen gemacht habe, werfe ein zweifelhaftes Licht auf ihn. Später kommt Tempeltey, und da halten wir uns natürlich ganz in harmlosen Gesprächen. Tempeltey ist unbedeutender als ich dachte.

14. December. Ein Regentag. Gepackt und geschrieben, unter Anderem ein paar Zeilen an Sammer dringend zu mahnen der Briefe wegen, die ich nach England mitbekommen soll. Daß ich sie ja vorfinde, wenn ich aus Berlin zurückkehre.

Um dreiviertel auf drei Abreise nach Berlin.

In Berlin. Orientirung über die Lage und Rückkehr nach Gotha.

Max Duncker sucht mich in der hiesigen Lage zu orientiren. Der Kronprinz hat sich im Lande durch seine lange Abwesenheit, durch seine Abwesenheit in so wichtigen Momenten, gar sehr geschadet. Er wird vielfach getadelt; man frägt, warum er nicht eiligst zurückkommt in einem Augenblick, wo es sich um die Zukunft Preußens handelt u. s. w.

Bismarcks Stellung aber ist wankend geworden; seine Vorschläge werden von dem König nicht mehr gebilligt. Der König will nach wie vor einen Conflict mit Dänemark, um sich, sobald der Krieg begonnen hat, von dem Londoner Protocoll loszusagen. Seit einigen Tagen hat sich nun aber seiner der Gedanke bemächtigt, „die Dänen werden nachgeben", wie er sich ausdrückt; sie werden Holstein ohne Widerstand räumen und den Conflict meiden. Diese Vorstellung beunruhigt ihn in hohem Grade, und macht ihm schwere Sorgen, die er wiederholt ausspricht.

Bismarck hat sich in die Lage versetzt gesehen, einen gewissen Zittelmann, von Manteuffel viel in Preßangelegenheiten verwendet, zu Borcke, dem Privat-Sekretär des Königs, zu schicken, um zu ermitteln, was denn der König eigentlich will in der Sache der Herzogthümer.

Gestern hat Bismarck geäußert —: er wisse mit dem König gar nicht mehr vorwärts zu kommen in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit.

Bernstorff in London und Graf Robert Goltz in Paris sind wüthend über die Politik, die er befolgt, schreiben in diesem Sinn und zeigen die Gefahren dieser Wege. Robert Goltz schreibt dem König direct, wie die Dinge in Paris wirklich stehen.

Nun hat Bismarck einen neuen Schachzug gethan: er verlangt von den Abgeordneten einen Credit von 12 Millionen für die Kosten der „Execution"; er verlangt sie in der Hoffnung, daß die Abgeordneten die Summe einfach verweigern werden,

und in der Absicht, daß es geschehe. Sie sollen verweigert werden. Dann will er dem Könige sagen, daß man sich bei der Lage der Dinge im Innern, bei dem Stand der Parteien, nicht auf einen Krieg einlassen könne u. s. w.

Ganz so dumm sind unsere Fortschritts-Männer aber denn doch nicht. Sie werden die verlangte Summe nicht einfach verweigern, sondern eine Adresse an die Krone richten, in der sie andeuten, welche Politik das Land erwartet, und die Bewilligung der Anleihe von der Antwort abhängig machen, die sie erhalten, von der Sicherheit, die man ihnen gewährt, daß die Summe im Sinn einer nationalen Politik verwendet werden soll.

Unsere angenehmen Fortschrittsleute wollten natürlich mit ihrem gewöhnlichen feinen Tact eine große Menge der ungeheuerlichsten Dummheiten in die Adresse setzen. Viel davon hat man ihnen glücklich ausgeredet. Sie werden aber dem ungeachtet ohne Zweifel immer noch Dummheiten genug machen.

In der Stadt geht das Gerücht, Arnim-Boitzenburg werde als Premier an die Spitze der Geschäfte treten. Dann würde Robert Goltz Minister der auswärtigen Angelegenheiten. (NB. Ich begreife nun den Antrag, den Arnim-Boitzenburg im Herrenhause stellte: man wolle erklären, daß Preußen durch die Londoner Tractate nicht länger gebunden sei, da Dänemark seinerseits keine der übernommenen Verpflichtungen erfüllt habe —: dieser Antrag sollte ein Tigersprung nach dem Portefeuille sein. Nur der Muth dazu hat im letzten Augenblick dem Grafen versagt.)

15. December. Geffcken früh bei mir. Ich muß natürlich auch ihm erzählen und berichten. Er hat in Beziehung auf die Herzogthümer und ihr Schicksal nicht meine Zuversicht.

Oesterreich wenigstens hat ganz entschieden die Absicht die Herzogthümer den Dänen zu überliefern, und ist keineswegs gesonnen diese Absicht irgend wie zu verbergen. Karolyi hat neulich ganz unbefangen die Frage aufgeworfen, ob man den Herzog Friedrich von Augustenburg nicht ganz einfach verhaften könne? — (ohne Zweifel um ihn auf eine österreichische Festung in Sicherheit zu bringen.) — Damit wäre ja die Sache aus!

Gestern hat eine Zusammenkunft zwischen Karolyi, Bismarck und Lord Wodehouse stattgefunden. Es soll von ihnen eine Convention geschlossen worden sein, vermöge welcher die beiden deutschen Mächte sich verpflichtet hätten Christian IX. anzuerkennen, in seiner doppelten Eigenschaft als König und als Herzog — wenn er die Verträge von 1851 erfüllt.

Das glaube ich nicht! —

Dem Lord Wodehouse ist Geffcken in diesen Tagen in einer Soirée vorgestellt und als enragirter Dänenfeind bezeichnet worden. Nach einigen Allgemeinheiten trat L. Wodehouse im Gespräch mit der Frage hervor, ob die Integrität der dänischen Monarchie nicht erhalten werden und der Streit beigelegt werden könnte, wenn man die Herzogthümer als besonderen Staat constituire und vermöge einer bloßen Personal-Union mit Dänemark verbunden lasse? (NB. Also Das ist der Plan, den er womöglich zur Ausführung bringen soll.) — Geffcken suchte ihm begreiflich zu machen, daß ein solches Abkommen weder den Herzogthümern noch den Dänen genügen, daß keine der beiden Parteien es annehmen würde.

Bismarck ist über den Antrag der Abgeordneten, eine Adresse an die Krone zu richten der 12 Millionen wegen und unter gewissen Bedingungen deren Bewilligung in Aussicht zu stellen, höchst betreten. Er hatte gehofft, die Anleihe würde einfach verweigert werden, und war gar nicht darauf gefaßt, daß ein solcher „Gegen-Schachzug" versucht werden könnte, so nahe das auch lag.

Das Nothwendigste ist nun, daß der Herzog Friedrich für seine Person nach Holstein eilt, so wie die Bundestruppen im Lande sind, von den Holsteinern anerkannt Besitz von der Regierung nimmt — und dann unserm König schreibt: er sei nun da, im Lande seiner Väter, und die Frage sei nun, ob der König die Waffen gegen ihn, gegen das Interesse Deutschlands wenden, oder ob er das verpfändete Wort seines verstorbenen Bruders einlösen wolle.

Ich: Allerdings, der Herzog muß nach Holstein gehen, das ist zunächst das Nothwendigste. Er schafft dadurch das einzige Hinderniß, über das seine Gegner nicht hinaus können,

das sie nicht überwältigen können. — Pronunciamentos — Anerkennungen von Seiten der Stände und des Volks, das Alles kann niedergeschlagen und zum Schweigen gebracht werden —: er selbst in Person ist aber ein unbesiegbares Hinderniß, wenn er einmal im Lande ist; denn preußische, deutsche Waffen gegen ihn zu kehren, um ihn wieder hinaus zu schaffen —: Das ist geradezu unmöglich. Der Herzog Friedrich und Sammer scheinen sich eben keineswegs klar gemacht zu haben, daß er jetzt seine Person einsetzen muß, und Sammer ist nach einigen Aeußerungen wohl kaum geneigt zu dem anscheinenden Wagniß zu rathen.

Zu Fuß durch den Regen zu dem Flügel-Adjutanten Strubberg. Langes Gespräch mit ihm; setze ihn au fait, wie ich nach Gotha gegangen. Zunächst um revolutionären Ueberstürzungen vorzubeugen, was sich weiter begeben, und wie die Sachen jetzt stehen. Es muß jemand dem König die Nothwendigkeit klar machen in der bisher verfolgten Politik Wandel zu schaffen. Ob in dieser Beziehung wohl durch den Prinzen Friedrich Karl etwas geschehen könnte? —

Strubberg glaubt nein! — Der Prinz Friedrich Karl ist reiner Soldat, für den Augenblick in das Studium des möglichen Kriegsschauplatzes vertieft — und außerdem aus Prinzip ein für alle Mal entschlossen sich in politische Fragen nicht zu mischen. —

Die Sache geht aber auch sonst auf diese Weise nicht, weil die Kreuzzeitungs-Partei, zu der sich der Prinz im Allgemeinen hält, nur in dieser einzigen, nur in der Schleswig-Holsteinischen Frage gegen Bismarck ist; mit seiner inneren Politik ist sie dagegen vollkommen einverstanden, und entfernt will sie ihn keineswegs wissen.

Da ich aber zeige, wie dringend die Gefahr ist, kommt Strubberg — der selbst erst übermorgen den Dienst hat — zu dem Entschluß, dem König auf einem Umwege schon heute insinuiren zu lassen, was ich sage.

Geffcken liest mir den Entwurf zu der beabsichtigten Adresse des Abgeordneten-Hauses vor. Sybel hat ihn verfaßt. Er ist im Ganzen gut. Doch nicht frei von Fehlern. Besonders muß ich tadeln, daß die Leute auch hier wieder in sehr ungeschickter Weise die Militärfrage einflechten; Das wird den König ganz unnützer Weise verletzen.

Geffcken: Man hat Sybel auch Vorstellungen und Vorwürfe darüber gemacht; Sybel antwortet aber: wenn wir wüßten, was Alles für Unsinn die Fortschrittsleute in der Adresse haben wollten, und was Alles für Unsinn man ihnen glücklich ausgeredet und wieder hinausgeschafft hat, so würden wir zufrieden sein mit der Adresse und dem Himmel danken, daß sie nicht schlimmer ist.

Abends daheim. — Die Dänen weichen auch aus Rendsburg und Friedrichstadt, weil ihnen die Aussicht auf schwedische Hülfe geschwunden ist. Die neueste hanseatische Depesche aus Kopenhagen, die mir Max Duncker mitgetheilt hat, lautet wie folgt:

„Kopenhagen, 12. December. Unter den neuesten Ereignissen hat keines hier so sehr überrascht und zugleich entmuthigt als der Rücktritt Schwedens von dem Bündniß mit Dänemark, das nach zuverlässigen Angaben am 13. November bis zur Unterschrift fertig, zu dessen Unterzeichnung sogar Graf Hamilton sofort nach Annahme der Verfassung telegraphisch beauftragt war, als plötzlich der Tod Friedrichs VII. dazwischen trat. Nur mit Mühe unterdrückt man in den nationalen Kreisen das Gefühl der Bitterkeit über diese unerwartete Täuschung."

„Die Bedeutung des Rücktritts, der der hiesigen Regierung seit 8 Tagen bekannt ist, wird dadurch erhöht, daß nach dem Inhalt der Verabredungen erst im Falle des Einrückens deutscher Truppen in Schleswig der Casus foederis eintreten sollte. Schweden hat mithin erklärt, daß es auch für die Vertheidigung Schleswigs und der Eidergrenze, die in seinen Noten mehrfach als des Nordens Grenze bezeichnet ist, keine Verbindlichkeiten übernehmen wolle."

„Man hat hier verschiedene Erklärungen für den Umschlag in der schwedischen Politik."

„Einige schreiben ihn dem Umstande zu, daß Napoleon durch Herrn Fournier dem König Karl von der Allianz habe abrathen lassen. Die Thatsache ist richtig, aber schwerlich das entscheidende Moment. Von anderer Seite wird behauptet, daß Graf Manderström, der der conservativen und vorzugsweise der antirussischen Partei in Schweden angehört, für ein Bündniß gegen Deutschland von vornherein wenig portirt war. Außer Stande den Thatendrang seines Souveräns zu

zügeln, sei er bemüht gewesen der Verhandlung die Spitze abzubrechen, und habe er schließlich den Congreß-Vorschlag so wie die Concentration russischer Truppen in Finnland benutzt den König zum völligen Rücktritt zu bewegen. Ohne den Gegensatz zwischen den Anschauungen des von nationalen Ideen beherrschten Königs und des Grafen Manderström in Abrede zu stellen, halte ich eine andere Erklärung für wahrscheinlicher."

„Ich habe schon früher berichtet, bis zu welchem Grade Friedrich VII. bei seinem letzten Besuche in Beskaskoy für den Plan der Vereinigung der nordischen Kronen gewonnen war. Berauscht von dieser Idee, hoffte der König Karl im Kriege für Dänemark eine Rolle zu spielen, die es ihm leicht machte, die ohnehin schon lebhaften Sympathieen der Dänen vollends zu erobern, und wenn nicht im Lande sich festzusetzen, so doch sich die Anwartschaft auf die Krone zu sichern. Der Prinz Christian sollte durch Holstein, Lauenburg, eventuell unter Zugabe eines Theiles von Schleswig entschädigt werden. Dieser Plan, von dem ich früher schon eine vertrauliche Andeutung erhielt, wurde in unerwarteter Weise durch die Thronbesteigung Christians gestört. Das gegen das Londoner Protocoll gerichtete Bündniß hatte seinen Zweck verloren, und wurde rasch aufgegeben. Daß die Nachricht von dem plötzlichen Thronwechsel den König Karl ganz außer Fassung gebracht hat, ist gewiß. Um aber diese Stimmung zu verdecken und jedes Mißtrauen zu beseitigen, hat er sich beeilt den General Wildt nach Kopenhagen zur Beglückwünschung zu senden, ehe noch einmal die Post die Mittheilung von dem Tode Friedrichs VII. nach Stockholm gebracht hatte. Auch die Manderström'sche vorschnelle Note zu Gunsten des Londoner Protocolls wird demselben Gedanken entsprungen sein."

„Man versichert, daß die Ordre zum Rückzug aus Holstein den Truppen ertheilt und bereits in Ausführung gebracht ist. Weitere Entschlüsse werden muthmaßlich erst nach Ankunft des Lord Wodehouse und des General Fleury gefaßt werden." — In diesen Mittheilungen liegt freilich der Schlüssel zu gar Manchem!

16. December. Zu Stockmar ins kronprinzliche Palais. Der Kronprinz soll, da ich ihn nicht mehr in England treffen werde, der Königin Victoria schreiben und mich ihr ankündigen.

Stockmar meint, Das wird er Alles gern thun; tadelt den Kronprinzen seiner langen Abwesenheit wegen, macht sich über den Herzog von Coburg lustig, ist aber im Uebrigen boutonnirt mehr als je. Will gar keine Meinung über die Zeitläufte aussprechen und meint, wenn man nicht mitten in den Dingen stehe, nicht selbst Antheil an den Geschäften habe, könne man eigentlich gar keine bestimmte Meinung haben und sei nicht befugt, eine solche auszusprechen. Als ob ich nicht wüßte, daß er den lebhaftesten Antheil an den Dingen nimmt und fleißig mit Holtzendorff und Sammer Briefe wechselt.

17. December. Die Zeit vergeht und ich bringe nicht Viel zu Stande; kaum daß ich mit meinem Brief an Sammer fertig werde.

Ich schreibe wie die Dinge hier stehen. Die Dänen weichen auch aus Rendsburg und Friedrichstadt, weil ihnen die Hoffnung auf schwedische Hülfe geschwunden ist; daß man diese Plätze fordert, führt also nicht zum Krieg. — Man muß demnach die Anerkennung des Herzogs am Bundestage betreiben, oder wenigstens, um den Conflict herbeizuführen, dessen wir bedürfen, von den Dänen Dinge verlangen, von denen man gewiß wissen kann, daß sie nicht bewilligt werden: Räumung auch des Herzogthums Schleswig — Rücksendung der holsteinischen Truppen aus Seeland u. s. w.

Vor allen Dingen muß der Herzog Friedrich in Person nach Holstein eilen, sobald die Bundestruppen eingerückt sind u. s. w.

Nach meiner Ansicht muß der Herzog zunächst in aller Stille nach Eutin gehen, dort ist er auf neutralem — oldenburgischem — Boden, ganz in der Nähe und doch in Sicherheit. Dort kann er abwarten, daß die Stände — oder die Notablen — von Holstein ihn proclamiren, und ist das z. B. in Plön geschehen, so kann er in zwei Stunden zur Stelle sein und die Regierung übernehmen, ohne daß irgend wer es zu verhindern vermöchte — während seiner Reise von Gotha nach Holstein in einem solchen Fall wohl Hindernisse in den Weg gelegt werden könnten.

18. December. Die Zeitungs-Nachrichten über kriegerische Absichten Schwedens kommen sämmtlich über Kopenhagen und sind unmittelbar aus Schweden noch nicht bestätigt worden. — Außerdem

ist die Sache auch an sich nichts weniger als wahrscheinlich. Wäre der Krieg noch zu Lebzeiten Friedrichs VII. ausgebrochen, dann hätte der König von Schweden ohne Zweifel den thätigsten Antheil daran genommen, um festen Fuß im Lande zu fassen und sich selbst die Nachfolge in Dänemark zu sichern —: aber jetzt! sich einfach für Christian IX. zu schlagen, und um dessen Thron zu befestigen —: dazu hat wahrscheinlich Niemand Lust in Schweden.

Dem Hanseatischen Gesandten in Kopenhagen ist eine Depesche Rechbergs an Brenner, den österreichischen Gesandten in Dänemark, mitgetheilt worden. Graf Rechberg sagt darin: Die Anerkennung Christians IX. sei keineswegs von Seiten Oesterreichs abgelehnt worden, sondern nur „suspendue" bis er, der neue König, Garantieen gegeben habe, daß er seine engagements in Beziehung auf die Herzogthümer erfüllen werde. Nicht einmal die Verträge von 1851 sind in dieser Depesche ausdrücklich genannt!

Auf einem Spaziergang im Thiergarten hat Geffcken ein langes Gespräch mit dem italienischen Gesandten Launay gehabt, und ihn darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die Schleswig-Holsteinische Bewegung günstig für Italien ist. Sie beruht auf dem Grundsatz der Berechtigung der Nationalitäten, den auch Italien für sich in Anspruch nimmt; Oesterreich wird dadurch, daß es sich widersetzt, vollständig isolirt; die deutschen Klein- und Mittelstaaten wenden sich von ihm ab, und werden es ihm gönnen, wenn es Venetien verliert. Hohenthal, der hiesige Gesandte Sachsens, sagt ganz unverhohlen: „Oesterreich wird Venetien verlieren, und wir werden Schleswig-Holstein gewinnen; das ist ein Tausch, den wir uns können gefallen lassen." — Launay wendet ein, es sei aber doch nicht das Recht der Nationalitäten, das geltend gemacht werde; der Grundsatz der Legitimität werde zu sehr vorangestellt. — Geffcken erwidert: gleichviel wie man die Sache den Höfen gegenüber nennt; was die Massen in Bewegung setzt, ist doch das Interesse der Nationalität. — Das giebt Launay am Ende zu und meint dann selbst, Bismarck handle nicht weise, sich der Strömung zu widersetzen. Er werde auch der Macht der Dinge unterliegen: „Bismarck succombera." — Derselben Ansicht ist auch Nothomb,

der die belgische Revolution mit erlebt hat, und seine Anschauungen von dort entlehnt. —

Ich habe mich entschlossen, morgen schon nach Gotha zurück zu reisen, so wenig man mir auch von dort aus Eile macht. Ich gehe hin, um die Leute dort nach Holstein zu treiben, wohin sie keine Lust haben zu gehen.

19. December. Stockmar sendet mir ein Telegramm vom Kronprinzen, ob ich nicht über Karlsruhe reisen und ihn dort treffen kann? — Ich antworte: Das geht nicht, weil ich nicht wissen kann, wann ich aus Gotha abgefertigt werde. Ich liefe Gefahr, ihn in Karlsruhe zu verfehlen, eben wie in England. Von morgen an aber werde ich seine Befehle in Gotha erwarten.

Abends, im letzten Augenblick, wie ich eben meine Wohnung verlassen will, kommt ein Bote von Stockmar mit Briefen: einem an den Kronprinzen, den ich durch die Eisenbahn nach Karlsruhe befördern soll, und einem an Holtzendorff.

Max Duncker erwartete mich auf dem Bahnhof und sprach noch so lange als möglich mit mir an der Thür meines Wagens, um mir das Neueste mitzutheilen.

Der König hat die Adresse des Abgeordnetenhauses ganz gewaltig übel genommen; er entnimmt daraus, daß das Haus der Abgeordneten auswärtige Politik machen will, was ihm nach der Verfassung gar nicht zukommt; er vermerkt, wie leicht vorherzusehen war, sehr übel, daß die Leute die Armee-Organisationsfrage hineingemischt haben; — er weiß außerdem, daß sie 6 Millionen von dem Militärbudget absetzen, und in Folge dessen wird er die Deputation des Abgeordnetenhauses gar nicht empfangen. — Nebenher ist er krank.

Was Holstein anbetrifft, hat der König gar Nichts dagegen, daß dort die Landesstände zusammenberufen werden; er will vielmehr ausdrücklich, daß es geschehe, sobald die Bundestruppen im Lande sind. Ob er alle Consequenzen dieses Schrittes übersieht, ist die Frage, meint Max Duncker. — Der Herzog Friedrich muß sobald als möglich nach Holstein, Das versteht sich; Max Duncker wirft aber die Frage auf, was ist besser: soll der Herzog ohne Weiteres

nach Holstein eilen, dort die Stände versammeln und sich von ihnen anerkennen lassen? oder sollen die Stände sich zuerst freiwillig versammeln, und der Herzog erst dann erscheinen, wenn sie ihn proklamiren?

Ich halte das Letztere für das Beste. Für den hiesigen Horizont ist es ziemlich einerlei, in welcher Ordnung die Dinge geschehen; in Paris aber und besonders in London macht es ohne Zweifel einen weit günstigeren Eindruck, wenn die Stände und das Land die Initiative ergreifen, und der Herzog nicht anders als gerufen auftritt. — Max Duncker scheint sich meiner Ansicht anzuschließen.

Abreise um 3/4 8. — Mit demselben Zuge reisen 50 Abgeordnete, alle zusammen in besonders bestellten Wagen zum Abgeordneten-Tage nach Frankfurt a. M. — Vincke-Olbendorf ist darunter, ich sehe ihn aber nicht. Auf einer Station wird den Herren eine Ovation gebracht — ich konnte im Dunkeln nicht unterscheiden ob es in Weißenfels war oder in Kösen. Es stand da auf dem Bahnhof ein „Turnverein" mit bunten Papier-Laternen; irgend Jemand hielt eine kurze Anrede in das Wagenfenster hinein — irgend Jemand — in meinem Wagen vermuthete man Virchow — sprach eine kurze Antwort zum Wagenfenster hinaus — Hoch! — und wie wir weiter fuhren, ein patriotischer Gesang.

In meinem Wagen hatten wir auch einen Abgeordneten Ludwig, aus Mühlhausen, der aber einfach nach Hause fuhr auf die Weihnachtsfeiertage.

Prinz Friedrichs Entschluß nach Holstein zu gehen.

20. December. Gotha. Zunächst zu Holtzendorff, dem ich nahe bei seinem Hause im Freien begegne. — Er erbricht Stockmars Brief, der beginnt mit den Worten: „Was Sie mir aus Gotha schreiben ist sehr niederschlagend" (nämlich daß die Leute hier nicht nach Holstein wollen) — das Uebrige liest Holtzendorff für sich.

Der Herzog ist in diesem Augenblick in München und wird noch heute Abend zurückerwartet. Der Prinz Christian ist nach dem südlichen Deutschland gereist, nachdem er ohne etwas auszurichten aus Braunschweig zurückgekehrt war; er soll die dortigen Höfe günstig zu stimmen suchen, namentlich den alten König von Württemberg. Der sogenannte „Herr Hansen aus Schleswig" ist verschwunden, dagegen ist Edelsheim aus Karlsruhe zurückgekehrt. Vor dem Schloß treffen wir Major v. Schmitt, der sich sehr verstimmt zeigt und höchst ungeduldig. Der Herzog soll und muß nach Holstein, meint der auch und ist sehr verdrießlich, daß man dabei Bedenken findet.

In das Palais zu Sammer, langes Gespräch mit ihm; bestehe darauf, daß der Herzog Friedrich nach Holstein muß, sobald die Bundestruppen eingerückt sind; meine Gründe sind dieselben, die ich schon schriftlich angedeutet hatte.

Sammer hat aber ganz und gar keine Lust zu dem Abenteuer, und will nicht nach Holstein; ich könnte sagen: er will durchaus nicht. Er fragt — nota-bene nachdem ich meine Gründe vorgetragen hatte, und wohlweislich nicht blos als meine persönliche Ansicht, sondern als die einstimmige Meinung der „Berliner Freunde" —: Wozu soll denn der Herzog eigentlich nach Holstein gehen? — Was soll denn der Herzog eigentlich da machen? — Soll er etwa blos einen Triumphzug durch das Land halten? — Das wäre sehr unnöthig! — Oder soll er wirklich die Regierung des Landes übernehmen? — Dadurch würde er sich über die Bundesbeschlüsse hinwegsetzen, die doch seine beste Stütze sind; — gegen den Bundestag auftreten, auf den er doch vor allen Dingen rechnen muß! — „Es ist viel leichter zu sagen, der Herzog muß nach Holstein, als zu sagen, welche Rolle er da spielen soll." — Soll er etwa das Land durch Proclamationen auffordern die Bundescommission nicht zu beachten, und nur ihm zu gehorchen?

Ich: Das braucht er ganz und gar nicht; er kann alle mögliche Deferenz für sie haben und annullirt sie doch durch sein bloßes Dasein.

Sammer: Die Sachen stehen gar nicht mehr so, daß man zu gewagten Schritten seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Sie stehen sehr gut und werden auch ohne Das gehen.

Das Land (Schleswig-Holstein) wird Alles ganz allein machen; es benimmt sich ganz vortrefflich! — Er kann mir sagen was Alles vorbereitet ist und geschehen wird. Ueberall wird der Herzog proclamirt werden, so wie die Dänen abziehen. Zuerst, Montag, in Altona, wo es schlimme Händel geben kann, wenn etwa der von Dänemark eingesetzte Magistrat sich der Volksbewegung nicht anschließen will. — Am Dienstag treten die Holsteinischen Stände in Plön zusammen und proclamiren den Herzog. Am Mittwoch findet eine große Volksversammlung bei Elmshorn statt; es werden da wenigstens 20,000 Menschen zusammen kommen, auch der größere Theil der Ritterschaft wird Theil nehmen; da wird natürlich wieder der Herzog proclamirt; eine Partei, die demokratische, wird sogar mit dem Vorschlag hervortreten, man solle die Bundes-Commissäre gar nicht, und nur die Autorität des Herzogs als rechtmäßigen Landesherrn anerkennen. — Ich solle aber ja alle diese Herrlichkeiten nicht nach Berlin schreiben. — Und gegen das Alles können Oesterreich und Preußen gar Nichts thun, sie müßten denn geradezu die Waffen gegen das Land kehren wollen.

Ich: Warum sollten denn aber Oesterreich und Preußen nicht sehr geneigt und gern bereit sein die Waffen gegen das Land zu kehren?

Sammer: Das Land wird sehr bald für jeden Anderen unregierbar werden; es wird sehr bald dahin kommen, daß der Bundestag den Herzog wird bitten müssen, nach Holstein zu gehen und die Regierung zu übernehmen. — Und was Bismarck anbetrifft, der fällt doch nicht, wenn auch der Herzog nach Holstein geht; er lenkt ein!

Da Sammer sah, daß er mich nicht überzeugte, flüchtete er am Ende in das Geheimnißvolle und meinte, wenn mir alle Umstände bekannt wären, würde ich anders urtheilen. —

Die Leute hier, Sammer und die Anderen, haben nur ihre eigene Sache, nur die Herzogthümer im Auge; wenn die Sache gelingt, gleichviel wie und auf welchem Wege, ist ihnen ziemlich einerlei, in welche Lage Preußen dabei geräth. — Das heißt allerdings ihre besondere Angelegenheit nicht in umfassender Weise deutsch-patriotisch auffassen — indessen es läßt sich erklären.

Daneben aber zeigt sich ein sehr großes Verlangen sich durch die Ereignisse getragen zu sehen — und die Hoffnung sich ganz einfach durch den Bund in die Regierung des Landes — der Herzogthümer — eingeführt zu sehen, ohne daß es dazu einer eigenen That bedürfe. Um sich selbst Entschluß und That ersparen zu können, legt Sammer Bundesbeschlüssen und Demonstrationen eine Bedeutung bei, die sie in der Wirklichkeit nie haben können. —

Unser Kronprinz kommt jetzt aus Karlsruhe zurück nach Berlin; der Herzog und Sammer werden ihm bis Guntershausen entgegen fahren, und die Fahrt von dort bis hierher mit ihm zusammen machen. Ich möchte ihm noch etwas weiter, womöglich bis Marburg entgegen fahren. Sammer meint aber, ich solle auf Bescheid warten, wenn der Herzog zurück kommt.

Wie waren wir irre, als wir glaubten, man müsse die Leute hier von einem übereilten Versuch auf Schleswig zurück halten! — Jetzt, wo der Augenblick gekommen ist, können wir sie im Gegentheil nicht bewegen auch nur nach Holstein zu gehen!

Diner im Palais, bei dem Sammer die Honneurs macht. Ich sitze neben ihm und unterlasse natürlich nicht, die Gelegenheit zu einem neuen Angriff zu benutzen.

Ich: Der Herzog muß doch sofort nach Holstein, trotz Allem was Sie mir gesagt haben. Denn die Bewegung im Lande, Versammlung der Stände, Volksversammlungen und deren Erklärungen und Demonstrationen: das Alles kann niedergeschlagen oder ignorirt werden, und hilft möglicher Weise zu gar Nichts. Das einzige Hinderniß über das die Gegner nicht hinaus können, ist die Person des Herzogs im Lande.

Sammer: O! es ist gar Nichts zu befürchten! Die Bundes-Commissäre sind vortrefflich, namentlich der sächsische, Könneritz, der hat hier angefragt, bei dem Herzog, wie, aus welchen Persönlichkeiten er das neue Ministerium in Holstein zusammen setzen solle.

(NB. Als ob dergleichen etwas helfen könnte oder vollends genügte ohne reale Macht!)

Rauchstübchen. Da sitzen Edelsheim, Schmitt, und Tempeltey mit Sammer an einem Kartentisch — und die beiden, Schmitt und

Tempeltey, setzen ihm hart zu: der Herzog soll nach Holstein. Schmitt hat dabei ein Hamburger Witzblatt zum Ausgangspunkt und Thema genommen; ein Gedicht „Dolce far niente“, das darin steht, verspottet nämlich die Unthätigkeit des Herzogs. — Samwer wehrt sich wie ein Advocat mit der größten Gewandtheit und weiß, in die Enge getrieben, immer wieder ein Hinterthürchen zu finden — sucht darzuthun, daß der Aufbruch des Herzogs nach Holstein gar nicht nöthig sei, ja gar keinen Zweck haben könne — und flüchtet am Ende wieder in die Region des Geheimnißvollen, indem er andeutet: Es seien gar mancherlei Rücksichten zu nehmen, von denen die Herren keine Ahnung hätten. — Dabei zeigt er sich in einem hohen Grade nervös gereizt.

Da Tempeltey die Bemerkung einfließen läßt, man thue auch in der Presse nicht genug, erwiedert Samwer: man thue das Mögliche; — aber die Herren wollten ja nicht schreiben; sie wollten alle Gesandte sein!

Edelsheim liest während dieser ganzen Scene with all his main and might eine Zeitung — ist so vertieft in sein Blatt, daß Niemand ihm zumuthen kann zu wissen, was sonst um ihn vorgeht. — Ich gehe im Zimmer auf und ab — bin auch sehr vertieft in Gedanken, und werde Nichts davon gewahr.

Nachdem sich aber Samwer entfernt und die Gruppe zerstreut hat, setze ich mich zu Edelsheim und habe sotto voce ein ernstes Gespräch mit ihm: der Herzog muß sobald als möglich nach Holstein, weil er wahrscheinlich dadurch in Berlin den Umschwung herbeiführt, der der Sache den Ausschlag geben würde, und der sogar nothwendig ist, da Preußen denn doch schließlich die Sache machen muß, wenn sie überhaupt gelingen soll. Sie geht nun einmal in keiner anderen Weise.

Edelsheim ist particularistisch gesinnt und großdeutsch; seine Sympathieen sind entschieden für Oesterreich; er will daher nicht Wort haben, daß die Sache nur durch Preußen gemacht werden kann, und protestirt sogar sehr lebhaft gegen diesen Gedanken; er meint, „die kleineren deutschen Staaten, Baiern an der Spitze, müssen in der Sache vorgehen ohne die Großmächte“ — sie müssen die Sache allein durchführen — und können

das auch. Daß von Oesterreich feindliche Maßregeln zu befürchten sein könnten, will er nicht glauben — auch nicht, daß Karolyi wirklich in Berlin die Vorschläge hingeworfen habe, deren ich gedenke. Das Alles schadet aber nicht viel, da er doch darüber mit mir einverstanden ist, daß der Herzog nach Holstein muß, sowie die Bundestruppen im Lande sind, und auch seinerseits dahin wirken wird. Er sagt sogar, das sei sein Auftrag. Dazu sei er hier.

Der Herzog kommt spät aus München zurück; ich verzichte darauf, ihn heute noch zu sehen; d. h. ich mache gar keinen Versuch.

21. December. Sammer ruft mir entgegen: „Vortreffliche Nachrichten aus Frankfurt (am Main) — Baiern geht sehr entschieden vor und verlangt die Anerkennung des Herzogs; Preußen hat sich schwankend gezeigt — sie schlagen Chamade!"

(NB. Recht schön, wenn es so ist; als Preuße freilich wäre mir eine solche Wendung immerhin nicht ganz recht; Chamade schlagen, uns dem Willen des Bundestages fügen —: bringt uns Das an die Spitze Deutschlands? — Voran gehen müßten wir und führen!)

Der Herzog sagt mir, er habe in München den König von Baiern in „sehr gehobener Stimmung" gefunden, und „im vollen Bewußtsein seiner Stellung". (Das heißt: der König von Baiern steuert auf die deutsche Trias los, und meint, jetzt sei der günstige Augenblick für ihn gekommen, Baiern als die dritte Großmacht in Deutschland zur Geltung zu bringen. Das ist die „Stellung", deren Bewußtsein er hat.)

Gespräch mit Francke. Der ist ruhiger, fester, besonnener als Sammer — und auch der Meinung, daß der Herzog nun sofort nach Holstein aufbrechen muß; es kann darüber nach seiner Ansicht gar nicht zweierlei Meinung geben; er ist fast verwundert, daß ich zweifle, ob es geschehen wird — und glaubt, er wird mir schon heute Abend melden können, daß der Entschluß definitiv gefaßt ist.

Bei Tische sitzt Sammer zwischen mir und Frl. v. Krogh. Sie fragte, wie denn der alte Herzog von Augustenburg, der Vater, die Tages-Ereignisse beurtheilt? Sammers Antwort: Er steht noch ganz auf seinem alten und veralteten Standpunkt, und hat keinen Begriff davon, daß es sich um nationale Interessen handelt. Für

ihn ist die Frage lediglich eine persönliche; seine Rechte, die Rechte seines Hauses sind verletzt worden —: darum dreht sich das Ganze nach seiner Ansicht. Daß man die dänische Monarchie beisammen halten wollte, findet er ganz recht und billig, aber man hätte es anders anfangen müssen. Man hätte müssen das Erbrecht in Dänemark ändern, dort männliche Erbfolge einführen, — meint er, — dann wäre Er König von Dänemark geworden so gut wie Herzog von Schleswig-Holstein, und Alles wäre in der schönsten Ordnung gewesen.

Nach Tisch ein langes Zwiegespräch mit dem Herzog in seinem Cabinet. Da erhalte ich den Commentar zu den früheren Worten über die gehobene Stimmung des Königs von Baiern, sehr ausführlich, und mit einer Klarheit, die Nichts zu wünschen läßt.

Ich gewahrte nämlich sehr bald mit Schrecken, daß die Reise nach München dem Herzog gar nicht gut gethan und sehr Viel verdorben hat. Er ist am bairischen Hofe, wo man particularistisch-dynastische Zwecke verfolgt, ganz den Intriguen verfallen, die dort angezettelt werden, und kehrt seltsam eingesponnen in die dort herrschenden Ansichten zurück. Um das Unheil vollständig zu machen, hat die „gehobene Stimmung" des Königs von Baiern auch ihn angesteckt und ihm eine sehr erhabene Idee eingeflößt von Dem, was Baiern vermag.

Er ist diesen Einflüssen in solchem Maße verfallen, daß er Preußen gar nicht zu brauchen glaubt!!! — Was in Berlin vorgeht, ist jetzt in seinen Augen von sehr untergeordneter Bedeutung.

Ich berichte, wie die Sachen in Berlin stehen, und welche Rathschläge „unsere dortigen Freunde" dem Herzog vorlegen. Sie fordern ihn auf nach Holstein zu gehen, theils weil er, einmal im Lande, nicht mehr beseitigt werden kann, — theils weil er dadurch wahrscheinlich in Berlin den System-Wechsel herbeiführen würde, der die günstige Entscheidung seiner Sache unfehlbar zur Folge hätte.

„Ihr Standpunkt ist der preußische!" bemerkt der Herzog seltsam vornehm, und meine Vorschläge wie meine Ansichten werden demgemäß kühl abgewiesen.

Er belehrt mich: wenn er überhaupt nach Holstein geht, wird

es geschehen ohne alle Rücksicht auf Preußen — er „speculirt“ auf den Geist des deutschen Volkes, auf die Mittelstaaten, auf den herrschenden Zwiespalt unter den Großmächten. — Bezüglich Frankreichs meint er, die freundschaftliche Gesinnung Napoleons, die ihm keine Hindernisse in den Weg legt, genüge von dieser Seite. — Er rechne um so weniger auf Preußen, weil ihm dort nicht blos das gegenwärtige System im Wege stehe; er gewahre dort überhaupt einen großen Mangel an Energie. — Der Geist im preußischen Offizier-Corps sei abscheulich; das preußische Offizier-Corps sei der Ansicht, Er, der Herzog, müsse jetzt seine Sache aufgeben und fallen lassen, weil die Liberalen sich ihrer angenommen haben; denn da Das einmal geschehen sei, könne kein Mann von Ehre mehr etwas mit ihr zu thun haben. — Er, der Herzog, rechne auch deshalb nicht auf Preußen, weil Bismarck sich bereits so weit engagirt habe, daß selbst ein anderes Ministerium die Schritte nicht mehr zurück thun und die einmal eingeschlagene Politik nicht mehr ändern könne.

„Preußen steht gegenwärtig sehr tief im übrigen Deutschland.“

Sehr nonchalant, vornehm-nachlässig hingeworfen, fügt der Herzog zuletzt hinzu: wolle Preußen sich später seiner Sache anschließen, so werde ihm das natürlich ganz lieb sein. Aber er gehe seinen Weg ohne alle Rücksicht auf Preußen.

Nach Holstein könne er gegenwärtig nicht gehen, denn er würde sich dadurch mit dem Bundesbeschluß in Widerspruch setzen und die Autorität der Bundes-Commissäre negiren. —

„Viel lernte er auf dieser kurzen Reise!“ — Ueberall, in jedem Wort schimmern die Münchener Einflüsse durch, die ihn in den seltsamen Wahn eingesponnen haben, Baiern und die Mittelstaaten vermöchten seine Sache allein ohne — wohl gar gegen Preußen durchzuführen. Es zeigt sich, daß man ihm dort den Glauben beigebracht hat, er brauche nur Alles getrost dem Bundestage zu überlassen —: und im Hintergrunde zeigt sich, was er selber nicht gesehen hat, nämlich wie hocherfreut man in München über Bismarcks Haltung ist. Man will in München recht ausdrücklich nicht, daß bei uns ein System-Wechsel bewirkt werde. Preußen soll auf

falschen Wegen weiter wandeln — es soll darin nicht gestört — ja es soll nöthigenfalls wohl gar verhindert werden oder abgehalten, eine heilsame Wendung zu machen, und sich an die Spitze der nationalen Sache zu stellen. Das darf nicht geschehen, damit für Baiern Raum bleibe, sich als dritte Großmacht zu erheben und an die Spitze Deutschlands zu stellen. Deshalb ist auch der Herzog dahin bearbeitet worden seinen Weg zu gehen, ohne auf Preußen Rücksicht zu nehmen — und gar Nichts zu thun, um Preußens Beistand zu gewinnen. Man hat ihm gesagt nicht nach Holstein zu gehen — vielleicht ausdrücklich, damit er nicht durch einen solchen entscheidenden Schritt einen, dem bairischen Hof unerwünschten, System-Wechsel in Berlin veranlaßt!

Welche Thorheit, welche Verblendung von Seiten der Mittelstaaten und zumal Baierns! — welch' eine Ueberschätzung ihrer eigenen Bedeutung und Macht liegt darin! — Und welche Verblendung von Seiten des Herzogs an diesen Wahn zu glauben, die Hohlheit dieser Wahngebilde nicht zu durchschauen! — Wie kann man nur in so seltsamer Weise vergessen, daß es am Ende die realen Machtverhältnisse sind die entscheiden, und daß den deutschen Mittelstaaten die reale Macht fehlt! —

Merkwürdig ist dabei, wie verkehrt der einmal befangene Sinn mit einer gewissen Folgerichtigkeit urtheilt. — Wenn ich oder ein Gleichgesinnter dem Herzog Friedrich redlich sagt: Sie müssen einen System-Wechsel in Preußen hervorrufen, denn ohne Preußen geht die Sache nicht —: dann bildet er sich ein, es sei uns nur um diesen Wechsel zu thun, und wir wollten seine Sache lediglich in unserem Interesse benutzen. — Wenn man ihm dagegen in München erzählt, er brauche Preußen gar nicht, er solle sich nur unbedingt auf Baiern verlassen — so merkt er durchaus nicht, daß man dort wirklich seine Sache bairischen Sonderzwecken dienstbar macht, und ihn, ohne sonderliche Rücksicht darauf, wie er selber dabei fährt, lediglich im Sinn dieser Sonderinteressen und dynastischer Selbstsucht beräth!

Jetzt da die Dinge so stehen, wird Sammers Scheu vor Entschluß und That bereitwilliger als je zuvor Gehör finden — und jetzt wird auch Edelsheims Großdeutschthum und Particularis-

mus gefährlich. Auch der wird den Herzog in seinem Wahn bestärken.

Ich verließ den Herzog sehr wenig erbaut und in großer Aufregung. — Tiefer Unmuth. — Gewaltiges Verlangen mich ganz von der Sache und zunächst von der Sendung nach England los zu sagen, da ich doch wahrhaftig einer bairischen Intrigue und den Einleitungen zu einem neuen Rheinbund nicht dienen kann und nicht dienen will.

22. December. — An Max Duncker mein gestriges Gespräch mit allen Folgerungen und meinen wankenden Entschluß ausführlich berichtet.

Brief von Geffcken. „Nachrichten meiner Collegen lassen mich durchblicken, daß in München Beust und Schrenck den Herzog bearbeitet haben, sich ja nicht vom Bundesstandspunkte zu entfernen und nicht nach Holstein zu gehen; dann werde Alles am Schnürchen gehen; das Land könne ja seine friedlichen Manifestationen zu Gunsten der Augustenburger Succession machen. Wenn der Herzog sich von diesen Leuten bethören läßt, so mag er sehen wie weit er damit kommt. Die Dänen ziehen sich zurück, die Sachsen folgen ihren Fußstapfen, wegen Rendsburg wird es nicht zum Conflict kommen; dann fangen Oesterreich und Preußen an zu verhandeln und werden Ende Sommers so weit sein, die Herzogthümer wieder an Dänemark zu geben; von Schleswig wird kaum die Rede sein."

„Um mich in einem historischen Beispiel zu sammen zu fassen, was vielleicht auf den Herzog Eindruck macht:"

„Wenn er wie der Graf Chambord warten will, bis ihm die reife Frucht in den Schoß fällt, so wird er soviel ausrichten wie dieser; wenn er aber wie König Leopold von Belgien handelt und ohne zu warten in Ostende landet, so kann er wie dieser die Krone erwerben."

„Wenn die Leute Dies nicht einsehen, so heißt das für mich eben einfach, daß ihnen der politische praktische Blick fehlt; aber dann können auch Sie Ihre edle Zeit besser brauchen, als zu einer nutzlosen Reise nach England."

„Der Kronprinz kommt, wie Sie wohl schon wissen, erst in der

Nacht von Dienstag auf Mittwoch durch Gotha; er muß hier zuerst gemäßigt auftreten, das Gemeinsame in den Ideen des Königs betonen, erst bei der Krisis in Holstein scharf einsetzen; macht man dieselbe freilich muthwillig todt, so kann auch er Nichts machen."

Geffcken sendet noch ein Beiblatt mit, das ich zeigen kann:

„Folgendes sind die neuesten Nachrichten aus Kopenhagen 17. d.: die Ordres zum Rückzug der dänischen Truppen aus dem Bundesgebiet sind nach Holstein abgegangen; man wünscht den Rückzug so bewerkstelligt zu sehen, daß die Bundestruppen den dänischen möglichst auf dem Fuße folgen um einen Aufstand zu verhindern. Es sollen zu diesem Zwecke Unterhandlungen angeknüpft werden. Den Brückenkopf auf dem linken Eiderufer bei Friedrichstadt und das nach Süden befestigte Rendsburg will man wegen der strategischen Wichtigkeit noch nicht aufgeben, doch ist es fraglich, ob man es auf einen Conflict deshalb ankommen läßt."

„Die Lage König Christians ist noch sehr prekär, man mißtraut ihm fortwährend und jedes persönliche Eingreifen ist unmöglich, weil dies die Dynastie bis zum Sturz gefährden würde; ein Ministerium Blome oder Moltke würde als Rückkehr zum Absolutismus angesehen, Andrae steht ganz allein, der König wird also mit Hall bis zu Ende gehen müssen, d. h. bis sich derselbe selbst aufgiebt, denn entschlossen zurück gehen kann er nicht."

„Die Nachrichten über Schwedens Hülfe sind aus der Luft gegriffen, der Skandinavismus ist nur im König, und wenn sich derselbe mit Einwilligung Manderströms zu aktivem Einschreiten entschließen sollte, so wird die Rettung Dänemarks nicht das Ziel sein."

„Am 17. haben die Conferenzen zwischen Wodehouse, Fleury, Ewers und Hamilton begonnen; Fleury soll ziemlich ohne Instructionen sein, die von Ewers sind in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ganz richtig analysirt."

In dem einen Umstand, daß Napoleon III. seinem Vertrauten Fleury keine Instructionen mitgegeben hat zu den Conferenzen, verrathen sich die Pläne seiner Politik mit einer Deutlichkeit, die jedem Staatsmann genügen und keinen Zweifel lassen sollte. Er will Alles in der Schwebe lassen, sich selbst in keiner Weise binden

und ganz freie Hand behalten, damit er zu seiner Zeit für Deutschland und die Herzogthümer in die Schranken treten und den neuen Rheinbund bilden kann!

Diner beim Herzog, heute schon um 4 Uhr, damit er mit Sammer nach Guntershausen fahren kann. — Sammer theilt mir in der besten Stimmung die neuesten Nachrichten aus Dänemark mit. Die Dänen haben allerdings Deutschland und Preußen wieder mit dem frevelhaftesten Uebermuth beleidigt. Die Wahlen sind in Schleswig dem neuen Grundgesetz zu Folge und nach den darin vorgeschriebenen Modalitäten ausgeschrieben; außerdem ist eine sehr kriegerisch gehaltene königliche Proclamation erschienen — und endlich, was die Hauptsache ist —: der dänische Reichsrath ist geschlossen worden, ausdrücklich, wie Jedermann sieht, um jede von Seiten Deutschlands geforderte Concession unmöglich zu machen, ausdrücklich damit das neue Grundgesetz gar nicht zurückgenommen werden kann, da Das nicht ohne Zustimmung des Reichsraths geschehen könnte. „Nun kann der König heraus, wenn er will, und Bismarck bleibt!" sagt Sammer.

Ich: Ohne System-Wechsel in Berlin, und wenn der Herzog nicht nach Holstein geht, hilft Euch auch das Alles Nichts!

Sammer: Also Bismarcks Entfernung?

Ich: „System-Wechsel in Berlin! Ob mit oder ohne Bismarck macht für uns einen sehr großen Unterschied, Euch kann es gleichgültig sein." — Mit großem Ernst und Nachdruck füge ich dann hinzu: „Wenn der Herzog nicht in diesen Tagen nach Holstein geht, ist die Sache dennoch verloren, trotz aller günstigen Conjuncturen; wenn der Herzog glaubt, daß er die Sache ohne Preußen, mit den Mittelstaaten allein durchsetzen kann, dann lebt er in einem Wahn, der ihn in das Verderben reißt."

Meine Worte scheinen einigen Eindruck zu machen. Sammer wird ernst und schweigt. — Der Herzog und er fahren ab nach Guntershausen.

Langes Gespräch mit Francke in seinem Cabinet. Ich hatte es gefordert und mit ihm verabredet. Ich stelle ihm mit Nachdruck vor, wie verderblich der Wahn ist, in dem der Herzog lebt, — daß er

sich nämlich auf die deutschen Mittelstaaten stützen will, denen nun einmal die reale Macht fehlt seine Sache durchzuführen; wie unglücklich daher, daß der Herzog Friedrich in München für bairische Hirngespinste gewonnen worden und bairischen Intriguen verfallen ist. Die realen Machtverhältnisse entscheiden; wenn die Sache überhaupt gemacht werden soll, muß sie schließlich durch Preußen gemacht werden; ohne Preußen kann sie ein für allemal nicht durchgeführt werden, denn wenn Rechberg und Bismarck 100,000 Mann nach Holstein senden, das Land in Besitz nehmen und als thatsächliche Herren darin schalten, was helfen dann alle Bundesbeschlüsse und das Gebahren der Kleinen!

Francke: Durch das Hannöverische Gebiet könnten Bundestruppen doch immer durchkommen nach Holstein ohne preußisches Gebiet zu berühren.

Ich: Wenn aber die Hannöverischen Lande durch andere 100,000 Preußen besetzt sind, wie denken Sie sich dann das Durchkommen der Bundestruppen? — Wenn der Herzog jetzt nach Holstein geht, ruft er in einer oder anderer Weise in Berlin eine günstige Wendung hervor, die entscheidend sein wird; thut er Das nicht, so ist seine Sache verloren.

Francke: „Nach Holstein muß er, das versteht sich!" — Die Sache kommt morgen zur Berathung — wird nicht der Entschluß gefaßt dorthin aufzubrechen, so giebt Francke die Sache eben auch verloren, sagt sich von ihr los und geht nach Coburg zurück.

Ich: Dann trete auch ich zurück, denn ich bin keineswegs geneigt in London eine von vornherein verlorene Sache zu vertreten. Eben deshalb aber müßte ich sofort erfahren, was beschlossen worden ist.

Francke verspricht mich stets davon in Kenntniß zu erhalten, was beschlossen wird; — natürlich unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses. Fragt, welche Art der Ausführung der Reise ich vorschlagen würde? Die Ansichten seien getheilt, Einige meinten der Herzog müsse entschlossen „mit offenem Visir" nach Holstein aufbrechen, und weder aus seiner Reise noch aus deren Absicht ein Geheimniß machen, Andere schlügen vor, er solle incognito ganz in der Stille reisen, um nirgend verhindert zu werden. —

Ich halte die Reise ganz in der Stille und incognito für das Zweckmäßigere, und was den Weg anbetrifft, über den Francke auch meine Meinung wissen möchte, so denke ich, der Herzog müßte die Linie Halle-Magdeburg-Wittenberge-Lübeck wählen, und von dort nach Eutin gehen. Hamburg, wo die Oesterreicher sind, muß er natürlich meiden — überhaupt den „Weißröckeln" aus dem Wege gehen; denn was die im Stande wären zu thun, geht aus Karolyi's Vorschlägen hervor. — Von preußischen Truppen braucht der Herzog, wenn er ihnen begegnen und erkannt werden sollte, nichts der Art zu befürchten. Die preußischen Generale haben gewiß nicht den bestimmten Auftrag ihn vorkommenden Falls anzuhalten, und ohne den bestimmten Befehl dazu thut es kein preußischer Offizier. —

Abend bei Holtzendorff, der wieder seinen Unmuth über Herzog Ernst ausspricht. — Dazu kommt Edelsheim, der von Wien und manchen Eigenthümlichkeiten der dortigen Gesellschaft spricht. In diesen Eigenthümlichkeiten zeigt sich immer noch der Einfluß, den die intimen Beziehungen zu Spanien unter den burgundischen Habsburgern auf das Leben der höheren Stände in Oesterreich geübt haben.

Spät Abends in den Gasthof zurück. Der Kronprinz, der heute Nacht hier durchkommt, hat mich auffordern lassen ihn ein Stück Weges zu begleiten. Gegen ein Uhr soll der Hotel-Omnibus zum Bahnhof hinausfahren, um etwaige Ankömmlinge aufzunehmen, — tiefe Ruhe überall — gar keine Anstalten zu gewahren. Das rendez-vous zu versäumen wäre ein schlechter Spaß! — Ich mache mich auf, mit dem Licht in der Hand — suche unten im Hause herum, bis ich das Zimmer der Hausknechte finde, wecke die Leute aus tiefstem Schlaf, und überwache selbst in Wind und Schnee das Anspannen. Um ein Uhr auf den Bahnhof hinaus — und da muß ich dann ³/₄ Stunden auf den Zug aus Frankfurt a. M. warten. Zwei lange Gestalten in Pelze gehüllt, der Herzog Friedrich und Samwer, steigen aus dem Wagen des Kronprinzen — auch der Kronprinz steigt aus, begrüßt mich und fragt: „Nun wie ist es? können Sie mitfahren?" — „Ja E. K. H., ich kann bis Weimar mitfahren; dort finde ich einen Zug der mich zurückbringt." —

Im Wagen fand ich die Kronprinzessin und den Kronprinzen,

sein Gefolge wie das ihre dagegen ist anderswo untergebracht. Sie nimmt an dem Gespräch einen lebhaften Antheil.

Auf die ersten eiligen Fragen muß ich antworten: die Sachen stehen schlecht; hier wie in Berlin; der Herzog müßte jetzt nach Holstein eilen — und anstatt sich rasch zu entschließen haben der Herzog und seine Rathgeber allerhand Bedenken und erheben endlose Schwierigkeiten.

„Das sage ich auch!" ruft die Prinzessin aus; „Fritz Holstein" — so nennt sie ihn — „muß augenblicklich nach den Herzogthümern aufbrechen, — die Leute, die sich dort mit Aufopferung für ihn erklären, haben ein Recht zu erwarten, daß er komme und sich in Person an ihre Spitze stelle. Und was wagt er denn dabei? — was kann ihm denn geschehen? — Höchstens, daß er angehalten und in Begleitung (militärischer) zurückgebracht wird. Nun! desto besser für ihn, wenn ihm Das begegnet! — Er wird dann in den Augen der Nation zum Märtyrer und das Interesse für ihn steigert sich." Das habe sie selbst und der Kronprinz ihm unterwegs beständig wiederholt, aber als Antwort immer nur lahme unsichere Ausreden erhalten — man müsse Rücksichten nehmen — abwarten — könne noch nicht wissen, und dergleichen.

Ich: „Was den Herzog abhält, glaube ich seit einigen Tagen errathen zu haben; oder vielmehr ich weiß es mit Bestimmtheit." — Erkläre nun die bairischen Träume und Intriguen, und wie der Herzog sich in München hat bethören und einfangen lassen; — Gefahr, die in diesem Treiben liegt; — wenn die Mittelstaaten dieses Treiben fortsetzen, führt das Ganze unfehlbar zu einem neuen Rheinbunde, und was wird dann aus Deutschland, was aus Preußen? — Schon deshalb muß der Herzog nach Holstein, weil dadurch Bismarcks Politik in ihren letzten Consequenzen unmöglich wird. Nur ein Systemwechsel in Preußen kann uns retten; muß um jeden Preis herbeigeführt werden.

Die Kronprinzessin zeigt sich sehr eifrig und voll Verlangen einzugreifen — der Kronprinz stellt sein Eingreifen als vollkommen hoffnungslos dar; er vermag Nichts, was er sagen könnte, wäre vergebens u. s. w.

Ich: Und wenn die Aussichten auf Erfolg auch noch so gering wären, darum muß man nicht weniger die alleräußersten Anstrengungen machen; es steht zuviel auf dem Spiele, als daß man die Dinge ihrem jetzigen Verlauf überlassen und sich dabei beruhigen könnte; es handelt sich um nichts Geringeres als um das mögliche Verderben Preußens. Man muß das Aeußerste aufbieten; das ist Pflicht.

Kronprinz: Meine Pflicht, meinen Sie?

Ich: Unser aller Pflicht; es ist die Pflicht eines jeden Preußen, sein Aeußerstes zu thun. Vor Allem muß man den König für unsere Auffassung zu gewinnen suchen.

Kronprinzessin: Nun, beruhigen Sie sich; das geschieht ja vielleicht schon morgen!

Ich bitte auch um einige Empfehlungen nach England, die meine dortige, gewiß sehr schwierige und unangenehme Stellung erleichtern könnten. Die Kronprinzessin verspricht mir einen Brief an Lady William Russell. — Der Kronprinz frägt, wie lange ich wohl in England verweilen werde?

Ich: Das kann ich nicht bestimmt wissen; es muß von den Umständen abhängen. — Entschließt der Herzog sich nicht in diesen Tagen nach Holstein aufzubrechen, so gehe ich überhaupt gar nicht hin — und jedenfalls komme ich zurück wenn Preußen in einen ernsthaften Krieg verwickelt werden sollte. Dann eile ich zur Armee. Denn so weit ich auch in Jahren vorgerückt bin, will ich doch meine Schuldigkeit thun. Das gefällt dem Kronprinzen.

So erreichen wir, um 3 Uhr etwa, in bestem Vernehmen Weimar und ich werde auf das Freundschaftlichste entlassen.

23. December. Wieder in Gotha. Diner beim Herzog Friedrich.

Mit einem Triumph, der mir wirklich etwas kindisch vorkommt, erzählt Sammer mir von der „Niederlage", die Preußen und Oesterreich am Bundestage erlitten haben. Sie wollten die Entscheidung der Successionsfrage (in den Herzogthümern) auf unbestimmte Zeit verschoben wissen; anstatt dessen hat nun der Bundestag beschlossen, auf Betreiben Baierns, daß von der Commission, die mit

der Vorberathung der Angelegenheit beauftragt ist, ein beschleunigter Bericht, die Erbansprüche des Herzogs betreffend, verlangt werden soll.

Was die Anerkennung des Herzogs anbetrifft, gehen die Berechnungen dahin, daß sich Stimmengleichheit dafür und dagegen ergeben könnte; wahrscheinlich aber werden sich noch ein paar Stimmen dafür gewinnen und wird sich eine Majorität für die Anerkennung zusammen bringen lassen. Das ist sogar sehr wahrscheinlich, und damit — glaubt Samwer — ist dann die Sache gemacht!

Mir ist es unbegreiflich, wie ein verständiger Mann solche Dinge für Realitäten halten kann. Ich behandle das Alles, zum Theil mit Absicht und Berechnung, durchaus wegwerfend, und sage: wenn der Herzog nicht sofort nach Holstein geht und dadurch eine Schwierigkeit schafft, über die Rechberg und Bismarck nicht hinaus können, hilft das Alles Nichts und die Sache geht doch verloren; an Bundesbeschlüsse kehren sich dann Rechberg und Bismarck gewiß nicht!

Samwer will das nicht glauben; wenn man so verfährt, wenn man solche Bundesbeschlüsse nicht beachtet — „dann ist Revolution in Preußen!"

Ich: „Warum nicht gar! — Nichts rührt sich im Lande! um Bundesbeschlüsse macht man keine Revolution in Preußen, darauf können Sie sich verlassen." (NB. Zu so verwegenen, ganz willkürlichen Vorstellungen greift der Mensch, um sich selber weis zu machen, daß er selber sich Entschluß und That ersparen kann.)

Samwer kommt wieder auf die alte Frage: Aber was soll denn der Herzog machen in Holstein? — wie soll er sich zu den Bundes-Commissären stellen? — soll er ihre Autorität respectiren, oder soll er die Regierung an sich nehmen?

Ich: Das kann er vorläufig ganz in dubio lassen.

Dieser sehr einfache Gedanke scheint für Samwer neu; seine Züge verklären sich plötzlich und er meint: Das lasse sich hören! Das sei allerdings ein beachtenswerther Vorschlag! — aber: „diese Rolle kann der Herzog doch höchstens nur vierzehn Tage durchführen."

Ich: Nun gut vierzehn Tage! In vierzehn Tagen geht sehr viel Wasser durch die Mühle. Sie sind in einer Zeit wie die unsrige

eine lange Zeit! — Nach vierzehn Tagen sind die Dinge jedenfalls wieder sehr viel weiter gediehen.

Da Samwer sich in die Enge getrieben sieht, flüchtet er wieder wie gewöhnlich in die Region des Geheimnißvollen und sagt mit einer gewissen Bedeutung: „Ueber die Reise nach Holstein kann ich mich nun einmal nicht erklären."

Ich lese ihm meine neuesten Nachrichten aus Kopenhagen vor; bei der Nachricht, daß Fleury keine Instructionen hatte, kann er eine Ausrufung der Ueberraschung nicht unterdrücken. Auch ihm ist klar, daß sich darin die ganze Politik Napoleons ausspricht, wie der sich die Hände frei hält und auf der Lauer liegt.

Der Herzog setzt meine Abreise nach England in überraschender Weise auf morgen fest, nachdem er höflich gefragt hat, ob ich bereit sei? — Ich soll zunächst nach Coburg gehen, um dort die Briefe und Aufträge in Empfang zu nehmen, die mir der Herzog Ernst mitgeben wird, der für jetzt nicht hierher kommen kann.

Diese Ueberraschung ist mir in hohem Grade unangenehm; es wird mir dadurch die Möglichkeit benommen, mich von der Mission loszusagen, falls die Reise nach Holstein nicht beschlossen werden sollte.

Abends spät zu Francke in sein Cabinet. Der giebt mir die bündigsten Versicherungen. Soeben noch ist beschlossen worden, daß der Herzog nach Holstein aufbricht, sobald die Bundestruppen im Lande sind. Sonnabend, der 26. — das wäre übermorgen — ist vorläufig als Tag der Abreise bezeichnet. — Das ist mir eine große Beruhigung; wie Samwers Widerspruch beseitigt worden ist, darnach frage ich weiter nicht. — Daß der Tag inne gehalten wird, — daß man wirklich am Sonnabend aufbricht, dafür möchte ich mich aber doch nicht verbürgen.

Abreise nach England.

24. December. Früh bei Holtzendorff. Samwer, sagt er, ist Idealist, der seine persönlichen Interessen den Ideen, für die er lebt, mit einer unglaublichen Rücksichtslosigkeit, ohne das mindeste Bedenken

opfert. So jetzt. Da er wenig Vermögen hat ist er im Wesentlichen auf sein Gehalt im Dienst des Herzogs von Gotha angewiesen. Doch hat er ohne Bedenken diesen Dienst aufgegeben, um sich der Sache seines Vaterlandes zu widmen. Er ist so ganz und gar in die öffentlichen Angelegenheiten vertieft, daß er an seine privaten Verhältnisse und, wie sich die in Zukunft gestalten sollen, ganz und gar nicht denkt.

Bei einem ganz ungewöhnlich scharfen, präcisen Verstande ist er aber einer längere Zeit fortgesetzten Spannung und Aufregung körperlich durchaus nicht gewachsen. Er geräth dann in einen so nervösen Zustand, daß er zu jedem festen Entschluß fast unfähig wird.

Holtzendorff äußert dann erneut seinen Unwillen über den Herzog Ernst. Uebrigens ist derselbe jetzt auch bei den Demokraten vollständig „unten durch". Auch sie wollen Nichts mehr von ihm wissen. Er hat vergeblich versucht an die Spitze eines „Central-Vereins für Schleswig-Holstein" gestellt zu werden; Niemand hat ihn verstehen wollen.

Ich erzähle, wie ich unsere Kronprinzessin sehr eifrig im Schleswig-Holsteinischen Interesse gefunden habe. Herzog Ernst aber behauptet immer sie habe dänische Sympathien. — Wie verhält sich das eigentlich?

Holtzendorff lacht; die Kronprinzessin ist so gut deutsch gesinnt, wie man nur irgend wünschen kann. Zu den wunderlichen Eigenthümlichkeiten des Herzogs gehört es aber zu behaupten, Das sei nicht wahr — und er läßt sich durch Nichts irre machen.

Als ihm neulich im Augenblick zur Jagd zu gehen, ein Brief unserer Kronprinzessin übergeben wurde — wollte er ihn gar nicht lesen und meinte, der enthielte gewiß wieder alles Mögliche zu Gunsten der Dänen.

Schließlich öffnete und las er den Brief doch, und da stand unter Anderem: „Sie" — die Kronprinzessin — „bedauert zum ersten Mal im Leben nicht ein junger Mann zu sein und nicht mit gegen die Dänen in's Feld ziehen zu können."

„Das sagt sie nur so," urtheilte da der Herzog. — „Im Herzen ist sie doch anders gesinnt; das kenne ich u. s. w."

Auch auf die liberalen Abgeordneten ist Holtzendorff, wie immer, sehr übel zu sprechen; er behauptet, der Abgeordnetentag in Frankfurt a. M., alle Demonstrationen, das ganze Treiben seien lediglich ein Product der Feigheit; sie haben nicht den Muth zu sagen, daß sie die Militär-Vorlagen annehmen müssen — und da drehen sie sich in allerhand Genialitäten herum.

Daß unsere weisen Abgeordneten auf eine Adresse verfallen sind und die für die Execution geforderten 12 Millionen nicht einfach sans phrase verweigert haben, wie sie Anfangs wohl geneigt waren zu thun, verdanken wir dem National-Verein, dessen Abgeordnete sich in Berlin versammelt hatten. — Metz aus Darmstadt namentlich hat den Leuten vorgehalten: „Meint Ihr denn daß Ihr allein Euern Bismarck habt? Bei uns heißt der Mann Dalwigk; den haben wir so gut wie Ihr — aber wir bringen dennoch willig Opfer u. s. w."

Zum Herzog Friedrich, den ich mit Samwer in gehobener nicht nur, sondern in gehobenster Stimmung finde. Sie haben soeben ein Telegramm aus Altona erhalten; der Herzog ist dort unter allgemeinem Jubel proklamirt worden, sowie die Dänen die Stadt verlassen hatten. — Der Herzog bemerkt mit bewegter Stimme, „die armen Leute" — wie müsse denen zu Muthe gewesen sein in dem Augenblick, wo sie nach so vielen Jahren zum ersten Mal wieder frei aufathmen konnten.

Nebenher hat sich der sächsische Bundes-Commissär Könneritz sehr wacker benommen. Der österreichische Brigade-General Gondrecourt hat nämlich den Versuch gemacht Bundes-Commissäre und Bundes-Commission ganz zu beseitigen. — Dem Bundesbeschluß gemäß sollen nämlich Sachsen und Hannoveraner in Holstein einrücken, die Oesterreicher und Preußen als Reserven an der Landesgrenze stehen bleiben. Die Oesterreicher namentlich in Hamburg. Anstatt dessen hat nun Gondrecourt den Versuch gemacht an den Sachsen vorbei und vor ihnen in Altona einzurücken. Noch dazu haben die österreichischen Offiziere mit den dänischen sofort fraternisirt; sie haben gleich mit einem gemeinschaftlichen Gelage angefangen. — Könneritz hat aber durchgesetzt, daß die

Oesterreicher wieder umkehren mußten, und die Sachsen einrückten, ganz nach der Ordnung.

Angesichts dieser Ereignisse erörtern der Herzog und Samwer mit einander, ob Gondrecourt wohl besondere Instructionen in diesem Sinn gehabt oder nach eigenem Ermessen gehandelt habe!! — Ich sage, daß mir die Sache nicht im Mindesten zweifelhaft ist. Ganz gewiß war dieses Verfahren dem Grafen Gondrecourt durch seine Instructionen vorgeschrieben. Ein österreichischer Brigade-General unternimmt dergleichen nicht auf eigene Hand. In Altona würde er ohne Zweifel bemüht gewesen sein, die Proklamirung des Herzogs unmöglich zu machen.

Tête à tête mit dem Herzog, der mir seine Instructionen ertheilt, die wieder sehr in das Unbestimmte gehen: ich werde wahrscheinlich die Fürstin Hohenlohe sehen, vielleicht auch die Königin — soll mich um die Presse bemühen u. s. w. Nur einen Punkt hebt der Herzog besonders hervor; er hat gehört, wie ich mich wiederholt dahin geäußert habe: wenn die Sache überhaupt gehen solle, müsse sie von Preußen durchgeführt werden, und wenn Preußen sich ihrer nicht annähme, würde sie überhaupt nicht gehen. Er bittet mich nun, diese Ansicht in England unter keinen Umständen auszusprechen. Denn wenn man diese Ueberzeugung dort gewönne, würde man sich in England sagen, daß man nur in Berlin einen moralischen Druck zu üben brauche, um Preußen aufzuhalten und die Sache zu hindern, und man werde demgemäß den Druck verstärken.

Es ist eigentlich erstaunlich, daß man Jemanden für so thöricht halten kann so zu handeln und ihn dennoch zu einer diplomatischen Mission verwendet. Auch fühlte ich mich beleidigt, daß mir gegenüber diese Aeußerung gethan wurde, und ich würde mich von der ganzen Mission noch jetzt losgesagt haben, wenn ich nicht erwogen hätte, daß es doch eigentlich unredlich wäre, mich jetzt im letzten Augenblick zurückzuziehen, wo in der That kein Anderer irgend zur Stelle ist, der die Sache übernehmen könnte.

Ich warf daher nur dazwischen: daß ich solche Ansichten in England nicht aussprechen werde, verstehe sich ganz von selbst; ich würde hauptsächlich auf die Gefahr hinweisen, daß Frankreich von Neuem

einen maßgebenden Einfluß über die ehemaligen Rheinbundstaaten gewinnt, wenn England seine bisherige Politik weiter verfolgt und Preußen und Oesterreich in dieselben Bahnen zieht. —

Die Briefe, die ich von hier mitnehmen soll, sind noch nicht fertig; man wird sie mir nachsenden. (Nun? — warum muß ich dann so eilig abreisen? will man mich und mein unbequemes Drängen etwa los sein?)

Im Lauf des Gesprächs zeigte er mir einen Brief von Bismarck; der Herzog hatte diesem ein höfliches Billet geschrieben, eigentlich blos um zu sagen, er hoffe, daß ihre früheren guten Beziehungen durch ihre abweichenden politischen Ansichten nicht gestört sein würden. Bismarck antwortet „Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Augustenburg", er hoffe der Prinz werde ihm unverändertes Wohlwollen bewahren, obgleich die Politik, die er, Bismarck, im Interesse Preußens glaubte befolgen zu müssen, „bisher" den Wünschen des Prinzen nicht entsprechen konnte.

Ich mache darauf aufmerksam, daß dieses „bisher" eine Wendung in der Politik Preußens anzukündigen scheine. — Herzog Friedrich meint allerdings: „in dem ‚bisher' liegt etwas!" — aber er könne eine Wendung der preußischen Politik nicht abwarten.

Ich bemerke: Abwarten allerdings nicht! — wohl aber hervorrufen, durch sein persönliches Auftreten in Holstein.

Der Herzog wendet den Blick dem Fenster zu und erwiedert: „Ob ich nach Holstein gehe und wann, das muß ich mir vorbehalten!"

Frühstück. Professor Lorentzen meint, die Furcht gewisser Kreise vor einer Revolution in Preußen sei ganz unbegründet; Niemand in Preußen wolle eine Revolution, namentlich die Fortschritts-Partei nicht, denn sie wisse sehr wohl, daß durch eine Revolution „der Schlamm" emporkomme. Ich sage: „ein großer Theil der Fortschritts-Partei selbst ist schon Schlamm." Es wird Lorentzen sehr schwer, aber er gesteht doch, daß Waldeck und einige Andere allerdings wohl in diese Kategorie gehören könnten. Der Omnibus kommt pünktlich mich abzuholen — freundschaftlicher Abschied von allen Seiten — dann muß ich aber ¾ Stunde auf dem Bahnhof warten.

Abreise zunächst nach Coburg, wo ich in Leuthäusers Hotel absteige.

25. December. Coburg macht noch bei Weitem mehr als Gotha den Eindruck eines kleinen harmlosen Landstädtchens. — Zu dem alten Barnard; vergebens, er ist nicht daheim.

In's Schloß; lasse mich melden und muß ziemlich lange warten, da die Leute den Herzog Ernst nicht gleich zu finden wissen. — Endlich kommt er. — Das Telegramm, das mich anmeldete, soll etwas confus gewesen sein; der Herzog hat mich erst heute Abend erwartet, ich muß sofort übersiedeln in das Schloß, wo ein Zimmer für mich in Bereitschaft steht.

Confuses Reden über die große Angelegenheit des Tages. Herzog Ernst, der mit seinen Briefen nach England auch jetzt noch nicht ganz fertig ist — zeigt sich unzufrieden damit, daß meine Sendung so lange aufgeschoben worden ist. Es sei jetzt eigentlich schon zu spät für meine Mission. Die Königin habe inzwischen ihren Ministern gestattet eine sehr bedenkliche Stellung einzunehmen. Sie wollen nur den Londoner Tractat von 1852 gelten lassen und nicht gestatten, daß man auf irgend etwas Anderes zurückgehe.

Im Laufe des Gesprächs kommt in Beziehung auf meine Reise Einiges vor, das mir neu ist. — Herzog Ernst fragt befremdet, ob man mir denn gar nicht gesagt hat, wie ich mich gleich bei meiner Ankunft in England benehmen soll? — Was er selbst in dieser Beziehung für Weisungen an die Hand gegeben hat? — Nein! nichts Näheres. — Wie tadelnswerth! — er schreibt sich die Finger krumm die Dinge in die rechte Bahn zu leiten, und in Gotha sind die Leute so fahrlässig mir nicht einmal zu sagen, wie die Sache in England gemacht werden muß!

Ich werde nun belehrt: Alles kommt darauf an, daß seine, Herzog Ernsts, Briefe rechtzeitig und sofort in die Hände der Königin kommen, besonders eine seiner Depeschen leidet durchaus keinen Aufschub; und außerdem muß ich die Königin persönlich sehen — Das darf nicht verhindert werden. — Ich soll also zuerst nicht nach London gehen, sondern von Dover unmittelbar nach der Insel Wight; nach dem Ort, der zunächst bei Osborne liegt; von dort aus muß ich dann

meine Papiere an die Königin nach Osborne senden, und dabei melden, daß ich im nächsten Ort (NB. im nächsten Gasthof) ihre Befehle erwartete. — Wenn ich auf diese Weise (NB. überraschend) auftrete (NB. ehe Maßregeln der Minister getroffen werden können, um es zu verhindern) — werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach die Königin sehen.

(NB. Also wieder ein glänzender genialer Theater-Coup. — Ich werde mich selbstverständlich nicht darauf einlassen, diese etwas abenteuerliche Rolle zu spielen und keineswegs versuchen, mich der Königin in dieser Weise aufzudrängen, mir mit Gewalt gleichsam Zutritt bei ihr zu erzwingen. — In Gotha hat man mir von alle Dem kein Wort gesagt, ohne Zweifel, damit ich nicht in Versuchung komme dieses wunderliche Spectakel-Stück wirklich aufzuführen.)

Was den Herzog Friedrich betrifft: der muß jetzt noch nicht nach Holstein aufbrechen entscheidet Herzog Ernst —: er muß in Gotha eine Deputation abwarten, die ihn in das Land ruft. (NB. Eine solche Deputation kann er ebenso gut in Eutin abwarten als in Gotha, und der Weg nach Plön ist von Eutin aus leichter zu finden als von Gotha aus.)

Preußens, der Lage der Dinge in Berlin, gedenkt Herzog Ernst mit keinem Wort; als ob es auf der Welt gar kein Preußen gebe. — Er meint, ich werde dieses Mal in England nicht Viel ausrichten, aber meine Mission sei dennoch wichtig, sie werde mir Gelegenheit geben Verbindungen für die Zukunft anzuknüpfen und mir für künftige Missionen die Wege zu bahnen.

Oliphaunt sucht mich auf. Er sprach zunächst von den Seltsamkeiten der Engländer, von ihrem Mangel an Verständniß für europäische Verhältnisse und Politik. Er machte mich darauf aufmerksam, daß in allen Reden, welche Parlamentsglieder jetzt hier und da vor ihren Constituenten halten, sehr wenig von Schleswig-Holstein die Rede ist, dagegen sehr viel von Japan, von dem Bombardement von Kagosima. „I should not at all wonder", meint Oliphaunt, „wenn das englische Ministerium gestürzt würde," nicht seiner verkehrten europäischen Politik wegen — sondern „about that foolish business at Kagosima." Er zeigt mir dann einen Brief, den

er von Lord Russell erhalten hat. Inhalt: die Conferenz der drei Mächte — England, Frankreich, Rußland — in Kopenhagen, zu der Lord Wodehouse hingesendet war, sollte entscheiden: ob die Verpflichtung der beiden deutschen Großmächte durch den Londoner Tractat eine unbedingte ist oder bedingt durch die Erfüllung der Verpflichtungen, die Dänemark seinerseits übernommen hatte. — Diese Conferenz ist ohne Ergebniß geblieben, weil Fleury, der französische Gesandte, keine Instruction hatte. Auf meine Aeußerung, daß man daraus Napoleons ganze Politik entnehmen könnte, erwiedert Oliphaunt lächelnd: Lord Russell sei durchaus nicht mit einem solchen inductiven politischen Geist begabt.

Oliphaunt wünscht sehr den Wortlaut des Londoner Tractats kennen zu lernen; ich kann ihm denselben in Lorentzens Broschüre zeigen; nachdem er ihn aufmerksam gelesen hat, äußert er sich besorgt: man werde den Tractat in England für ganz unabhängig von jedem Anderen und für absolut verbindlich erklären. Es ist ihm in diesem Augenblick sehr wahrscheinlich, daß England Krieg führen wird zu Gunsten Dänemarks. Man könne oft gar nicht berechnen, was für eigenthümliche Verhältnisse — was für dem Anschein nach geringfügige Dinge mitunter in England entscheidenden Einfluß üben. „We are an odd people, you know!“ sagte er: „we are a chivalrous people — the Princess of Wales is popular — the Queen is not“ — kurz es sei ganz und gar nicht unmöglich, daß England der Prinzessin von Wales zu Liebe (NB. pour ses beaux yeux) Krieg anfängt mit Deutschland! —

Diner, dann Oper. Während der Oper erhält Herzog Ernst ein Paar Telegramme und hat die Höflichkeit sie mir in die große Loge zu senden, wo ich denn auch Oliphaunt mit dem Inhalt bekannt mache.

Das erste Telegramm besagt, daß der Minister Hall seine Demission eingereicht hat, und der dänische Reichsrath zusammenberufen ist. — Das scheint sehr schlimm! es sieht aus, als wolle man in Kopenhagen nachgeben, einlenken, auf die Forderungen Oesterreichs und Preußens eingehen und dadurch den Conflict vermeiden —: das Schlimmste was geschehen könnte! — Aber ich hoffe, es ist nicht so! — Ich glaube, es ist ein Manöver Halls, der durch eine

neue Zustimmung des Reichsraths zu seiner Politik — dadurch, daß er schließlich trotz der eingereichten Demission sein Amt als der unentbehrliche Mann der Gegenwart wieder übernehmen muß, seine Stellung nach allen Seiten hin, auch Christian IX. gegenüber, zu verstärken sucht.

Zweitens: der österreichische General Graf Gondrecourt, der die Bundes-Truppen in Altona beseitigen wollte, ist von seiner Regierung desavouirt und zurückberufen worden, wahrscheinlich weil er den Auftrag die Bundesbehörden in Holstein zu beseitigen und sich thatsächlich der Dinge zu bemeistern nicht wirklich durchgeführt, sondern sich hat von einem Bundes-Commissär zurückschicken lassen.

26. December. En tête à tête mit dem Herzog gefrühstückt. Politik: der Herzog ist sehr unzufrieden mit den Zeitläuften — und mit der liberalen Partei, deren unpraktische Dummheit er sehr scharf tadelt und als den Grund alles Unglücks bezeichnet. Er giebt auch die deutsche Sache verloren. (NB. Aha! — „weil mein Fäßchen trübe läuft, ist die Welt auch auf der Neige!") — Die Leute begreifen ja gar nicht, wie die Sachen angefangen werden müssen, und auf Diejenigen, die ihnen Rath geben — die ihnen „die feineren Fäden" nachweisen könnten, an „denen Alles hängt" — die Bescheid wissen und sie zweckmäßig zu leiten vermöchten —: auf die hören sie nicht, von denen wollen sie sich nicht leiten lassen. — Kurz: Herzog Ernst sieht sehr schwarz — und ich sehe warum!

27. December. Abschied und Weiterreise. Unterwegs habe ich Gelegenheit, mich von der Lauheit der Stimmung zu überzeugen, die in der hiesigen Bevölkerung herrscht. In der zahlreich wechselnden Gesellschaft im Coupé ist von allem Anderen die Rede, nur nicht von der politischen Tagesfrage. „Es hilft ja doch Nichts gegen Oesterreich und Preußen," meint ein Herr, den ich darauf anrede.

Um 1 Uhr in Köln. In dem vortrefflichen Hôtel du Nord abgestiegen.

Ich ging dann in den Dom, der nun im Innern vollendet ist, und verweilte Stunden darin. Hora, Vesper-Gesang erklang durch die hohen Gewölbe, und wie ich an dem letzten Pfeiler lehnte und das herrliche Langschiff und den Chor hinauf schaute, kam ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit über mich. — Ich war in tiefster Seele dankbar dafür, daß ich Das erlebt habe.

In England.

Ankunft in England und erste Eindrücke.

Von Köln — wo Bernhardi noch Gelegenheit genommen hatte „das einzige wirkliche Volkstheater, das es noch giebt in Deutschland", das „Hennesje"-Theater aufzusuchen, brach er noch am Abend des 27. December auf, um sich über Verviers und Mecheln nach Ostende zu begeben, und von dort am 28. Morgens die Ueberfahrt nach England anzutreten.

28. December. Gegen Abend wurde der weiße Kreidefelsen-Abhang, der die Küste Englands bildet, immer vollständiger und deutlicher sichtbar. Ich betrachtete, in gar wunderbare Gefühle versenkt, die white cliffs, Dover Castle mit seinen ansehnlichen alten Thürmen und neuen Werken, oben auf dem Rand der Hochebene — die zahlreichen Fenster roth erleuchtet von der untergehenden Sonne. — Ich sah nun wirklich diese Scenen, in denen mein Geist von den Knabenjahren an einheimisch war, die mir Shakespeare genannt hatte, als ich ein Kind war! — Ein Traum der Kindheit war mir nun zur Wirklichkeit geworden.

Es war schon tiefe Dämmerung eingetreten, als wir in dem kleinen Hafen von Dover um 5 Uhr landeten.

So wie man einen Fuß auf englischen Grund und Boden gesetzt hat, wird man gewahr, daß man sich in einem durchaus aristokratischen Lande befindet. Die Engländer finden sogleich mit merkwürdigem Takt in der Menge — unter den ankommenden Reisenden z. B. — einen gentleman heraus, und sind gegen Den von einer Dienstfertigkeit, wie man sie in jedem anderen Lande vergeblich erwarten würde. Dem gentleman wird Alles und Jedes in ganz merkwürdiger Weise leicht, bequem und angenehm gemacht: die anderen

Leute, die Menge der nobodies, die bleiben dagegen mehr wie irgend anderswo sich selbst überlassen, und mögen zusehen, wie sie fertig werden.

In London angekommen stieg Bernhardi im Palace-Hôtel, Buckingham gate, ab, und sandte dann zunächst seine Empfehlungsbriefe und Einführungsschreiben nach Osborne, um seine Vorstellung bei der Königin zu veranlassen, an Sammer aber berichtete er, daß seinen Reise-Eindrücken nach

„die Stimmung in Frankfurt und wohl überhaupt im südwestlichen Deutschland, mit Ausnahme Alt-Baierns, eine sehr laue ist, und zwar, wie man mit einfachen Worten ganz unverhohlen ausspricht, weil man ein vollkommenes Bewußtsein von der gänzlichen Ohnmacht der deutschen Mittel- und Klein-Staaten hat und sehr gut weiß, daß die nicht im Stande sind die Sache ohne, oder gar gegen Oesterreich und zumal Preußen durchzuführen."

Alter Gewohnheit gemäß, die ihm von Kindheit an das Interesse für Theaterverhältnisse fast zur zweiten Natur gemacht hatte, lenkte Bernhardi auch hier seine ersten Schritte der Bühne zu.

29. December. Abends fuhr ich nach dem Einen der beiden alten berühmten Theater, nach Coventgarden. — Ein schönes Haus im Innern; geräumig, nicht viel kleiner als die Scala in Mailand. Weiß — Gold und rother (baumwollner) Sammet. Es scheint aber als ob der Architektur etwas fehlte —: es ist da, der Bühne gegenüber, keine große architektonische besonders verzierte königliche Loge. Die Logen-Reihen laufen als einfache Galerien ohne Abtheilungen um das Haus und — ob das nun Gewohnheit ist oder was sonst — der Anblick hat etwas Befremdendes.

Und was ging nun vor in diesem weiten, reichverzierten Raum? — das erbärmlichste, ungesalzenste dumme Zeug, das man sich denken kann!

„St. George and the Dragon — a christmas pantomime" wurde gegeben, als das Hauptschauspiel des Abends, — ein kleines unbedeutendes Stück, das vorhergeht, war bereits vorüber, als ich in das Haus trat.

Ein jedes größere Theater muß zur Weihnachtszeit a pantomime geben — angeblich um die Kinder zu unterhalten — und eine solche Pantomime ist nachgerade ein ganz wunderliches Ding geworden.

In alter Zeit verstand man in England wie in Deutschland unter der Benennung Pantomime ein komisches Ballet, in dem die italienischen Charakter-Masken auftraten: Harlekin und Colombina, Pantalon und Pierrot u. s. w., in denen Zauberkünste und Verwandlungen vorkommen. — Später wurde eine kleine dramatische Einleitung hinzugefügt, die das Spiel der Masken irgendwie motivirte — endlich aber ist diese Einleitung die Hauptsache geworden — und so unsinnig nicht nur, sondern auch so dumm als irgend möglich. Die Darstellung ist keinesfalls blos balletartig und mimisch geblieben; es wird gesprochen und gesungen —: Alles mögliche kann in einer Pantomime vorkommen — wenn es nur unsinnig ist, und ganz außerhalb des gesunden Menschenverstandes liegt. Natürlich macht das Zeug Anspruch darauf humoristisch und witzig zu sein — da aber Gott der Herr nicht Jedermann Witz verliehen hat, und die Klasse von Literaten, die sich mit der Fabrikation dieser Art von Schauspielen beschäftigt, eine ganz besonders klägliche zu sein scheint, fällt die Sache, wie ich heute sehen konnte, mitunter — ich glaube in der Regel — über jeden Ausdruck dumm und abgeschmackt aus. — Es ist dabei vorzugsweise auf glänzende Costüme, glänzende, scenische Effecte und Verwandlungen abgesehen — und danach läuft die Menge.

Hier ist St. George eine komische Figur mit langer Nase — der Drache, der einen Sommer-Paletot und tap-boots trägt, spricht, singt und entführt die Tochter eines fabelhaften Königs, in Gegenwart des ganzen Hofs in einem Cabriolet — St. Georg schleicht sich in das Haus des Drachen ein und prügelt die jungen Drachen; zuletzt befreit er die Prinzessin und erlegt den Drachen, der bei dieser Gelegenheit, ohne die zivilisirten Zuthaten seines Costüms, in vergrößerter Gestalt erscheint und Feuerwerk speit in einem Kampf, der in wilder Felsengezend vorfällt. — Der Hauptspaß dabei soll wohl sein, daß der Qualm des Feuerwerks den heiligen Georg veranlaßt, mit großer Uebertreibung zu niesen. — Dann kommt der König, giebt seine befreite Tochter dem heiligen Georg — you have nobly won her — eine befreundete Fee kommt dazu — der Autor und ich, wir wissen beide nicht warum, und nun kommt die Hauptsache: a transformation scene — die Felsengegend löst sich allmäh-

lich auf — man sieht einen anderen heiligen Georg — ein hübsches Mädchen auf weißem Roß — mit dem Drachen, erst, wunderbar beleuchtet, durch eine Oeffnung in den Wolken, die sich dann immer weiter öffnen, und zuletzt die ganze Bühne frei, als the halls of chivalry prächtig geschmückt und beleuchtet — sehen läßt — geharnischte Ritter auf hölzernen Pferden, erscheinen vor allen Coulissen — in diesem glängenden Raum sagt die Fee allerhand zum Lobe und Ruhme Englands: „the chosen ground of chivalry“ — belehrt den ersten, den langnasigen heiligen Georg und seine Prinzessin, daß sie noch andere Abenteuer und Prüfungen zu bestehen haben werden, und verwandelt sie in Harlekin und Colombina u. s. w.

Und nun kommen die albernsten Harlekinaden, die ungesalzensten Späße, die in den Straßen von London spielen.

Die Kinder will man damit amüsiren! — Was müssen das für dumme Kinder sein, die man mit dergleichen amüsiren kann!

In Mitten aller scenischen Pracht kommen die geschmacklosesten, widerlichsten Dinge vor. Zu den scheußlichsten gehört, daß die komischen Personen sämmtlich Masken tragen — ganz unförmliche große Köpfe mit unmöglichen Pausbacken und dergleichen.

Ein Blick in dieses erste Theater Londons genügt wohl, um Jeden zu überzeugen, daß es um die dramatische Kunst in England zur Zeit viel schlimmer steht als in Deutschland, und es läßt sich leicht übersehen, daß die englische Bühne immer tiefer sinken wird und muß.

Während anderswo die Hoftheater mit großem Aufwand erhalten werden, und in Deutschland und Frankreich ein jedes „Stadttheater“ einen mehr oder weniger bedeutenden „Zuschuß“ von der Stadt erhält, geschieht in England Nichts dergleichen. Die Theater sind ganz auf sich selbst angewiesen und zwar unter Bedingungen, die nothwendiger Weise den Ruin der Kunst herbeiführen müssen.

Das Haus gehört einer Gesellschaft von Aktionären. Der manager, der es benutzen will, muß es miethen und natürlich muß er für ein Haus wie Coventgarden eine hohe Miethe zahlen. Daraus ergiebt sich ganz von selbst, daß die Schauspiele, die er veranstaltet, gar nicht auf ein wirklich kunstverständiges, d. h. wenig zahlreiches

Publikum berechnet sein können; der manager muß die Menge anlocken — namentlich die große Menge der ungebildeten, wohlhabenden Leute; scenischer Glanz ist das Mittel sie anzulocken, und dadurch läßt sich ein solches Aufsehen erregen, daß selbst die fashionable world — wenn sie irgend die Zeit dazu finden kann, sich veranlaßt sieht, Logen zu nehmen: to see what it is.

Was dem manager dabei zu Hülfe kommt, ist die ungeheure Größe der Stadt; hat er „a hit“ gemacht — ein Schauspiel in Scene gebracht, das allgemeines Aufsehen erregt —, so kann er es getrost ein paar hundert Mal geben; denn leicht ist zu berechnen, daß sein Haus ein paar hundert Mal gefüllt sein muß, ehe die Zahl aller Derer erschöpft ist, die mehr oder weniger Verlangen tragen, es zu sehen. — Demgemäß erscheinen denn auch die Theaterzettel aller Theater — aller, selbst der kleineren — am Montag gleich für die ganze Woche. — Dasselbe spectacle wird gleich für alle Abende der Woche angesagt — und zwar, wenn der Erfolg ein günstiger ist, Monate hindurch immer wieder jede Woche, jeden Abend dasselbe. —

Darin liegt nun aber wieder ein neuer Grund beständigen Sinkens der dramatischen Kunst. Ich weiß sehr wohl, daß ein beständig wechselndes Repertoir die schwache Seite unsers deutschen Theaters ist; dieser Wechsel führt dahin, daß wir da immer nur Proben sehen, in denen jedes eigentliche Zusammenspiel fehlt. — Ich habe auf dem Théâtre français gesehen, zu welcher Vollkommenheit des Zusammenspiels L'école des vieillards durch häufige fast tägliche Wiederholung gebracht war —: hier aber ist man in das entgegengesetzte Extrem verfallen, und die Erbärmlichkeit dessen, was gegeben wird, ist es, die dann diese monatelangen Wiederholungen verderblich machen muß. Man kann sich allenfalls denken, daß auch ein Mensch, der sich selbst achtet, einmal einwilligt, dergleichen Unsinn vor dem Publikum auszuführen; es ist sogar möglich, daß er es einmal mit Lust thut —: aber was muß das für eine Klasse von Menschen sein, die sich dazu hergiebt, dieselben unwürdigen Dinge monatelang Abend für Abend vor einem zahlreichen Publikum zu treiben — und gar nichts Anderes, Besseres! — Darin liegt eine Herabwürdigung seiner selbst, zu der sich wohl nicht leicht Jemand

entschließen wird, der irgend Vorstellungen besserer Art mit dem Schauspieler-Beruf verbindet und gern eine gewisse Achtung vor sich selbst bewahren möchte.

In Folge dieser Zustände hat das ganze Theaterwesen Englands einen Charakter von Marktschreierei — von gemeiner, lächerlicher Marktschreierei angenommen, der mit dem Wesen eines Publikums, wie man es in einer solchen Stadt voraussetzen müßte, und mit der Pracht und architektonischen Würde der Schauspielhäuser den allerseltsamsten Gegensatz bildet. Der Theater-Zettel verspricht in bombastischen Wendungen die allerstaunenswerthesten Dinge, einen nie gesehenen Glanz der Decorationen und Gewänder, streicht die unvergleichlichen Talente der Darsteller heraus und versichert, das Schauspiel erfreue sich auch in der That des ungetheilten enthusiastischen Beifalls eines glänzenden, fashionablen Publikums. — Inwiefern dieses Publikum etwa als ein erleuchtetes zu betrachten sein möchte, dessen wird nicht gedacht —: nicht etwa aus Schonung, sondern weil aristokratischer Glanz dem Engländer jedenfalls mehr imponirt als Weisheit und Bildung. — Bei der Ankündigung der Pantomimen insbesondere bemüht sich der Theaterzettel überaus witzig zu sein, und ziemlich genau in derselben Weise und mit demselben Erfolg wie die Pantomime selbst.

Bei alledem aber läßt sich leicht übersehen, daß die managers, so sehr sie sich alle bemühen mögen, dem Geschmack der Menge zu fröhnen, ja vermöge einer eigenthümlichen Nemesis eben dadurch — in der Regel zu Grunde gehen und bankerott werden müssen. Das Publikum ist in Beziehung auf Decorationen und Gewänder im höchsten Grade verwöhnt und wird es täglich mehr, da die verschiedenen Theater einander den Rang abzulaufen und sich gegenseitig zu überbieten suchen. — Es verlangt das beinahe Unmögliche an Aufwand und Pracht — und wenn man berechnet, was dazu gehört, und was für eine Schaar von Künstlern dazu gehört, allen Anforderungen zu genügen; das doppelte Personal für Schauspiel und Pantomime — von denen das Letztere wieder in sich ein doppeltes ist, — denn St. Georg und Harlekin, die Prinzessin und Colombina wurden von verschiedenen Individuen dargestellt, obgleich eine Ver-

wandlung angenommen wurde — ferner: die Masse von Figuranten, Statisten und Comparsen — das Ballet — die Menge hübscher Mädchen, die in magischer Beleuchtung gruppirt erscheinen — so ist es mehr als einleuchtend, daß der manager unmöglich über alle diese Auslagen und eine hohe Hausmiethe hinaus noch zu irgend einem Gewinn gelangen kann.

Offenbar aber haben sich die Sitten der Engländer innerhalb der Zeit, deren ich gedenken kann, gar sehr abgeschliffen. Meine Freunde pflegten mir von dem tollen Lärm zu erzählen, der in den Zwischen-Acten von der Gallerie herab getrieben wurde, von dem gebieterischen Ruf nach „music", der von dort herab zu erschallen pflegte, von den Orangen-Schalen, die von dorther auf die Bühne geworfen wurden, d. h. auf das Proscenium, sodaß jedes Mal, wenn der Vorhang wieder aufgezogen werden sollte, das Proscenium erst mit Besen reingefegt werden mußte; von den lockeren Mädchen, die sich mit größter Frechheit in den Corridors umhertrieben — von dem Allen ist nicht mehr die Rede; es geht so ruhig und anständig her, wie in einem Theater Deutschlands.

Nicht ganz das Ende abgewartet.

30. December. Mit Verwunderung bemerkt man in England, daß man sein ganzes früheres Leben nicht bedient gewesen ist. Nur in England wird man bedient. Die pünktliche, aufmerksame, geräuschlose Bedienung in einem guten englischen Hôtel ist wirklich musterhaft zu nennen. Die Dinge geschehen wie von selbst, Vieles braucht man gar nicht anzuordnen, und, was man befiehlt, ist den Augenblick darauf geschehen, ohne alle Weitläufigkeiten, ohne alles Geräusch.

. . . . . . Durch einen bedeutenden Theil der neuesten Stadtviertheile gekommen. Was zuerst seltsam auffällt, ist die große architektonische Unschönheit Londons. An allen Baulichkeiten zeigt sich ein Mangel an Schönheitssinn, der noch am wenigsten verdirbt, wenn er sozusagen ganz rücksichtslos zu Werke geht und gar keinen Anspruch auf Schmuck und Zierde macht. Die Häuser, die der Straße eine schmucklose Ziegelwand mit Löchern zu Thüren und Fenstern zuwenden, sind noch die besten. Wo sich der Baukünstler auf Ornamentik eingelassen hat, kann man von Glück sagen, wenn sie

nur schwerfällig und nicht vollkommen widersinnig ausgefallen ist. — In diesen neuen Stadttheilen sieht sehr häufig die ganze eine Seite der Straße wie eine einzige große Kaserne aus — nur die große Menge verschiedener Eingänge verräth, daß diese einförmige Fronte aus einer großen Menge kleiner einander vollkommen gleicher, man könnte sagen identischer Häuser zusammengesetzt ist. — Die Häuser sind in den Straßen, wo keine Kaufläden sind, wo gentlemen wohnen, alle ungefähr nach demselben Plan, und sehr klein, da ein jedes für eine einzige Familie eingerichtet ist. Die zahlreichen Eingänge geben diesen langen Fronten ein ganz wunderliches Ansehen, da in der Regel eine jede Hausthüre durch einen kleinen Balcon geschützt ist, der auf zwei Säulen von schlechten Verhältnissen, meist quasi dorischen, ruht. Man denke sich eine lange Ziegel-Façade mit einer Unzahl solcher in die Straße hinausgeschobener Vorposten! — Was auf einer anderen Seite die Unschönheit steigert, das ist die wirklich unglaubliche Menge Schornsteine, mit denen alle Dächer bespickt sind.

Bei St. James-Park ausgestiegen, um die nächste Umgebung meiner zeitweiligen Residenz kennen zu lernen. — Dieser Park, den Heinrich VIII. zu seiner Zeit am äußersten Ende der Vorstadt anlegte, bei seinem neuen Palast, war ursprünglich von viel größerem Umfang, wie man jetzt noch leicht erkennt. Er ist nach und nach, wie die Gegend umher stärker angebaut wurde, von allen Seiten beschnitten worden. Jetzt steht an dem westlichen Ende Buckingham-House, seitdem es unter Georg IV. umgebaut worden, Buckingham-Palace genannt, von einem durch Eisengitter mit steinernen Pfeilern geschlossenen Vorhof an drei Seiten umgeben. (An der vierten Seite schließt sich — westlich — der Garten an.) Etwas Schwerfälligeres und Geschmackloseres als diesen Palast kann man sich kaum denken. Besonders unschön ist der erdrückend schwere, wunderbar geschnörkelte Giebel, der sich über dem mittleren Risalit erhebt und gar kein Dach hinter sich hat! Er ragt über das Dach des Gebäudes hinaus frei in den Himmel hinein, und um die Sache vollständig zu machen, öffnet sich in diesem Giebel ein Rundbogen-Thor, das keinen anderen Zweck haben kann als aus der Einen Hälfte der Atmosphäre in die Andere zu führen.

Im Norden des Parkes liegt, den Mall entlang, eine Reihe von

soit-disant Palästen — darunter der königliche St. James — die alle ehemals am Rande der öffentlichen Spaziergänge lagen. Jetzt sind vor denselben ehemalige Theile des Parkes durch Gitter, hinter denen Mauern in dichten Hecken versteckt sind, als besondere, dem Publikum unzugängliche Gärten abgesondert, die vor diesen Palästen liegen und zu ihnen gehören. — Zwischen diesen Gärten und dem Rest des ehemaligen St. James-Park, der jetzt noch diesen Namen führt, geht eine schnurgerade achtfache Lindenallee für Wagen und Fußgänger, the Mall, genau eine englische Meile, 1/67 Grad des Aequators lang, von dem Parade-Platz bei White-Hall nicht auf das Haupt-Portal, sondern auf den nördlichen Flügel von Buckingham-Palace zu.

Südlich vom Mall dehnt sich St. James-Park, nur noch 83 Acres groß, bis an bird-cage walk, d. h. bis an die Häuserreihen von Westminster aus. Er ist von einem Draht-Gitter umgeben, das von Eisenrahmen und -Stäben gestützt, ungefähr 4½ Fuß hoch ist und nur für Fußgänger geöffnet, folglich nicht elegant ist. — Zu Heinrichs VIII. Zeit war hier ein Sumpf. Das Wasserbecken, das so ziemlich durch die ganze Länge des Parks den tiefstgelegenen Raum einnimmt, ist ausgegraben worden, um den Sumpf trocken zu legen.

Die Paläste am Mall sind: zunächst an der Ecke von Green-Park, Strafford-House, jetzt dem Herzog von Sutherland gehörig — groß genug, wenn auch keineswegs mit den italienischen palazzi oder auch nur mit den älteren Hôtels der Petersburger großen Herren zu vergleichen. Sehr derbe, schwerfällige Architektur; das Gebäude sieht aus, als sollte es Erdbeben widerstehen. — St. James-Palast, aus der Tudor-Zeit, nicht eigentlich ein Gebäude, sondern eine Anzahl niedriger Gebäude, die innerhalb eines gewissen Bezirks neben und durcheinander liegen, zum Theil nothdürftig mit einander in Verbindung gebracht, zum Theil ohne alle Verbindung mit den übrigen, überall einfache Ziegelwände; das Ganze etwas gefängnißartig. — Daneben Malborough-House ebenfalls in seinem Garten; rothe Ziegelwände mit Eck- und Wandpfeilern von weißen Quadern — ungefähr das Allerschlechteste, was Architektur überhaupt zu Stande zu bringen vermag. — Dann kommt Carlton-House-Terrace, wo

ehemals die übelberüchtigte Residenz Georgs IV. lag; jetzt, auf einer Terrasse, die von gut gezeichneten dorischen Säulen gestützt wird, eine Reihe von Privathäusern, die eine gemeinsame und sorgfältig verzierte Façade als einen einzigen großen Bau erscheinen läßt. — Am Ende führen Stufen — jenseits welcher ein Carlton-House-Terrace ganz ähnlicher Bau beinahe vollendet ist — nach einem Platz, Waterloo-Place genannt, hinauf. — Unmittelbar über den Stufen erhebt sich das dem Herzog von York gesetzte Denkmal, eine hohe dorische Säule von nicht sehr lobenswerthen Verhältnissen, und oben darauf die unbedeutende Statue des unbedeutenden Mannes. — Warum dem Herzog, der weder als Feldherr noch als Mensch große Achtung verdiente, überhaupt ein Denkmal gesetzt werden mußte, möchte schwer zu erklären sein.

Hier am Waterloo-Place liegt das Hôtel der preußischen Gesandtschaft.

Bernstorff empfängt mich sogleich in seinem Cabinet freundschaftlich und herzlich; er fragt, wie die Dinge in Berlin stehen; ich muß gestehen: schlecht! — sehr schlecht!

Bernstorff begreift nicht, was man in Berlin eigentlich will? — und wo denn Bismarcks Politik hinaus soll?

Ich: Was der König will, ist sehr einfach. Er will von dem Londoner Protocoll loskommen; er will das sehr bestimmt und hat es in klaren bündigen Worten gegen Schleinitz ausgesprochen. Der König wollte, sowie die neue dänische Verfassung sanktionirt war, erklären, daß er sich nun auch nicht mehr durch die bestehenden Verträge gebunden halte. Bismarck hat ihn abgehalten, einen solchen Schritt als zu gewagt widerrathen und gesagt, man solle ihn nur gewähren lassen; der Weg, den Er eingeschlagen habe, führe zum Bruche mit Dänemark; der Krieg hebe alle bestehenden Verträge auf; sei der Krieg erst ausgebrochen, dann sei demnach der König frei und könne machen, was er wolle.

Bernstorff erklärt nicht zu begreifen, wie der Weg, den Bismarck eingeschlagen hat, zum Bruch mit Dänemark führen könnte. Tadelt überhaupt Bismarcks ganzes Verfahren. Rühmt sein eigenes Verdienst um die Sache der Herzogthümer. Er ist es, der, während er

Minister war, Schleswig wieder in die Discussion gezogen hat, nachdem man uns 10 Jahre lang beständig wiederholt hatte, Schleswig gehe uns gar Nichts an, über Schleswig hätten wir gar nicht mit zu reden. Er hat Das bewirkt, indem er in dieser Frage immerfort in der Initiative blieb; sie selbst immer wieder zur Sprache brachte, so daß Preußen sie als leitende Macht in der Sache betrieb; Bismarck dagegen hat gerade umgekehrt nicht nur die Initiative nicht fortgesetzt, sondern auch alle Anfragen der auswärtigen Mächte in dieser Beziehung stets abgelehnt und an den Bundestag verwiesen; er hat Preußen von dem Bundestag abhängig gemacht, er hat Preußen mediatisirt. „Das paßt nicht zu den Vorschlägen, die wir selber in Beziehung auf die Reform der Bundes-Verfassung gemacht haben; es paßt nicht zu unseren Einwürfen gegen die österreichischen Reform-Vorschläge, nicht zu dem veto, das wir verlangt haben."

Ich: Allerdings, Bismarck hat sich in Beziehung auf die Schleswig-Holsteinische Sache immer gleichgültig gezeigt; er hat sie sogar stets mit Geringschätzung behandelt; er soll sie ganz und gar dem kleinen Abeken übergeben und ihm dabei gesagt haben: „Machen Sie damit was Sie wollen, nur sorgen Sie dafür, daß kein Krieg daraus wird!"

Bernstorff: Abeken ist ein sehr gewandter Mann und sehr brauchbar; aber er nimmt ganz gleichgültig für oder gegen eine Sache Partei und schreibt dafür oder dagegen, je nachdem ihm das aufgetragen wird.

Ich: Der Fehler, daß unsere Regierung sich der nationalen Sache nicht energisch und entschlossen angenommen hat, ist in meinen Augen um so größer, da darin das Mittel gegeben war über alle Schwierigkeiten und Verwickelungen im Innern hinwegzukommen. — Und da umgekehrt eine große Gefahr darin liegt, wenn man der Opposition die Mittel läßt sich der Sache als der Ihrigen zu bemächtigen, und die ganze Popularität zu gewinnen, die damit zu gewinnen ist. — Ich habe mit Roon viel darüber gesprochen, ich habe ihn davon zu überzeugen gesucht, daß das gegenwärtige Ministerium eben vermöge der nationalen Sache eine feste Stellung im Lande gewinnen könnte, die ihm fehlt. Ich habe Roon, ich kann wohl sagen flehentlich gebeten: „Lassen Sie doch um Gottes Himmels Willen das ungeheure

politische Kapital, das mit dieser Frage zu machen ist, nicht in die Hände der Demokratie fallen."

Bernstorff ist mit dem Allem sehr einverstanden, namentlich überzeugt, daß in der nationalen Action ein sicheres Mittel lag über die Schwierigkeiten im Innern hinaus zu kommen.

Ich: Seltsam ist dann auch noch, daß Bismarcks sonstige Aeußerungen, nach anderen Seiten hin, nicht zu Dem passen, was er dem König sagt. So hat er gegen eine Deputation geäußert: die Schleswig-Holsteinische Bewegung sei Nichts als eine zwischen Oesterreich und der Fortschritts-Partei verabredete Intrigue, um sein Ministerium zu stürzen — und dem Grafen Reventlow hat er erklärt: er könne nur rathen, dem König Christian IX. den Eid der Treue zu leisten, und was den Herzog von Augustenburg betreffe, der müsse sich eben fügen.

Bernstorff macht dazu sehr bedenkliche Gesichter.

Ich: Aber daß die Herzogthümer für Deutschland verloren gehen, das ist, wie die Dinge jetzt laufen, lange nicht mehr das Schlimmste, was geschehen kann. Die kleinen deutschen Staaten müssen in der Schleswig-Holsteinischen Sache das Aeußerste fordern und auf das Aeußerste gehen; sie können nicht anders. Sie werden von der Macht der öffentlichen Meinung dahin getrieben, und vermögen ihr nicht zu widerstehen. Bleibt Preußen, wie bisher, verneinend im Gegensatz zu ihnen, so fallen sie Frankreich in die Arme, da sie nun einmal selbst die Macht nicht haben die Sache durchzusetzen. Die Folgen dieser Sachlage sind klar.

Bernstorff kann natürlich die Dinge nicht anders sehen. Auf seine Frage sage ich ganz offen, daß ich im Auftrag des Herzogs von Augustenburg hier bin.

Bernstorff sucht mich mit der hiesigen Lage bekannt zu machen. Lord Russell weiß jetzt sehr gut, daß das Recht in dieser Sache auf Deutschlands Seite ist. — Er ist nämlich in neuerer Zeit, zum Theil durch Bernstorff selbst, veranlaßt worden, sich wirklich mit der Frage zu beschäftigen, die ihm bis dahin vollkommen fremd geblieben war. Aber diese verspätete Einsicht hilft sehr wenig, denn einerseits ist Lord Russell bereits so weit engagirt, durch seine früheren Schritte, daß

er nicht mehr zurück kann; andrerseits ist die parlamentarische Stellung des Ministeriums eine sehr schwache, so daß die Herren nicht nach freiem Ermessen handeln können. Die Tories haben eigentlich schon die Majorität im Unterhause, und können das Ministerium stürzen sobald sie wollen. Die Tories sind aber fanatisch dänisch gesinnt — weniger aus redlicher Ueberzeugung, als um dem Prinzen und der Prinzessin von Wales ihren Hof zu machen und dieses Paar für immer ihrer Partei zu gewinnen und zu sichern. Unter dem Druck aber, den die Tories im Parlament üben können und werden, können die Minister gar nicht anders als im dänischen Sinn handeln und sprechen, und sie werden sich diesem Druck fügen, um sich im Amt zu behaupten. So ist die Lage hier demnach eine sehr ungünstige.

Ich: Daß der Boden hier ein sehr ungünstiger ist, habe ich mir wohl gesagt; — meine Hoffnungen in Beziehung auf Das, was hier zu erreichen sein wird, sind sehr gering. Ich hatte deshalb dem Herzog Friedrich gerathen einen Holsteiner herzusenden, womöglich von altbekanntem, geschichtlichem Namen. Der hätte mehr Aussicht etwas auszurichten als ich. Erst als die mit Adolph Blome angeknüpften Unterhandlungen sich zerschlugen, habe ich angenommen. — Daß wenig zu hoffen ist, weiß ich; indessen kann ich doch den Leuten hier Ein und Anderes sagen, was ein preußischer Gesandter nicht sagen kann. Ich kann den Leuten hier mit einem neuen Rheinbund Furcht machen; ich kann ihnen die Gefahr eines solchen Bundes zeigen, zu der die gegenwärtige Politik führt. „Das können Sie als preußischer Gesandter nicht!" — Welche Stellung Napoleon zu der Frage eingenommen hat, das weiß ich — et pour cause!

Bernstorff meint: „Adolph Blome hierher zu senden, wäre sehr gefährlich gewesen." — Läßt einen Brief holen, der für mich in der Kanzlei liegt; er ist von Stockmar mit Einlage von der Kronprinzessin an Lady William Russell.

In dem Athenäum-Club nach Mr. John Crawford gefragt; man sagt mir, daß er gewöhnlich um 3 Uhr hinzukommen pflegt. — Durch Pall-Mall und St. James-Street, nach St. James-Place Nr. 12 (wo Kinglake wohnt, der Geschichtschreiber des Krim-Krieges

und Parlaments-Glied) — den St. James-Palast von der Seite gesehen; er sieht da ziemlich wie ein Gefängniß aus. Der viereckige Ziegelthurm über dem Spitzbogen-Thor, der sich hoch über das Dach hinaus erhebt, mit den beiden kleineren achteckigen Thürmchen, die sich zu beiden Seiten anschließen, ist aber doch eigenthümlich. Holbein soll die Zeichnung dazu gemacht haben.

Kinglake ist auf dem Lande. Oliphaunts Brief zur Beförderung an ihn in seiner Wohnung abgegeben.

Piccadilly — Green-Park. — Diese großen Parks, die sich zusammenhängend durch die eleganten Stadttheile Londons hinziehen, geben dem Ganzen einen sehr eigenthümlichen Charakter.

Etwas nach drei Uhr wieder zum Athenäum-Club. In der „Hall" mußte ich Mr. Crawford erwarten, denn die übrigen Räume sind nur den Mitgliedern zugänglich. Mr. John Crawford, ein ungemein rüstiger Achtziger, der geistreich, schlau und humoristisch aussieht, kam die breite Treppe herab und empfing mich sehr freundlich, obgleich ich ihm nur meine Karte gesendet und Oliphaunts Briefe vergessen hatte — was ich erst später inne wurde — so daß er gar nicht wissen konnte, was ich denn eigentlich für ein Recht hatte mich ihm vorzustellen. — Wir nahmen auf einem der Divans Platz.

Er giebt mir bald Gelegenheit von Dänemark zu sprechen, indem er fragt, ich habe ganz Deutschland wohl sehr „tête montée" verlassen?

Ich: Allerdings! so much so, daß die Frage gar nicht mehr sein kann, ob wir von dem Londoner Protocoll loskommen sollen, sondern nur noch wie wir davon loskommen sollen.

Da Crawford meint, Tractate müßten denn doch unter allen Bedingungen aufrecht erhalten werden, mache ich darauf aufmerksam, daß es sehr fraglich scheint, inwiefern dieser Tractat von 1852 überhaupt für verbindlich gehalten werden darf, da er ohne Betheiligung der Berechtigten von vier Mächten geschlossen ist, die von Niemandem eine Vollmacht und gar kein Recht hatten, über die Kronen Dänemarks und der Herzogthümer zu verfügen.

Crawford: „No! they had no right to do it!" — meint, ich werde die Königin wohl sehr deutsch gesinnt finden, denn sie werde wohl nicht gegen „her husband's family" sein.

Ich: Und nicht gegen die Ansichten ihres Gemahls. Der Prinz Consort, der in der Continental-Politik Bescheid wußte, war vollkommen überzeugt von der Gerechtigkeit der Sache der Herzogthümer. — Diese Bemerkung führt zu einem Gespräch darüber, welch' ein unersetzlicher Verlust der Tod des Prinzen Albert für England gewesen sei — wobei Crawford zugab, daß wenige Engländer etwas von auswärtiger Politik verstehen.

Ich sagte ihm wie Bernstorff, welche Gefahr in der gegenwärtigen Politik Englands — in der Feindseligkeit gegen die Herzogthümer liegt; und Das scheint auf den ersten Engländer, dem ich davon spreche, einen bedeutenden Eindruck zu machen. Crawford wiegt sich längere Zeit schweigend und nachdenklich hin und her auf seinem Sitz.

Abends wurde mir aus Buckingham-Palace ein sehr höfliches Schreiben von Sir Thomas Bidulph zugesendet: er hat die Briefe sofort der Königin vorgelegt, und wird mich von den weiteren Befehlen der Königin, le cas échéant in Kenntniß setzen.

31. December. Zeitungen: Da sehe ich in den Times den von mir verfaßten Brief an Napoleon III. und des Kaisers Antwort in englischer Uebersetzung abgedruckt. Für die Oeffentlichkeit war dieses Actenstück gerade nicht berechnet. Zwar in Deutschland ist die Stimmung so günstig, daß die Sache ohne Zweifel ganz unbemerkt vorüber gehen wird. An den Höfen zu Wien und Berlin dagegen könnte er sehr übel genommen werden. Selbst hier in England wird er gewiß nicht gefallen.

Prinz Friedrich von Holstein ist nun endlich in Kiel angelangt. — Francke hat mir also Wort gehalten! — Das ist eine große Neuigkeit, die mich in die allerbeste Laune versetzt.

Zu meinem Gespräch mit Bernstorff habe ich noch zu bemerken: Bernstorff hat Lord Russell dadurch, daß er ihn überzeugte, Deutschland werde am Ende aller Enden doch wirklich Ernst machen gegen Dänemark, dahin gebracht, sich ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen. So lange er nicht an Ernst glaubte, war es diesem englischen Staatsmann nicht entfernt der Mühe werth gewesen sich irgend um die eigentliche Natur des Streits zu bekümmern. — Jetzt bedauert Lord Russell das Dasein des Londoner Protocolls. — John Crawford, den ich im

Club treffe, spricht sich für die Dänen aus: „I am a Dane" — ebenso Henry Elliot, Unterstaats-Secretär für die Colonien.

Das ist bei ihnen — da sie wie wohl die meisten Engländer von der Streitfrage Nichts wissen und Nichts begreifen — Sache nicht der Argumentation, sondern des Gefühls. Crawford äußert: die Engländer hätten keine Sympathien für die Deutschen — für Völker, die andere befreien wollen, während sie bei sich zu Hause den Despotismus dulden.

Eigenthümlichkeit der englischen Sitten. Wie ich im Hôtel esse, kommt eine kleine Gesellschaft aus den Wohnzimmern des Hôtels herunter, um in dem allgemeinen Coffee-room zu speisen. Zwei Herren und zwei Damen, schwerlich aus den höchsten Kreisen der Aristokratie: aber alle in vollständiger Toilette: die Herren cravatés de blanc, die Damen in kurzen Aermeln und décolletées!!

Abends versuche ich mein Glück in einem anderen Theater und zwar in dem Adelphi Strand, denn die Leute im Hôtel versicherten mich, daß die Tragödie Leah, die da gegeben wird, sich eines großen Erfolges erfreut.

Das Stück ist ein Melodrama nach französischem Zuschnitt, nur daß die Musik fehlt. Der allgemeine Eindruck bestätigt mein Urtheil aus Coventgarden.

Die Hauptrolle spielt eine Miß Bateman, „the great american tragedian", nicht ohne Talent gewiß, aber doch in gespreizter Coulissenreißer-Manier.

Dann folgt wieder eine alberne Pantomime.

Nicht ganz der Dummheiten Ende abgewartet.

Ueberraschend erhielt ich eine telegraphische Depesche von Sir Thomas Bidulph. Ich werde übermorgen Abend in Osborne erwartet.

1864. In Osborne.

2. Januar. Um 1 Uhr 10 Min. von Victoria-Station abgereist. Dampfbootfahrt von Southampton nach Cowes, von dort zu Wagen nach Osborne.

In meinem Zimmer besucht mich Oberst Bidulph, Master of the Queen's household. Da ich nach dem Prinzen von Wales frage, sagt er mir, daß er heute früh mit seiner Gemahlin abgereist ist. Das mußte mir wohl als sehr bezeichnend auffallen: sowie er fort ist, werde ich hierher geladen.

Diner an der Marschalls-Tafel, wie man in Deutschland sagen würde.

Die Königin speist seit dem Tode ihres Gemahls fast immer allein oder tête à tête mit ihrer Halbschwester, der Fürstin Hohenlohe.

Aus Kleinigkeiten ergiebt sich während des Gesprächs, daß in Folge des Einflusses des Prinzen Albert deutsche Sprache und Litteratur jetzt sehr viel mehr wie früher in England bekannt sind.

Während der späteren Whistpartie werde ich zum Prinzen Alfred gerufen. Er kam im Auftrag seiner Mutter, um diese zu entschuldigen, daß sie mich nicht gleich heute habe empfangen können.

General Grey, der die Tafel präsidirte, ist der Privat-Secretär der Königin; durch ihn correspondirt sie mit den Ministern; deshalb war mir ein Gespräch mit ihm ungemein wichtig — besonders da er in seiner Beschränktheit ziemlich indiscret war, und wohl eigentlich mehr sagte, als er wollte und wußte. — Lord Wodehouse's Mission nach Kopenhagen, die, wie es scheint, zum Zweck hatte, eine Personal-Union zwischen Dänemark und den Herzogthümern vorzuschlagen —: diese Sendung ist vollständig gescheitert. Nun war in den letzten Tagen, unmittelbar vor mir, Lord Russell hier in Osborne gewesen — aus dem, was General Grey mir sagte, ergab sich, daß er hergekommen war, um der Königin einen neuen Plan vorzulegen, und ich hatte keine große Mühe zu ermitteln, was das für ein Plan ist.

Ich gewahrte, daß man den Grundsatz der Integrität der dänischen Gesammt-Monarchie hier in England bereits vollständig aufgegeben hat, und bereit ist ihn auch offiziell fallen zu lassen.

Man will den Krieg zwischen Deutschland und Dänemark verhindern und den Streit auf einer Conferenz der bei dem Londoner Vertrag von 1852 betheiligten Mächte zum Austrag bringen. Zu

diesem Ende will man, durch diplomatischen Druck, der in Berlin, Wien und Frankfurt a. M. wie an den kleineren deutschen Höfen geübt werden soll, die deutschen Truppen im Marsch aufhalten, jedenfalls bestimmen nicht über die Eider zu gehen, über die man sie nicht lassen möchte. Ebenso soll der Herzog Friedrich veranlaßt — oder bewogen — oder gezwungen werden, das Land — Holstein — wieder zu verlassen.

Auf der Conferenz will dann England mit dem Vorschlag hervortreten, die streitigen Lande zu theilen, Holstein den Deutschen, dem Deutschen Bunde und dem Herzog von Augustenburg zu überlassen —: Schleswig dagegen vollständig mit Dänemark zu vereinigen. Es sind die Pläne der Eiderdänen, welche die Regierung Englands zu den ihrigen macht: „Dänemark bis zur Eider!“ — Auf diese Weise und auf diese Bedingungen hin hofft man die Sache zum friedlichen Austrag zu bringen!

3. Januar. Es ist Sonntag. Ich begebe mich um 10 Uhr in die königliche Haus-Capelle, die zu ebner Erde ganz am Ende des einen Schloß-Flügels liegt — und Nichts weiter ist als ein eleganter Saal mit einer kleinen Kanzel, in dem mehrere Reihen Stühle stehen. Die ganze Gesellschaft ist bereits versammelt in feierlicher Stille, salbungsvoller Langeweile und Ergebung. Die königliche Familie läßt warten. — Der Geistliche auf der Kanzel — Pfarrer der nächsten Landgemeinde und zugleich königlicher Hauscaplan — scheint durch lange Gewohnheit darauf eingeübt durch solche schwierige Pausen hindurch die Haltung des Versunkenseins in Meditation und stilles Gebet standhaft zu behaupten.

Endlich erscheint die Königin in Wittwentrauer, mit den jungen Prinzessinnen, die in bunten Gewändern auftreten. Der Gottesdienst beginnt, mein Nachbar, ein Deutscher Namens Holtzmann, der zum Hause gehört, giebt mir ein prayer-book und hilft durch alle Künstlichkeiten dieses seltsamen Gottesdienstes hindurch, der in seiner Eigenthümlichkeit kaum für einen protestantischen gelten kann. In der sehr kurzen und unbedeutenden Predigt wurde die spezielle Dogmatik der anglikanischen Kirche mit aller Macht geltend gemacht.

In mein Zimmer zurückgekehrt und beschäftigt an Francke zu

schreiben, wurde ich durch den Deutschen Dr. Holtzmann abgerufen zur Königin; am Vormittag vor die Majestät beschieden, erscheint man in England, wie man eben ist, im Morgenanzug.

Wie wir durch den langen Corridor wandern, der zu dem Pavillon der Königin führt, sagt mir Holtzmann: Die Königin wünsche nicht von Schleswig-Holstein mit mir zu sprechen. — „Sind Sie beauftragt mir Das zu sagen?" — Holtzmann, überrascht, erwiedert nach einigem, mir nicht recht begreiflichen, verlegenen Zaudern: Ja, die Königin werde vielleicht den Gegenstand berühren, ich solle aber nicht darauf insistiren.

Die Königin Victoria empfängt mich in einem Cabinet von ziemlich beschränktem Raum, wie denn überhaupt der Pavillon keine großen Säle bergen kann, — sie empfängt mich stehend — Holtzmann bleibt an der nahen Thüre stehen.

Ich fand die Königin sehr heiter — man könnte sagen lebensfroh — und wurde gar freundlich aufgenommen.

Sie sprach deutsch — die Sprache der königlichen Familie unter sich — und sagte mir, daß sie mich dem Ruf und Namen nach kenne; der Prinz-Gemahl — „den Sie leider nicht mehr hier treffen" — habe oft und stets mit großer Anerkennung von mir gesprochen; er habe ihr auch Manches aus meinen Werken vorgelesen.

Dann brachte sie das Gespräch auf den Bruder des Prinzen, auf den Herzog von Coburg, fragte, in welcher Stimmung und Verfassung ich ihn verlassen habe, und ließ es bald sehr klar werden, daß sie dem Gespräch diese Wendung gab und dabei verweilte, um mir zu zeigen, daß sie den Herzog gering achtet, daß er Nichts bei ihr vermag, daß sie auf seinen Rath und seine Ansichten keinerlei Gewicht legt. — Sie machte sich nämlich mit weiblichem Witz und weiblicher Schärfe schonungslos lustig über den Herzog, sein unstätes, abenteuerlich-geniales Wesen.

Die Sache war von der Art, daß ich, um meine eigene Stellung zu wahren, dafür sorgen mußte nicht etwa mit dem guten Herzog Ernst identificirt zu werden; ich mußte zeigen, daß ich keineswegs zu seinem Anhang gehöre und ihn ebenfalls vollkommen zu würdigen weiß.

Dann fragte die Königin mit Interesse nach dem Herzog Fried-

rich von Augustenburg, und bedauerte, daß die öffentliche Meinung — die herrschende Stimmung in England — so entschieden für Dänemark und gegen Deutschland gerichtet ist. Freilich habe man sich von dänischer Seite angelegen sein lassen, seit langen Jahren schon, die leitenden Organe der Tagespresse zu gewinnen; man habe Das mit Erfolg gethan und durch die Presse auf die öffentliche Meinung gewirkt. Von Seiten Deutschlands sei Das leider versäumt worden. Sie meinte, auch jetzt müßten die Bemühungen von deutscher Seite darauf gerichtet sein gewichtige Stimmen im Parlament und in der Presse zu gewinnen, und das große Publikum, die öffentliche Meinung über die eigentliche Natur und Bedeutung des deutsch-dänischen Streits aufzuklären. — Kurz, sie sagte vollkommen genug, um auf das Bestimmteste erkennen zu lassen, daß sie in diesem Streit für ihre Person durchaus auf Seiten Deutschlands stehe, und so weit sie könne für Deutschland Partei nehme.

Ich folgte nur, ließ mich belehren, gab durch einzelne Bemerkungen zu erkennen, daß ich den Werth dieser Winke zu würdigen wisse, und machte natürlich keinen Versuch tiefer auf den Gegenstand einzugehen, oder das Gespräch weiter zu führen als die Königin selbst wollte. Es lag auch gar keine Nothwendigkeit dazu vor; sie brauchen wir nicht erst zu gewinnen. —

Die Königin sprach dann auch von den gegenwärtigen, unerfreulichen Zuständen in Preußen; von der unangenehmen und schwierigen Stellung des Kronprinzen. Der Kronprinz wünschte natürlich unter diesen Bedingungen, unter der Herrschaft des gegenwärtigen Systems, dem Mittelpunkt der Regierung fern zu bleiben. Sein eigentlicher Wunsch sei ein Militär-Commando in den Provinzen zu erhalten, das ihm gestatte, sich fern von der Hauptstadt in der Provinz zu fixiren; namentlich das General-Commando in Breslau sei es als das passendste, was er sich wünsche.

Hier halte ich es für nothwendig, die Wahrheit anzudeuten; ich sage, die Stellung des Kronprinzen sei allerdings eine sehr schwierige, und ein Commando in der Provinz, wie er es sich wünsche, habe sehr Viel für sich; doch sei dabei auch manches Bedenken; es könne die Lage im Allgemeinen möglicherweise verschlimmern,

wenn man sich auf längere Zeit von dem Mittelpunkt der Dinge entferne und alles Einflusses darauf begebe. Die verständigsten unserer Liberalen, die persönlichen Freunde des Kronprinzen, hätten schon bedauert, daß die Königin sowohl als der Prinz sich so lange Zeit von Berlin fern gehalten haben; daß Alle sich entfernt haben, aus deren Munde der König etwas Anderes hören könnte, als die Ansichten der reactionären Partei.

Die Königin hört auch Das wohlwollend und mit Interesse an, und nach einigen Zwischenreden werde ich sehr huldvoll entlassen.

Dr. Holtzmann führte mich dann zu der Fürstin Hohenlohe. — Hier blieb Holtzmann nicht Zeuge des Gesprächs. — Langes tête à tête.

Sie will wissen, ob die Reise des Herzogs nach Kiel zweckmäßig war? — ob ihm dort nicht große Gefahren drohen? — Was er überhaupt für Aussichten hat?

Ich sage ihr viel Beruhigendes; ich habe selbst, gleich Anderen, dringend zu der Reise gerathen, weil durch seine Anwesenheit im Lande sehr viel gewonnen ist; weil der Herzog durch seine Anwesenheit das einzige Hinderniß schafft, über das Rechberg und Bismarck nicht hinaus kommen können. — Ueberhaupt sind die Aussichten des Herzogs im Ganzen gut, wenn auch noch viele und große Schwierigkeiten zu besiegen bleiben. Unser König ist ihm gewogen und will sich vom Londoner Vertrag lossagen; — die hartnäckige Unvernunft der Dänen wird aller Wahrscheinlichkeit nach einen Conflict herbeiführen, und ist einmal der Krieg ausgebrochen, dann kann nicht mehr die Rede davon sein, die Herzogthümer den Dänen zurückzugeben; dann tritt das Erbrecht des Herzogs als Auskunftsmittel in den Vordergrund.

Die Fürstin geräth in eine Art von Freudentaumel über die Aussichten, die ich ihr eröffne, und erklärt, was sie dann ganz besonders freuen werde, sei, daß der Volkswille die Sache gemacht habe, daß es der Volkswille ist, der sich geltend macht und die Regierungen zwingt und die Richtung ihrer Politik bestimmt. — „Ich weiß nicht, ob Sie ebenso liberal sind wie ich; ob Sie die Sache ebenso ansehen wie ich!"

Ich bin nicht Liberaler aus Liebhaberei; für mich ist der Liberalismus Sache der Nothwendigkeit und einer Zweckmäßigkeits-Berechnung; ich bin Liberaler, weil ich die nothwendige Richtung der Zeit erkenne, der man nicht widerstreben, die man nicht ignoriren kann, die man leiten und beherrschen muß; weil ich erkenne, daß liberale Institutionen in der Bevölkerung Kräfte wecken, die sonst ruhen würden.

Die Fürstin beruft sich, um die Vortrefflichkeit liberaler Institutionen darzuthun, auf das Beispiel Englands — aber nicht auf Englands Energie, Macht und Größe — sondern darauf, daß das Königthum nirgends auf der Welt so geachtet und geehrt sei als gerade in England —: „aber dann! — die Königin muß mit dem Volk gehen!" — (Auch seltsam! Die Fürstin selbst, sammt den Ihrigen empfindet in diesem Augenblick gerade die Folgen dieser Nothwendigkeit zu ihrem Schaden, wahrhaftig nicht zu ihrem Vortheil!)

Ich berichte meine gestrigen Entdeckungen; was ich von den gegenwärtigen Plänen des englischen Ministeriums errathen zu haben glaube. Die Fürstin bestätigt mir Alles; ja! so ist es! — ich habe richtig gerathen — ganz so, wie ich ihn mir construire, ist der neue Plan, den Lord Russell in diesen Tagen der Königin vorgelegt hat. Die Königin selbst hat es ihr gesagt.

Unser Kronprinz hat sich viel Mühe gegeben die Politik Preußens in andere Bahnen zu leiten; er hat seinem Vater mehrfach geschrieben, aber vergebens.

Ich frage, wie es denn eigentlich um unsere Kronprinzessin steht? — Der Herzog von Coburg behauptet, sie habe dänische Sympathieen.

Die Fürstin fällt aus den Wolken! — „Die Kronprinzessin!" ruft sie aus: „die möchte ja am liebsten selbst mit der Fahne vorangehen!" — Nämlich es ist zwischen der Kronprinzessin und der Prinzessin von Wales der deutsch-dänischen Händel wegen zu starken Reibungen gekommen, so daß die Königin die Herzogthümer als Gegenstand des Gesprächs in Windsor zuletzt ganz verboten hatte. — Es scheint aber, daß die Abreise des kronprinzlichen Paares nach Preußen, die nicht so bald beabsichtigt war, dennoch in Folge dieser Reibungen beschleunigt worden ist.

Da wir des Kronprinzen und seiner schwierigen Stellung gedenken, erwähne ich, daß er glücklicherweise einen vortrefflichen charakterfesten und zuverlässigen Mann in seiner Nähe hat, der zugleich ein wirklicher, gewiegter Staatsmann ist, nämlich Max Duncker.

Die Fürstin bemerkt darauf, die Kronprinzessin sei „irritirt“ gegen Max Duncker, weil sie glaubt, daß er feindlich gegen England gesinnt ist! — Stockmar, der sich leidend fühlt, will aus Gesundheitsrücksichten die Kronprinzessin verlassen und sich zurückziehen.

Ich instruire die Fürstin, was sie der Königin sagen soll. Sie muß darauf aufmerksam machen, daß die gegenwärtige Politik des englischen Ministeriums dazu angethan ist große Gefahren für Europa und namentlich für England herbeizuführen. Die Herzogthümer müssen und werden von Dänemark getrennt werden, Das kann keine Macht der Welt verhindern. Geschieht es durch Preußen, so ist es durchaus ohne Bedenken für Europa. Nimmt sich aber Preußen nicht der Sache an, dann geschieht es durch Frankreich, und das westliche Deutschland schließt sich dann an Frankreich an. Es ist also Thorheit von Seiten Englands in Berlin diplomatischen Druck zu üben, um Preußen von der Action zurückzuhalten. Das heißt Frankreich in die Hände arbeiten und dem imperialistischen Ehrgeiz die Wege bahnen. — England muß vielmehr wünschen, daß Preußen an die Spitze der Bewegung tritt.

So trennen wir uns.

Um 2 Uhr luncheon im Speisesaal, zu dem sich die ganze Gesellschaft der Marschallstafel versammelt, auch Sir Thomas Bidulph ist da. Der erzählt mir Viel von dem Prinzen Albert, was für ein vortrefflicher und gescheidter Mann das gewesen sei; wie der in allen schwierigen Fällen, wenn Sir Thomas sich an ihn wendete, immer das Richtige angedeutet habe. Sir Thomas hat in der größten Intimität mit ihm gelebt. Niemand hat durch seinen Tod so viel verloren als Sir Thomas.

4. Januar. Abreise mit dem Prinzen Alfred zusammen nach Cowes und von dort mit der königlichen Yacht zurück nach Southampton.

Prinz Friedrich von Holstein in Kiel und die allgemeine Stimmung in England.

5. Januar. Brief von Geffcken aus Berlin, der in mancherlei Beziehung wichtig ist.

„Berlin 2. Januar. Seit Ihrer Abreise von Gotha sind wir ein Stück weiter gekommen. Dienstag Nacht reiste der Herzog mit Edelsheim ohne Bedienten nach Cassel, nahm sofort einen Wagen bis Münden und fuhr von dort direct nach Harburg, dort lag am andern Morgen ein Dampfboot fertig, das ihn nach Glückstadt brachte, und am Mittwoch 12 Uhr fuhr er in Kiel ein. Die Sache ging so gut wie möglich und traf hier electrisch, Bismarck war consternirt. In Kiel setzt sich der Herzog nun fest, respectirt äußerlich die Commission, aber sucht nach und nach die materielle Macht in die Hände zu bekommen und wird nur physischem Zwange weichen. Der König war zuerst sehr ärgerlich über den Coup, sah aber doch schon gestern die Sache ruhiger an, und wünschte nur, daß der Herzog bald wieder fort gehe; er hat an seiner Idee festgehalten, nach dem ersten Januar vom Protocoll zurückzutreten und sagte noch vorgestern dem Kronprinzen: ‚nun, morgen sind wir frei, vogue la galère.'"

„Einige Tage zuvor hatte Buchanan hier eine sehr professorliche Depesche Russells verlesen, welche mit der neuen Bemerkung anfing, die Frage sei „a most intricate one", in der man vor lauter Protocollen und Memorandums nicht klar sehe; früher hätten die beiden verschiedenen Nationalitäten sehr gut nebeneinander gelebt, der Adel der Herzogthümer habe dem König seine besten Diener geliefert, der Constitutionalismus sei nur etwas neu in Dänemark, die Dänen hätten wohl ihre numerische Ueberlegenheit mißbraucht, aber zweierlei müsse festgehalten werden „to throw some light upon the question", die Geltung des Protocolls für alle Theile der dänischen Monarchie und die vollständige Gleichberechtigung beider Nationalitäten. Diese erleuchtete dispatch war abgegangen ehe der österreichisch-preußische Antrag am Bunde vom 28. gestellt war. Oubril wußte die

Sache seit 8 Tagen — Buchanan aber war sie verschwiegen, er erfuhr sie erst am 28. um 4 Uhr. Am 31. Abends kam er telegraphisch instruirt zu Bismarck und erklärte, England sei durch diesen Antrag auf das Unangenehmste überrascht; es wolle nicht drohen aber warnen, es werde der Ueberschreitung der Eider nicht ruhig zusehen. Am selben Tage hat der schwedische Gesandte eine ähnliche Erklärung im Namen seiner Regierung gemacht, die aber präciser war und angedeutet hat, mit dem Einrücken in Schleswig halte Schweden den casus foederis für gekommen. Soviel ich aus meinen Informationen schließen kann, ist das Avertissement Englands zuförderst ein Schreckschuß, von dem man abwarten will, was er wirkt, zum casus belli bringt Russell es schwerlich, wohl aber zur indirecten Unterstützung unserer Gegner, d. h. Garantie von dänischen und schwedischen Anleihen. Das brauchen wir nun eben auch nicht sehr zu fürchten; mit 20,000 Schweden, welche außerdem wohl nur die Inseln besetzen, ist leicht fertig zu werden."

„Heute ist Ministerrath, dem der Kronprinz zum ersten Mal wieder beiwohnt; hoffentlich gelingt es ihm etwas auszurichten. — Frankreich verhält sich ziemlich abwartend; Bismarck hatte Fleury, der gekommen war, um Preußen für die Antwort wegen des Congresses zu danken und zu fragen: was nun? — die Idee einer Conferenz ad hoc insinuirt; Frankreich möge ihm helfen „à contenir le flot populaire et à retenir les états moyens." Napoleon aber fand, dies sei eine zu kleine Abschlagszahlung auf die „grande idée du congrès", und hat die Conferenz nur acceptirt, als „la première d'une série de conférences destinées à régler les questions pendantes". — Somit ist dies glücklich evitirt. — In Kopenhagen bricht das morsche Gebäude der dänischen Intriguen zusammen; obgleich der ehrgeizige Pfaffe Monrad nominell ein Ministerium beisammen hat, so wird er doch Nichts machen können, namentlich Nichts, was Bismarck-Rechberg Anhalt bietet."

Ich glaube hierbei nun nicht an eine künstliche Veranstaltung, nicht daran, daß Bismarck dabei in directer Weise die Hand im Spiel gehabt hat. Der Schritt, den Buchanan am 31. gethan hat, geht ganz der Sache gemäß aus den jetzigen Plänen Englands hervor.

Den ganzen Tag geschrieben, langen Brief an Samwer; hiesige Lage, Stellung und Schwäche des Ministeriums; Haltung der Tories, deren Dänenthum und seine Gründe; Druck, den sie auf die Regierung üben, die sich ihrer Schwäche wegen ihren dänischen Sympathieen fügen wird. — Bei dem Allem ist doch ein Krieg mit England nicht eigentlich zu fürchten; die Königin, persönlich deutsch gesinnt, wird nicht in einen Krieg willigen; auch das Ministerium will eigentlich keinen Krieg, am wenigsten Lord Russell, und selbst die Masse will nichts weniger als in ihrem gewerblichen Treiben durch einen Krieg gestört sein. — Was man eigentlich möchte ist, daß Deutschland sich durch geräuschvolle Drohungen und Grobheiten einschüchtern und bewegen ließe, sich dem Willen Englands zu fügen. Diese Drohungen sollen genügen; wenn Das nicht geschieht, wird man es hier als einen unerhörten Unfug betrachten und sich maßlos ärgern, aber man wird schwerlich etwas weiter thun als eben grob sein und drohen.

Mein Besuch in Osborne, Gespräche mit der Königin und der Fürstin Hohenlohe. — Gegenwärtige Pläne der englischen Regierung: die deutsche Heeresmacht durch Drohungen — die nicht sehr ernstlich gemeint sind — aufzuhalten, und so dem Conflict zwischen Dänemark und Deutschland vorzubeugen, und die Streitfrage vor eine Conferenz ad hoc zu bringen, auf der England dann mit dem Vorschlag hervortreten wird, Holstein den Deutschen zu überlassen, dafür aber Schleswig mit Dänemark zu vereinigen.

6. Januar. Um 1/2 8 Uhr Diner bei Bernstorff. Erst allein mit ihm in seinem Cabinet.

Was ich von Englands gegenwärtigen Plänen in Osborne erfahren habe, scheint er nicht recht glauben zu wollen. „Die Königin! — General Grey!" — dabei machte er eine Bewegung der Hand, als wollte er sagen: was die wollen und sagen, hat wenig zu bedeuten — „sind es die Pläne des Ministeriums?" — darauf komme es an! —

Ich bejahe das ganz entschieden; es sind die Pläne, die Lord Russell in diesen Tagen der Königin als die des Ministeriums vorgelegt hat.

Bernstorff: England beabsichtigt eine Demonstration: es wird seine Flotte Dänemark zur Verfügung stellen.

Ich (verwundert): Glauben Sie wirklich?

Bernstorff: „Ich weiß es!" — Das führt dann große Gefahren herbei, die wohl erwogen sein wollen, ehe man sich tiefer in die Dinge einläßt; England ist dann compromittirt, und kann nicht wieder umwenden; dadurch gewinnt dann Napoleon freie Hand zu einem Kriege mit Preußen (NB. als ob Der Krieg mit Preußen wollte!) — Das muß man doch Alles bedenken! — Und wofür soll man sich denn allen diesen Gefahren aussetzen? — Ja, wenn es sich um die Eroberung der Herzogthümer handelte! wenn Preußen sie für sich erwerben könnte, das wäre etwas Anderes! — Aber so! —

Ich: Vor einigen Jahren wäre das möglich gewesen.

Bernstorff: Ja nun! jetzt ist es aber nicht mehr möglich!

Gräfin Bernstorff meint, es sei sehr unglücklich, daß die Engländer herkömmlich und von lange her eine sehr geringe Meinung von Deutschland und den Deutschen haben und mit Geringschätzung auf sie herab sehen. Der ganze deutsch-dänische Streit würde durchaus anders beurtheilt werden, wenn Das nicht wäre. — Das ist nur zu wahr! —

7. Januar. Ich begebe mich nach Charing-Croß, an den Strand, wohl die älteste Vorstadt Londons — jetzt die Haupt-Puls-ader des Verkehrs. — Die Straßen, in denen Kaufläden liegen, und diejenigen, in denen genteel-families, auch die des höheren eigentlichen Mittelstandes leben, sind in London durchaus verschieden; wo sich Kaufläden aneinander reihen, da wohnt Niemand. — Im Strand liegt Laden an Laden, es scheint der Ort für den großartigsten Detail-Handel zu sein. — Die Läden gehen meist durch alle Stockwerke. Dazwischen einige Gasthöfe für Handelsreisende — ein großer Bahnhof wird eben gebaut. — Und zwischen diesen ganz dem Verkehr gewidmeten Häusern wälzt sich ein Strom von Menschen und Wagen hin und zurück, wie ihn wohl keine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. — Elegante Equipagen sind natürlich in der Minderzahl.

Wie tief ist das englische Theater gesunken! — wie nahe steht es der Seiltänzer-Bude! — Da sehe ich die allerdings schmale Stirnseite des Adelphi-Theaters, über dem Eingang, bis an das Dach,

ganz von einem colossalen Gemälde bedeckt, das die berühmte, oder für berühmt ausgegebene Miß Bateman darstellt.

Zurück im Cab, nach dem Athenäum-Club; da finde ich in the hall John Crawford, der mich mit dem berühmten Sir Roderich Murchison, dem Geognosten, und Lord Albemarle bekannt macht. — Sir Roderich ist ein eleganter, etwas steifer Mann, dem man es nicht ansieht, daß er siebzig Jahre zählt.

Die Herren sind sämmtlich sehr dänisch gesinnt — auch bei Crawford ist der Eindruck längst wieder verschwunden, den ich für einen Augenblick auf ihn machte, indem ich ihm die Möglichkeit eines neuen Rheinbunds zeigte. Sie sind empört durch den Gedanken, daß man den Dänen ernstlich zu Leibe will — denn Engländer finden es unbegreiflich und empörend, wenn irgend etwas in der Welt geschieht, was sie nicht haben wollen. Das ist in ihren Augen ein unleidlicher Unfug. — In dieser Stimmung suchten sie mir bange zu machen; wir würden es büßen, „depend upon, you'll lose the left bank of the Rhine." — Die Sache werde uns in einen Krieg mit Frankreich verwickeln — und den Rhein gegen Frankreich zu vertheidigen seien wir unfähig mit unserer unerfahrenen Armee, die aus Knaben bestehe. — John Crawford ging sogar soweit an Jena zu erinnern: „think how they treated you at Jena."

Ich antwortete: Die Vertheidigung des Rheins ist unsere Angelegenheit, nicht die Eure; Ihr braucht Euch keine Sorgen deshalb zu machen; was unsere Armee anbetrifft, so mag dahingestellt bleiben was sie vermag, die Erfahrung muß es lehren; Eines aber kann ich sagen —: ich kenne so ziemlich alle Armeen in Europa, und darf mir ein Urtheil in diesen Dingen zutrauen —: ich habe die Ueberzeugung, daß die preußische Artillerie doch die beste in Europa ist, vermöge ihres Materials sowohl als der Ausbildung der Offiziere und der Mannschaft. Und dann hat die preußische Armee noch einen anderen Vorzug, der ihr eigenthümlich ist: „it is the best officered in Europe!"

„That I believe!" fiel Sir Roderich ein.

Uebrigens, trotz alles Dänen-Eifers, könnten doch die gegenwär-

tigen Pläne des englischen Ministeriums den Leuten geläufig und populär werden. John Crawford sagte unter Anderem: „you may be allowed to carry off Holstein, but not Schleswig!“ — (Die Idee, daß England „erlaubt" oder „verbietet" steht felsenfest in ihren Vorstellungen.)

Besuch bei meinem alten livländischen Bekannten, dem russischen Generalkonsul A. v. Berg. Er berichtet über die hiesige Lage und Stimmung. Die Leute sind sehr dänisch gesinnt und sehr erbittert gegen Deutschland, eigentlich weil sie den Frieden erhalten wissen wollen, und Deutschland ihn nach ihrer Meinung stört. Gegen solche Stimmungen ist auch gar nicht anzukämpfen, weil die Leute aus dem Mittelstande — die Philister, wie Al. Berg sagt — ein Einsiedlerleben führen — mit Niemandem verkehren als mit den Times, die wieder nur der Wiederhall der herrschenden Stimmung sind. — Beschreibt mir das Leben eines Londoner Philisters, der 2000 Pf. St. jährlich hat. — Wie der seinen Tag mit seinem Frühstück und den Times beginnt, deren Leitartikel seine Stimmung und seine Ueberzeugungen für den Tag feststellen; — wie er dann nach seinem Club wandert und dort einige Stunden zubringt ohne eigentlich mit irgend Jemand in Berührung zu kommen oder etwas zu hören, das ihn in dem Glauben an die Times stören könnte. Wie er dann um 7 Uhr in seiner Familie speist, und um 11 Uhr ohne weitere Erlebnisse zu Bett geht. Sonntags wird die Zeitung durch die Kirche ersetzt. So leben respectable people.

Voriges Jahr war ganz England sehr ungnädig für unseren König gestimmt; man nahm Partei für die Abgeordneten — ohne zu begreifen, was eigentlich in Deutschland vorgeht. Wenn damals Jemand sich erkühnt hätte zu sagen, der König sei ein ehrlicher Mann —: dann hätte jeder Engländer den Rücken gewendet. — Jetzt ist er in England weniger unpopulär; blos weil man glaubt, daß er in Schleswig-Holsteinischen Sachen nicht so vorwärts gehen will, wie die deutschen Patrioten verlangen.

Doch glaubt auch Al. Berg, daß trotz alles Polterns, Drohens und Schmähens England keinen Krieg beginnen wird; die Leute wollen Frieden; sie wollen keinen Krieg; oder genauer: „sie

wollen nicht mehr als 7 pence in the pound Einkommensteuer bezahlen und wissen sehr wohl, daß die Einkommensteuer auf 10 pence steigt, sowie der Krieg erklärt ist."

Abends Diner bei General Malcolm. Sehr elegante Gesellschaft. — Bei den Toiletten der Damen ein Aufwand, der anderwärts schwerlich zu erreichen ist.

Von Politik war wenig die Rede. In der City — hieß es — sei die „impression, that we are going to war". Die Herrin des Hauses bricht die Gelegenheit vom Zaun, um mir recht eindringlich klar zu machen, daß die Königin in den öffentlichen Angelegenheiten durchaus gar nicht mitzureden hat, und fügt zum Schluß hinzu: „England is governed by a parliament." Nach dem Dessert entfernen sich die Damen in altherkömmlicher Weise und bei dem nun folgenden after dinner sitting der Herren konnte ich mich wieder überzeugen, daß die Sitten der Engländer sich in den letzten 30 Jahren sehr wesentlich geändert haben. Die alte Roheit ist gar sehr abgeschliffen. Von solchen Trinkgelagen, wie sie regelmäßig bei Georg IV. stattfanden, ist gar nicht mehr die Rede. Es wird kein Toast ausgebracht, weder der erste in der altherkömmlichen Weise: „King and Constitution", noch der zweite, berüchtigte. Daß Jemand betrunken von dem after dinner sitting her in dem Kreise der Damen erschiene, wie das noch vor dreißig Jahren keineswegs unerhört war — das kommt jetzt gewiß gar nicht mehr vor.

8. Januar. Zeitungen gelesen. Die Deutschen werden in allen englischen Blättern ohne Ausnahme durchweg als ein erbärmliches Lumpengesindel dargestellt!

9. Januar. Brief von Sammer aus Kiel. Er sagt: der Ort, von dem aus er mir schriebe, würde mir zeigen, daß mein Wunsch erfüllt ist. „Möge es zum Guten ausschlagen!" Seinen Nachrichten nach soll der Zorn über die englische Note selbst innerhalb des Bundestags sehr groß sein. Das hieße denn doch eine große Nation mit Stiefel-Absätzen behandeln und würde furchtbare Früchte tragen. — Wie kann man solche Hirngespinste haben? — Er glaubt wirklich und wahrhaftig, es wird ganz Deutschland in entsetzlicher Berserkerwuth auflodern darüber, daß ein englischer Mi-

nister den Bundestag hofmeistert — und erwartet davon weltgeschichtliche Folgen.

Heute erhalte ich nun den Brief eines Freundes, der mir schrieb, daß er Sammer in dem Briefwechsel mit mir ablösen soll.

„Kiel, 6. Januar. Die Reise des Herzogs hierher hat nach allen Seiten hin einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Nachdem der österreichisch-preußische Angriff gegen den hiesigen Aufenthalt des Herzogs am Bundestage abgeschlagen ist, können wir hier um so besser festen Fuß fassen. Die für die nächste Zeit zu befolgende Haltung ergiebt sich aus den Verhältnissen. Mit dem Bunde und also auch mit den Commissären wird jeder Conflict sorgfältig vermieden. Der Herzog hat also die Regierung nicht allein nicht übernommen, sondern er enthält sich zugleich auch jeder Regierungshandlung. Aber während er formell die Verwaltung der Commissäre nicht erschwert, sondern vielmehr erleichtert, wird faktisch die entscheidende Gewalt mehr und mehr in seine Hände übergehen. Zunächst wird die bisher in Plön bestehende und aus dänisch gesinnten Räthen zusammengesetzte Regierung durch die Commissäre aufgehoben werden; an ihre Stelle wird eine soeben in der Bildung begriffene, aus patriotischen Männern und treuen Anhängern des Herzogs bestehende Behörde treten, welche unter dem Namen „Herzogliche Landes-Regierung" ihren Sitz in Kiel nehmen wird, während die Commissäre in Altona bleiben."

„Was die europäischen Verhältnisse betrifft, so scheint die Sprache Englands allerdings sehr drohend zu sein. Indeß nach den zuverlässigsten Nachrichten, die wir aus Berlin erhalten, sind die Interventions-Drohungen Englands unzweifelhaft von Bismarck bestellt und ist danach ihr Werth zu bemessen. Eine Drohung, daß England auf Anrufen Dänemark zu Hülfe kommen werde, existirt überhaupt nicht. Freilich bleibt dabei immer die Gefahr, daß England sich auf diesem Wege in einer Weise engagirt, die es ihm fast unmöglich macht seine Drohungen nicht zu verwirklichen. Namentlich scheint es, daß Bismarck bis zu einem gewissen Grade sich verbindlich gemacht hat, die Erbfolge des Londoner Protocolls aufrecht zu erhalten, falls England durch seinen Einfluß in Kopenhagen die Dänen zur Nachgiebigkeit gegen die Execution bewegt. Die Gefahren, die daraus

im Fall der dänischen Nachgiebigkeit entstehen können, liegen auf der Hand."

„Wie es überhaupt in Berlin steht, werden Sie durch Ihre direkten Nachrichten von dort eben so genau wissen, wie wir. Nach unseren Quellen giebt es dort nicht eigentlich einen Plan der Regierung, weil die verschiedenen Faktoren jeder ihren besonderen Plan verfolgen. Bismarck will mit Oesterreich die Herzogthümer unter Dänemark bringen und womöglich die Personal-Union durchsetzen. Der König wünscht sich vom Londoner Protocoll loszumachen und ist im Grunde für den Herzog; aber er läßt sich bis jetzt von Bismarck hinhalten."

„In Wien scheint man neuerdings von der unmittelbaren Aktion in der schleswig-holsteinischen Frage sich mehr zurückziehen zu wollen. Ein Armee-Corps, welches schon auf dem Marsche hierher war, soll wieder Contre-Ordre erhalten haben. Da Oesterreich unter allen Umständen sich an der Besetzung Schleswigs nur betheiligt haben würde, um es an Dänemark auszuliefern, so ist diese Wendung ja sehr erfreulich. Aus welchen Motiven Oesterreich sich zurückzieht, ist noch unklar. Möglich, daß Victor Emanuel uns diesen Dienst geleistet hat. Unterdessen sucht Oesterreich die Erbfolgefrage am Bunde zu verschleppen. Nach Wydenbrugks Berichten ist am 29. v. M. von Wien eine Note an Kübeck, etwa folgenden Inhalts, abgegangen: der bairische Antrag könne nur als ein Monitorium zur Berichterstattung über die Successionsfrage angesehen, diese müsse jedenfalls sorgsam und gewissenhaft geprüft und könne in keinem Falle in 8 Tagen erledigt werden. Vorläufig werden sieben Zweifelspunkte namhaft gemacht, mit deren Prüfung und Beantwortung sich der Ausschuß namentlich zu befassen haben würde. Die Absicht hierbei ist vollkommen klar. Während die Sache am Bunde verschleppt wird, soll sie vom europäischen Forum gegen Deutschland entschieden werden. — Unterdessen steht die Frage am Bunde recht gut. Die Majorität für die Anerkennung ist als gesichert zu betrachten. Es steht nur zu wünschen, daß die Entscheidung auch möglichst beschleunigt werde."

„In den nächsten Tagen wird Mr. Crowe (der Vater des englischen General-Consuls in Leipzig, des Schwiegersohnes von Herrn v. Holtzendorff) sich mit Ihnen in Verbindung setzen. Derselbe ist

früher Redakteur der Daily News gewesen und hat sehr ausgedehnte Verbindungen in der englischen Presse. Er ist bereit, für unsere Sache in der Presse zu wirken. Ich darf Sie ersuchen, ihm alle erforderliche Auskunft und Unterstützung zu gewähren."

„Im Allgemeinen darf ich Ihre Aufmerksamkeit wohl auf die Frage lenken, was in Beziehung auf die Haltung der englischen Presse zu thun sei. Durch einige Vorschläge in dieser Hinsicht würden Sie uns sehr verpflichten."

Richard Könneritz besucht. Er zeigt sich sehr vorsichtig; denn selbst nachdem er versichert hat, daß er hier in London lediglich als Privatmann lebt und spricht, nicht als Diplomat, ist er nicht dahin zu bringen, daß er irgend eine bestimmte Meinung ausspräche.

Doch kann ich gar wohl sehen, daß die deutschen Mittelstaaten, im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, nur zu geneigt sein würden, auf Englands gegenwärtige Pläne einzugehen, deren ich gedenke.

R. Könneritz meint nämlich: Englands Politik sei allerdings absurd — aber sie sei durch eine ganz gewaltige Macht unterstützt, und man müsse sich ihr deshalb gar oft fügen. Holstein wäre immerhin ein bedeutender Gewinn, wenn auch freilich die Sache damit keineswegs abgemacht wäre, vielmehr bei nächster Gelegenheit wieder ausbrechen würde; aber vorläufig, und bis auf eine günstigere Gelegenheit, wäre Holstein, wenn man es jetzt haben könnte, immerhin eine annehmbare „Abschlagszahlung". — Er glaubt auch, daß für Anerkennung des Erbrechts der Augustenburger am Bundestage eine Majorität so ziemlich gesichert ist — will aber doch keine bestimmte Meinung darüber äußern, wie das Votum ausfallen wird; die großen Mächte haben einen großen Einfluß, meint er, und können hier oder dort einen starken Druck üben.

Das glaube ich auch. Nach diesem Gespräch glaube ich kaum, daß die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sich zu einem entscheidenden Entschluß ermannen werden, so lange die deutschen Großmächte beide dagegen sind.

Und bei diesen Rathlosen wollen die Leute in Kiel ihre Stütze suchen; mit Hülfe dieser Hülflosen glauben sie Preußens nicht zu bedürfen!

Zu einer Sitzung der Royal geographical Society gewandert, nach Burlington-House in Piccadilly.

Auch diese gelehrten Gesellschaften haben in England sehr viel Eigenthümliches; als Mitglied hat man durchaus keine Einkünfte, wie das bei den königl. Akademien des Festlandes der Fall ist —; man zahlt im Gegentheil Beiträge —: das Wort „royal" ist nur ein epitheton ornans.

Alle, auch die eigentlichen Arbeits-Sitzungen sind sozusagen halböffentlich, d. h. es ist immer ein ziemlich zahlreiches Publikum gegenwärtig: Leute, die durch Mitglieder eingeführt werden. — Es wird eine Abhandlung vorgelesen — über die sich dann eine Discussion entspinnt, bei der jeder Anwesende ums Wort bitten kann, und die Art, wie die Debatten von einem Präsidenten geleitet werden, zeigt, welche Gewohnheit parlamentarischen Treibens die Engländer haben, mit welcher Geläufigkeit sie parlamentarische Formen auf Alles zu übertragen, wie sie sich in dieselben zu fügen wissen.

Es wurden verschiedentliche Vorträge gehalten, an welche sich eine lebhafte Discussion anschloß, in welcher zuletzt ein Mr. Falkoner eingehend über den Himalaja sprach. Dieser Vortrag machte Sensation.

Sehr auffallend und nicht wenig komisch sind in den Augen des Deutschen die überschwenglichen — ungeheuerlichen — haarsträubenden Complimente, die sich die Leute hier in England bei solchen Gelegenheiten mit der größten Seelenruhe gegenseitig in das Gesicht sagen — à brûle-pourpoint! — Ich konnte eine Bemerkung darüber gegen John Crawford nicht unterdrücken: „In Germany we do these things in a plain businesslike sort of way, and nobody pays compliments to any one!" — Er antwortete: „Oh but that is very necessary in this country, if that was not done, they would very soon get each other by the ears!"

10. Januar. Nach Kiel geschrieben; Inhalt: Es wird mir sehr erwünscht sein mit Mr. Crowe in Verbindung zu treten, und ich werde sehen, was sich in der Presse thun läßt.

Dabei sind folgende Gesichtspunkte im Auge zu behalten: Recht und Unrecht ist den Engländern vollkommen gleichgültig; sie denken

nur an ihre Interessen, wie sie diese eben auffassen und verstehen. Den Leuten von Recht und Unrecht zu sprechen ist also vollkommen vergeblich; Rechts-Deductionen, Beweise, besonders juristische, daß das Recht auf Deutschlands, auf des Herzogs Seite ist, daß der Herzog der rechtmäßige Erbe der Herzogthümer ist —: das Alles hilft zu gar Nichts und bleibt unbeachtet; von ihren Interessen muß man den Leuten sprechen und lediglich von ihren Interessen. — Und zwar muß das nicht in Flugschriften, Brochüren und dergleichen geschehen, denn die werden nicht gelesen, nicht beachtet, und bleiben ohne Wirkung. Es muß in der Tagespresse, in den Zeitungen geschehen, denn nur die Tagespresse übt wirklichen Einfluß.

Sie wollen eigentlich nur Eines; sie wollen den Frieden nicht gestört wissen, weil ein Krieg ihre Interessen verletzt; sie sehen in Deutschland die Macht, die den Frieden stören will, seiner Ansprüche wegen, die nicht ohne Krieg durchzuführen sind, und verlangen deshalb, diese unbequemen Ansprüche — die als ungerechte betrachtet werden, eben weil sie unbequem sind — sollen aufgegeben werden.

In der Tagespresse muß man den Leuten sagen: Ihr wollt den Frieden, das liegt in eurem Interesse — die verkehrte Politik eurer Regierung führt aber im Gegentheil nothwendiger Weise zum Kriege — und wenn es ihr in Berlin nach Wunsch gelingt, möglicher Weise zu einem neuen Rheinbund. — Diese Action in der Presse genügt aber jedenfalls nicht; sie wird sogar verhältnißmäßig nur sehr wenig bewirken. Es muß weit Mehr geschehen. England beugt sich nur vor der vollendeten Thatsache, vor dem fait accompli, vor dem aber gewiß.

In der Presse wird Deutschland jetzt schon maßlos geschmäht — Dänemark bis in die Sterne erhoben —: das wird Alles nach Eröffnung des Parlaments, in Folge eines ganz entschiedenen Auftretens der Tories noch sehr viel schlimmer werden. In den gegenwärtigen Plänen Englands, wie ich sie neulich mitgetheilt habe, liegt eine große Gefahr; nämlich sobald sie bekannt werden, wird nicht nur Bismarck geneigt sein ihnen zuzustimmen — sondern auch die deutschen Mittelstaaten werden, im Gefühl ihrer Ohnmacht nur zu geneigt sein darauf einzugehen.

Es muß also noch vor der Eröffnung des Parlaments etwas Namhaftes geschehen; es muß, wenn das Parlament zusammenkommt, bereits eine vollendete Thatsache vorliegen, die ihrer Natur nach über die beabsichtigten Conferenzen hinausführt und über die Vorschläge, mit denen England auf diesen hervortreten will. Es muß also entweder ein Conflict mit den Dänen herbeigeführt, — oder eine Wendung der Politik in Berlin bewirkt werden, aus der sich dann alles Andere wie von selbst ergeben würde —: oder endlich, es muß die Anerkennung des Herzogs durch den Bund zum Abschluß gebracht werden.

Abends in der ethnologischen Gesellschaft. Vorträge über die Kreuzigung in China und die Jesuiten in Japan.

Was sehr auffällt in England, das ist der ungeheuere Horizont des englischen Lebens: die Weite des Horizonts, der sich vor jedem Einzelnen aufthut, das weite Feld der Erfahrung und des Strebens, auf dem sich jeder Einzelne versuchen kann. Und die Engländer sind so einheimisch in diesen weitgezogenen Lebenskreisen, daß es ihnen durchaus nicht als etwas Fremdartiges und Besonderes auffällt, wenn Jemand die entferntesten Regionen durchwandert hat. Von welchem entfernten Welttheil die Rede sein mag, immer treten gleich eine Menge Menschen auf, die dagewesen sind.

11. Januar. Alexander Berg sucht mich im Athenäum-Club auf und erzählt aus Polen, daß in einem Nonnenkloster 12,000 mit Strychnin vergiftete Dolche gefunden worden sind, deren sich die polnischen Patrioten bedienen wollten. Ihm sind ein Paar geschickt worden, und er bringt einen mit, um ihn mir zu zeigen. Merkwürdig ist die Auffassung der Engländer in Bezug auf solche Erscheinungen. Keine Spur von Indignation. Für die Polen hat man hier in England Sympathieen; was sie thun, das ist wohlgethan. Einer der Anwesenden sagte ganz wehmühtig: „The poor Polanders! that they should be driven to that!“ — Ein Anderer wieder meint: „Well, I think anything is justified against the Russians.“ Mit dieser Verblendung und Stumpfheit des sittlichen Gefühls wird geurtheilt, wenn man einmal Partei genommen hat. Aber wie würde Der fahren, der etwa denselben Maßstab an den Aufstand der Hindus oder eine Rebellion in Irland legen wollte.

Man hat hier immer neue Gelegenheit sich über die Naivetät der englischen Selbstsucht zu freuen.

Wanderungen durch die City von London.

Etwas bleicher Sonnenschein. Ich lasse mich dadurch verleiten ohne Regenschirm auszugehen und muß es nachher büßen; ich glaube, weil so ein schwacher Versuch von Sonnenschein in der Luft schwimmt, ich könnte heute vielleicht Werke der Architektur und bildenden Kunst mit einiger Klarheit sehen — und wie ich hinaus komme, finde ich wie gewöhnlich leichte Nebel um Alles gelagert. Ich wurde kürzlich einmal gefragt, wie es mir in London gefalle? — Ich sagte das Beste und fügte im Ton des Scherzes hinzu: Eines sei mir freilich unbegreiflich geblieben, nämlich wie die Engländer eigentlich dahinter gekommen sind, daß der Himmel blau ist. — „We have read it in the Times!“ antwortete ein jüngerer Mann aus der Gesellschaft in demselben Ton und passend genug. —

Zu Dampfboot von der Westminster-Brücke den Strom hinab nach der City.

Wie zahlreich sind die Brücken über den mächtigen Strom geworden; und wie leicht entschließt man sich den Bau einer neuen zu unternehmen! Vor hundert Jahren, ja vor wenigen Decennien noch, wurde ein solcher Bau als ein beinahe unmögliches Unternehmen betrachtet. Die Dresdner, die Regensburger Brücke wurden als Wunderwerke besprochen und angestaunt — selbst die geradezu unsinnig angelegte Prager Brücke wurde mit Bewunderung besprochen — und im Kreise der Romantiker sprach man gern geheimnißvoll von Bauhütten-Geheimnissen, die verloren seien; unsere verkommene Epigonen-Zeit könne dergleichen Wunderwerke nicht mehr schaffen! — Freilich hatte die Sache ihre großen Schwierigkeiten, da Europa überhaupt — besonders aber Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege, arm war. — Ein solcher Bau war nicht allein schwierig auszuführen —: er war vor allen Dingen schwierig zu bezahlen.

Welche Fortschritte der Technik und zumal welche Fortschritte des National-Reichthums setzt die Leichtigkeit voraus, mit der man sich jetzt zu solchen Bauten entschließt!

Hier nun lernte ich London von einer neuen Seite — lernte in gewissem Sinn eine neue Welt kennen.

Der Anblick der Themse freilich muß sehr im Ganzen aufgefaßt werden, man muß sich durchaus an die großartigen Züge des Gesammtbildes halten — ohne auf gewisse Einzelheiten einzugehen.

Ich schiffte mich an der Westminster-Brücke ein und freute mich des leichten Baus der 7 eisernen Bogen, die über den 1160 englische Fuß breiten Strom führen. — Das Dampfboot hält an vielen Landungsplätzen, um Passagiere aufzunehmen und abzusetzen, und der Fahrzeuge sind so viele in Bewegung, daß man oft lange warten muß ehe man anlegen kann.

Rasch geht das Boot an dem Ufer vorüber, an dem sich ehemals die Gärten von Whitehall ausdehnten — an Richmond-Terrace und mancherlei Baulichkeiten, zwischen denen immer noch kleine Fleckchen Garten an ehemalige Zustände erinnern. — Unter der Hungerford-Brücke durch; das ist eine Eisenbahn-Brücke, deren ganz horizontal gelegte gerade eiserne Streckbalken auf nicht eben schön gestalteten cylinderförmigen eisernen Pfeiler-Paaren ruhen. Sie führt in den mächtigsten Bahnhof, der im Strand, nahe bei Charing-Croß eben im Bau begriffen ist.

Gar merkwürdig ist es bei der weiteren Fahrt zu gewahren, wie durchaus in mittelalterlicher Weise, — in der planlosen Art, die überall die Willkür und Bequemlichkeit des Einzelnen maßgebend macht, die Riesenstadt angelegt ist. — Nirgends ziehen sich Quais am Ufer entlang, wie das bei einer modernen Anlage gewiß und vor allen Dingen der Fall wäre. Man sieht vom Strom aus in ein gar wunderbares Labyrinth von engen, feuchten, dunklen Gäßchen, die unmittelbar am Wasser ausmünden; von unsauberen kleinen Höfen, von sehr unansehnlichen Hinterhäusern, die Thüren und Wasch-Brückchen und Ladungs-Brückchen auf das Wasser hinaus haben — wiewohl jetzt Niemandem einfallen wird Wäsche oder Geschirr in der Themse zu spülen; — von Schifferkneipen hart am

Wasser — von Waarenhäusern mit Krahnen, die offenbar noch von früheren Zeiten her fortbestehen, da sie in einem Maßstab angelegt sind, der im Vergleich mit den Bedürfnissen des heutigen Verkehrs mitunter sogar zwerghaft erscheint.

Das Wasser steigt zur Zeit der Fluth bis unmittelbar an den Fuß aller dieser weniger als schmucklosen Gebäude. — Das Ufer ist überall ohne Schälung im Natur-Zustande und um die Lagerhäuser und Ladungsbrücken her liegen da stets eine Anzahl kleiner, ebenfalls sehr schmuckloser Flußfahrzeuge mit Steinkohlen und dergleichen beladen.

Und mitten aus diesem Gewirr, wo Alles dem engsten Bedürfniß dient, tritt, sowie man unter der Waterloo-Brücke durchgefahren ist, überraschend, man möchte sagen: stolz und siegreich Sommerset-House hervor. Ein Palast eines Dogen würdig, wie er da auf einer mächtigen, untermauerten Terrasse ruht, die schon in den Strom hinein tritt; selbst die schwerfällige Architektur der Untermauerung, welche die Terrasse trägt, macht einen günstigen Eindruck; sie giebt den Begriff cyclopischer Festigkeit; der Palast erscheint leicht auf ihr.

Auf dem rechten, südlichen Ufer, liegen Fabrikgebäude, Zimmerholz-Höfe und dergleichen — auf dem nördlichen wird die Kuppel der Paulskirche sichtbar, Alles beherrschend, von leichten Nebeln umschwebt — und nach einer Region von Hinterhäusern die den früheren gleichen, gleitet das Boot an dem Garten des Tempels vorüber — dem Rasenplatz mit Baumgruppen, umgeben von den stattlichen, zum Theil alterthümlichen Gebäuden, die sich an der Stelle des alten Tempelherren-Schlosses erheben, und unter denen das Bibliothek-Gebäude, neu, aber im Styl des Mittelalters ausgeführt, gleich am Anfang dieses eigenthümlichen Bezirks gelegen, besonders hervortritt.

Wie lebhaft erinnert dieses grüne Plätzchen mehr noch an Shakespeare und seine Schöpfungen, als an den Zwist der rothen und weißen Rose selbst, der sich da entspann. Neben dem Tempel, wo einst White-Friars oder Alsatia lag — durch Sir Walter Scott allgemein bekannt geworden — da erheben sich jetzt die colossalen Gaswerke der City.

Die Black-Friars-Brücke, ganz von Stein, hat an jedem Pfeiler eine einleuchtender Weise zwecklose Verzierung von zwei sehr schmächtigen, jonischen Säulen — und liefert einen Beweis mehr, wie schlecht und nachlässig im vergangenen Jahrhundert, als die Kunst tief gesunken war, auch das Handwerksmäßige der Bauten ausgeführt wurde. Diese Brücke ist noch nicht ganz einhundert Jahre alt — und muß aufgegeben werden; die Fundamente sind gewichen. — Schon wird eine neue, eiserne Brücke unmittelbar daneben gebaut. Das Dampfboot fährt unter den mächtigen Gerüsten durch, die durch die ganze Breite das Stroms aufgestellt sind.

Ich stieg bald darauf aus an St. Pauls Wharf und wanderte zwischen rauchgeschwärzten Häusern, durch enge dunkle Gäßchen, von deren Dasein man Mühe hat sich zu überzeugen, selbst wenn man sie mit Augen sieht, aufwärts in die City hinein, an der Paulskirche vorüber durch Cheapside, old Jewry, Gresham-Street — nach Guildhall, dem Ziel meiner heutigen Wanderung.

Dieses Rathhaus der Stadt hat einen kleinen freien Platz vor sich, so daß man die Façade bequem übersehen kann; aber diese Façade ist nicht eben sehr erbaulich. Das Gebäude ist im Jahre 1411 errichtet, wurde aber durch den großen Brand von 1666 mit dem größten Theile der Stadt zerstört — wieder hergestellt — mehrfach verändert — bis dann zuletzt, im Jahr 1789 eine gothische Façade vorn daran geklebt worden ist, so gut und sinnig wie man sie eben im Jahr 1789 zu machen verstand. — Nur das Thor, das in das Innere führt, ist alt.

Durch dieses Thor führt ein gewölbter Gang von wenigen Schritten Länge in die Halle — die Gildenhalle im engeren Sinn — die eben eine Halle im eigenthümlichen englischen Sinn des Worts ist —: d. h. ein zu den bewohnten Gemächern gerechneter, zu geselligen und festlichen Zwecken benutzter Raum, in den man durch die Thüre unmittelbar von der Straße her gelangt.

Diese Halle ist ein gar stattlicher Raum. Hier werden die städtischen Wahlen der City und manche andere Feierlichkeit vorgenommen — hier hält der neue Lord-Mayor sein großes Festmahl nach dem Umzug — und hier ist auch Tragisches geschehen: hier stand Johanna

Grey vor Gericht, hier hörte sie ihr Todes-Urtheil. Und dieser stattliche Raum, der in dem geschichtlichen Leben der Nation eine solche Bedeutung hat, ist seltsamer Weise —: ein Durchgang! — Nicht etwa, daß blos die Leute hindurchschritten, die irgend ein Geschäft in die städtischen Gerichtshöfe und Behörden führt, welche in den inneren Räumen des Gebäudes tagen: die Halle ist geradezu ein Durchgang aus einer Straße in die andere, wie sich das mit dem englischen Begriff einer öffentlichen Halle gar wohl verträgt.

Ich nahm selbst diesen Weg, da ich die Guildhall auch von der anderen Seite her sehen wollte, denn es ließ sich annehmen, daß das Gebäude dort, von modernen Architekten verschont, seine schmucklose Ursprünglichkeit bewahrt haben würde. Außer der Eingangsseite des Gebäudes ist jedoch das Ganze in ein solches Gewirr von Hinterhäusern und kleinen Höfen hinein verklebt, daß in den engen Gäßchen des Labyrinths rings umher nirgends eine Ansicht zu gewinnen ist.

Aber ich gewahrte bei dieser vergeblichen Entdeckungsreise die Substruktion der eigentlichen Halle — des Saals — mit den Spitzbogenfenstern des Souterrains. Diese sind ganz unverändert und unberührt aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten.

Ich stieg dann auch zur Bibliothek in einen Seitenflügel hinauf. Da sind in Glaskästen merkwürdige Urkunden und Autographen ausgelegt. — Namentlich die Unterschrift „William Shakespeare" — unter einem Kauf-Contrakt, der ein Haus in Black-Friars betrifft.

Besonders merkwürdig waren mir dann aber ein Paar Unterschriften Cromwells. Die ältere — von 1654 wenn ich mich recht erinnere — lautet „Oliver Cromwell protector" — die andere, ein Paar Jahre später ausgefertigt nur — „Oliver protector" — auch in dieser Kleinigkeit spricht sich wohl Plan und Streben aus seine undefinirbare, ungeregelte Herrschaft über England zu einem geregelten Monarchenthum auszubilden.

Seltsam wie allgemein verbreitet jetzt hier in England die Ansicht ist, Cromwell sei der größte Regent gewesen, den das Land je gehabt habe. Bei den Allermeisten ist das eine ganz allgemeine und in der That leere Vorstellung, denn nur wenige Engländer kümmern

sich um die ältere Geschichte ihres Landes; die Zahl Derjenigen, die wirklich etwas wissen von Cromwell und seiner Zeit, ist sehr gering. Um so leichter gewinnt eine solche Vorstellung allgemeine Geltung. —

Durch Giltspur-Street nach Smithfield, einem ziemlich großen, sehr unregelmäßigen unschönen und überaus unsauberen Hof.

Hier war man zur Zeit der Tudors — zu Shakespeare's Zeit — schon außerhalb der Stadt! Wenn man die Namen der Straßen beachtet, läßt sich der damalige Umfang der befestigten Stadt innerhalb ihrer Mauern ganz gut feststellen. — Die Mauer ging vom Tower aus vielleicht die Minories entlang auf Aldgate-Street, weiter Houndsditch, — Bishopsgate — westwärts zum Londonwall, Aldersgate, nordwärts an Barbican-Street und wendete sich dann jedenfalls in solcher Weise südwestwärts, daß St. Bartholomew the Great und St. Bartholomew Hospital innerhalb der Mauern lagen, Smithfield aber außerhalb derselben blieb. Weiter gegen Süden und die Themse hin läßt sich die Richtung der Mauer zu dem Newgate und Ludgate hin verfolgen. Wahrscheinlich bildete White-Friars mit dem Verbrecher-Asyl, das dabei lag, an der Themse die westlichste Spitze der Stadt. — Der Tempel, die Burg der Tempelherren, lag anerkannter Weise außerhalb iher Ringmauern. Von da zog sich eine Vorstadt — der Strand — zur Zeit der Tudors wohl nicht eine geschlossene Häuserreihe, bis nach dem Marktflecken, der sich um die alte Westminster-Abtei her gebildet hatte und zu den halbländlichen königlichen Palästen Whitehall und St. James mit ihren Gärten und dem Park.

Nördlich von Smithfield lagen eine feste Burg der Johanniter-Ritter und ein Karthäuser-Kloster, charter house, in freiem Felde.

Manches führt hier darauf, wie sich das Leben überall in seltsamen Widersprüchen bewegt. Ein Ort wie London, wo das Leben der Gegenwart so gewaltig pulsirt, ist im Allgemeinen kein günstiger Ort für die treue Bewahrung des Alten und Alterthümlichen. Das Alte wird stets in rascher Folge, massenhaft, von Neuem überfluthet. — Mitten darin aber bleibt denn doch ausnahmsweise irgend ein Altes — und zwar ein Altes der unbequemsten — sogar der unziemlichsten Art — unberührt stehen, obgleich es sehr unangenehm

und vielfach im Wege ist, blos weil man daran gewöhnt ist und sich nicht sofort Rechenschaft giebt, daß es auch wohl anders sein könnte.

So war Smithfield von den Zeiten her, wo es vor den Thoren im freien Felde lag, bis auf die Gegenwart herab der Markt, auf dem das dem Bedarf der Hauptstadt bestimmte Schlachtvieh allwöchentlich mehrere Male zum Verkauf aufgestellt wurde. Man denke sich die Unbequemlichkeit, jetzt, wo dieser Platz von sehr mäßiger Ausdehnung, ringsum von einem unabsehbaren Häusermeer umlagert ist und meilenweit entfernt, nach jeder Richtung hin, vom freien Felde. — Die Störungen des Verkehrs durch das An- und Abtreiben einer Unmasse Viehes, die verpestete Luft, die der Markt nicht blos während seiner Dauer verbreitete, sondern für immer zurückließ — die Gefahr, die für Käufer und Verkäufer daraus hervorging, daß der Raum für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Hauptstadt viel zu klein geworden war: Menschenalter hindurch ist darüber geklagt worden, aber es bleibt dabei! — Erst ganz vor Kurzem ist in Islington, fern von dem sonstigen Verkehr und den dichtbevölkerten Stadttheilen, ein großartiger cattle market angelegt worden. — Smithfield wird aber vorläufig immer noch benutzt als Viehmarkt; die Spuren sind nicht zu verkennen; bis auf wenige Fahrwege und Fußpfade, die ausgespart sind, ist der Platz bedeckt von Pfählen und Barrieren für das Vieh und die Unreinlichkeit ist großartig.

Daß nicht gerade eine sehr gewählte Gesellschaft diesen Stadttheil bewohnt, versteht sich von selbst. Die Häuser, die den unregelmäßigen Platz einschließen, sind von ärmlichem Aussehen. Vor dieser prosaischen Wirklichkeit kommt man nicht recht dazu sich die geschichtlichen Erinnerungen zu vergegenwärtigen; an den jungen König Richard II. zu denken, der die aufrührerischen Bauern unter Wat Tyler aus der Stadt hierher führte; an den mannhaften Mayor Walworth, der hier diesen selben Wat Tyler erschlug und dafür zum Ritter geschlagen wurde —: eine That, die auch in dem Siegel der Stadt London verewigt ist. Der rothe Dolch auf Siegel und Fahnen der Stadt wurde damals neben das Kreuz gesetzt. — Und über Hammeln und Schweinen der jüngsten Vergangenheit vergißt man auch die Scheiterhaufen, die hier zur Zeit der Königin Mary loderten.

Die Höfe und mannigfachen Gebäude des Bartholomäus-Hospitals — die eine Art von kleiner Stadt in sich bilden — sind gegen Smithfield durch eine Mauer abgeschlossen und ein hohes Bogenthor mit Gitterflügeln. Der gewöhnliche Eingang ist aber von Giltspur-Street aus. Das Hospital, das Heinrich VIII. verschont hat, ist sehr reich; es soll 35,000 Pf. St. Einkünfte haben. — Aber wie eigenthümlich, wie anders als im übrigen Europa haben sich die Dinge in England entwickelt! — Hier ist die Medicin so wenig ein Universitäts-Studium, als es die Rechte sind. Wer die Rechte studiren will, kommt in den „Tempel" als Lehrbursche zu einem Advokaten — und wer Medicin studiren will, kommt als Lehrbursche — so muß man es nennen — in ein Hospital. — Hier werden durch Stiftungen begründete und bezahlte medicinische Vorlesungen von erfahrenen Aerzten gehalten.

Zu einem deutschen Banquier, in dessen Comptoir ich lauter Deutsche finde. Man bestätigt mir denn auch hier, daß eigentlich Niemand in der City wohnt, als die Wächter der Häuser und dergleichen Leute. Man wohnt hier unter Anderem auch deshalb nicht, weil es zu theuer ist in der City zu wohnen. Die kleinsten Räume, die dunkelsten Winkel werden hier als Geschäftslokale zu so hohem Miethpreise bezahlt, daß man gar nicht daran denken kann hier so weite Räume zu miethen, wie zur Wohnung für eine Familie nöthig wären.

Das wird recht anschaulich, wenn man sieht, mit was für elenden, schmucklosen Winkeln selbst bedeutende Handlungshäuser sich hier als Comptoir behelfen, und sie mit den eleganten und geräumigen Sälen vergleicht, die man wohl anderswo derselben Bestimmung gewidmet sieht.

Aber es giebt einen Begriff von dem unermeßlichen Handel Londons, wenn man sich den Umfang der Altstadt vergegenwärtigt und erwägt, daß in dieser gewaltigen und so überaus dicht bebauten Stadt jedes Haus und jeder Raum in jedem Haus lediglich und ausschließlich dem Betrieb von Handelsgeschäften gewidmet ist.

Auch die Besitzverhältnisse in London sind sehr eigenthümlicher Art. In der City sind die Hausbesitzer wohl wirkliche Eigenthümer — freeholders — in dem übrigen London, das sich über den Grund

und Boden so vieler Grundherren ausgedehnt hat, sind sie das keineswegs. Die Grundherren, die Grund und Boden als Baustellen verkaufen, veräußern nämlich keineswegs das wirkliche Eigenthumsrecht davon — the freehold of it — sondern sie verkaufen nur den „lease" genannten Nießbrauch auf 90 Jahre, wobei sie sich noch eine Grundrente vorbehalten. Der Erwerber des Nießbrauchs „leaseholder" kann nun ein Haus auf dem Grund und Boden bauen und es 90 Jahre lang benutzen; zu Ende dieser Frist aber fällt der Grund und Boden, wie das im Wesen des emphyteutischen Contracts liegt, wieder an den eigentlichen Eigenthümer zurück.

Rechtsherkommen aber ist, daß der Eigenthümer sein Eigenthum, wenn der lease-Contract abgelaufen ist, nicht mit dem darauf stehenden Hause wirklich einzieht; der emphyteutische Contract wird gegen Erlegung einer Geldsumme — a fine — zu Gunsten des leaseholder's — erneuert, und bei der Gelegenheit wird dann auch, wenn der betreffende Stadttheil inzwischen bewohnbar und eleganter geworden ist, die vorbehaltene jährliche Grundrente gesteigert.

* * *

Heute war der Tempel mein Ziel, und ich fuhr wieder zu Wasser hinab zur Altstadt; mit gutem Bedacht aber schiffte ich mich diesmal höher hinauf am Strom ein als gewöhnlich — nämlich bei Vauxhall bridge; hauptsächlich um die Wasserfronte des Parlaments-Gebäudes zu sehen.

Der neue Stadttheil, durch den mein Weg zu der Brücke führte, steht ganz vollendet da und gleicht durchaus Belgravia oder jedem anderen zum Bewohnen, nicht auf Kaufläden eingerichteten Viertel.

Das Dampfboot brachte mich zuerst an dem großartigen Gefängniß Milbank penitentiary vorüber, das sich wie eine große mittelalterliche Burg innerhalb eines von einer einfachen Umfassungsmauer begrenzten weiten Raumes erhebt. — Bis dahin hat, was am Ufer des Stromes sich hinzieht, den Charakter einer Vorstadt, oder eines werdenden Stadttheils — unterhalb des Gefängnisses aber gleitet man schon an einer eng zusammengebauten, altbewohnten, dicht

bevölkerten Stadt dahin. — Bald an dem mächtigen Parlaments-Palast auf seiner stattlichen Terrasse vorbei. Der Bau kann gewiß nicht ohne Einschränkung gebilligt werden. Es ist ein Armuthszeugniß, das sich die Zeit ausstellt, wenn sie keinen eigenen Baustyl zu schaffen weiß — wenn sie auf die Vergangenheit zurückgehen und von ihr borgen muß — und namentlich, wo es sich darum handelt einem Bedürfniß zu genügen, das ihr durchaus eigenthümlich ist — wie z. B. den Forderungen des häuslichen, oder wie hier denen des politischen Lebens. — Hier nun vollends ist der Spitzbogen-Styl, wie man wohl sagen kann, am allerwenigsten an seiner Stelle — denn ein modernes Parlament ist wahrhaftig nichts weniger als identisch mit einer mittelalterlichen Stände-Versammlung — es hat eine andere Mission, und gehört in andere Räume. — Außerdem ist wohl nicht zu loben, daß gerade die überreiche Architektur der Kapelle Heinrichs VII. hier als Vorbild gedient hat — und endlich ist die Terrasse, auf der das Gebäude sich erhebt, bei Weitem nicht so großartig und imposant als die von Sommerset-House, wenn man diese letztere auch noch so schwerfällig finden wollte.

Und dennoch ist der Eindruck dieser Wasserfronte großartig. — Die Masse ist im Großen gut gegliedert, durch das Castell in der Mitte, die beiden kleineren Thürme an den Ecken und die beiden großartigen, die von der Landseite herüberragen. Durch die Ungleichheit dieser Thürme ist auch die Symmetrie gebrochen, die sonst leicht etwas kasernenartig hätte sein können. — Diese Thürme durften am allerwenigsten fehlen.

Das bekannte Ufer entlang. — Am Tempel-Pier gelandet — von dort, von der Westseite in den Tempel-Bezirk eingetreten, — so daß ich zuerst an die Bibliothek komme. — Dieser Bezirk, in dem die Rechtsgelehrten seit Jahrhunderten die Stelle der Tempelherren eingenommen haben, bildet eine eigene und eigenthümliche Stadt, die aus größeren und kleineren Höfen besteht, deren einige man wohl freie Plätze nennen könnte. Diesen Eindruck macht besonders der letzte dieser Höfe, zu dem der Eingang von Fleetstreet herführt, und der das Labyrinth gegen Osten, gegen die City hin, abschließt. Alle diese Höfe sind von älteren und neueren, immer aber stattlichen

Gebäuden umgeben und durch zum Theil sehr enge Gäßchen mit einander verbunden.

Südlich von dieser Häusermasse dehnt sich ein freier grüner Raum bis zur Themse aus, durch ein Quergebäude, das fast bis an den Fluß reicht, in zwei Theile getheilt: in einen Rasenhof, in dessen Mitte sich das Bibliothek-Gebäude erhebt, und den alten Garten des Tempels, der so viele Erinnerungen erweckt.

Die Bibliothek ist, beiläufig bemerkt, ein ganz neues Gebäude im gothischen Styl, von dem man nicht recht weiß, ob man es für eine Kirche oder für ein Schloß halten soll. Eine Bibliothek vermuthet gewiß Niemand darin. —

In jenen Höfen und Gäßchen herrscht eine ganz eigenthümliche Regsamkeit. Die ganze Stadt für sich, die der Tempel-Bezirk bildet, ist von Rechtsgelehrten bevölkert; von Advokaten, die zwei privilegirte Innungen bilden —: die des „Inneren" und die des „Mittleren Tempels". Eine Menge Menschen, die mit dem einen oder dem anderen dieser Herren zu thun haben, bewegen sich eilig durch die Höfe und Gänge. — Doch sind ihrer nicht so viele, daß man nicht gelegentlich einen kleineren Hof ganz verödet — den größten nur von wenigen Gestalten belebt sähe. Und da wohl nur sehr selten ein Wagen in den Bezirk rollt, herrscht da eine verhältnißmäßige Stille, die das gewaltige Geräusch des Verkehrs in der Stadt umher wie ein fremdartiges, fernes — wie das Rauschen des Meeres unterscheiden läßt. — Das Ganze macht so den Eindruck einer abgeschlossenen Welt für sich.

Einer Corporation von Rechtsgelehrten sind diese Baulichkeiten eingeräumt worden, nachdem der Templer-Orden aufgehoben war! — Eine Thatsache, die gar gewichtigen Einfluß auf die Geschichte Englands geübt hat! —

Die feste Constituirung dieser Rechtsgelehrten-Innung, die mit Rechten und Privilegien ausgestattet war, hat den Richtern und Rechts-Anwälten Englands die Möglichkeit gegeben, das alte, einheimische Recht aufrecht zu erhalten — das römische Recht und dessen Einfluß abzuwehren. Das war ein Großes! — Die Vorstellung von imperatorischer Machtvollkommenheit, die dem römischen Recht zu

Grunde liegt und sonst überall in Europa eine unumschränkte Fürsten-Gewalt vorbereitete, konnte in Folge dessen in England nie Eingang und Boden gewinnen.

Ist nun aber dadurch auf der einen Seite das römische Recht dem Lande glücklich ferngehalten worden — so ist auf der anderen, und gewiß nicht zum Vortheil Englands, die knifflische, advokatenhaft-unwissenschaftliche Art und Weise daraus hervorgegangen, in der das Recht in England studirt und gehandhabt wird.

Ich ließ mir durch den Custoden „the hall“ öffnen; den Raum, in dem zur Zeit der „terms“ — d. h. zu den Zeiten, wenn die Corporation ihre akademischen Grade vertheilt und Lehrburschen zu barristers ernennt, oder barristers zu höheren Graden — die activen Mitglieder der Innung sich zu gemeinschaftlichen Mittagsmahlen versammeln. Sie ist im Jahre 1572 erbaut und merkwürdig, weil in ihr ein Schauspiel Shakespeare's — „Twelfth night“ — zu seinen Lebzeiten, unter seiner Leitung also, aufgeführt worden ist.

Die Halle ist weit und schön — wie das in England für solche Räume üblich und beliebt scheint: sie hat wie Guildhall keine Decke; man sieht über sich nur das Sparrenwerk des Dachs und das Dach des Hauses. Die Einzelheiten des zierlichen Sparrenwerks konnte ich nicht genau unterscheiden, denn es war nicht allzuhell in dem weiten Raum und in den oberen Regionen schwebte ein unbeweglicher Nebel, der von außen eingedrungen war. — Das Eigenthümliche dieses Dachstuhls ließ sich indessen doch erkennen; es liegt darin, daß hier wie in Guildhall keine Streckbalken horizontal über den zu überdachenden Raum gelegt sind — anstatt dessen aber die Sparren durch Stützen getragen werden, die ihren Halt gleich Kragsteinen an den Seitenwänden haben.

Die Halle ist innen holzgetäfelt. An der Täfelung sind in bunten Farben die Wappen aller bencher, aller vollberechtigten Mitglieder der Innung angebracht — und Mitglieder, die sonst nicht gerade gewöhnt waren ein Wappen zu führen, bekommen ein, ohne viele Umstände und, wie es scheint, auch ohne viel Kopfzerbrechens, rasch erfundenes Wappenschild ad hoc. — So hat man da einem bencher, der mit seinem ungeschichtlichen Familien-Namen Martin

heißt, mit leicht gefundenem Entschluß drei Schwalben in den Schild gemalt. —

Am oberen Ende, dem Eingang gegenüber, hängen einige lebensgroße Porträts an der Wand: in der Mitte Karl I. zu Pferde, angeblich von van Dyck, was kaum zu glauben ist — jedenfalls ist das mittelmäßige Bild sehr verdorben. Zu seiner Rechten Jacob II. und Wilhelm III. — zu seiner Linken Karl II. und Anna — alle sehr mittelmäßig.

In einer Fenster-Vertiefung neben dieser Reihe hängt dann noch ein wunderliches Bild, das für einen Holbein ausgegeben wird, gewiß mit Unrecht, wenn es auch seiner Zeit und Schule angehören mag: das Urtheil Salomonis. Seltsamer Weise ist da der biblische König ungemein jugendlich dargestellt, man könnte die Figur auf dem Thron für ein Mädchen halten.

Zunächst besuchte ich nun die Kirche des Tempels, die in einem inneren Hof der Häusermasse — ihrem ehemaligen Kirchhof — liegt, in der vor Zeiten die halbgeistlichen Krieger, die Tempelherren, Messe hörten und lasen — und jetzt die Rechtsgelehrten der Innung die Litaneien der englischen Hochkirche über sich ergehen lassen; — sie ist immer zugänglich.

Eine gar schöne Stunde habe ich in dem alterthümlichen Bau zugebracht!

Die Kirche ist nach dem Muster der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem gebaut: eine Rotunde aus dem 12. Jahrhundert, an die sich gegen Osten ein Langschiff aus dem 13. schließt. Die Rotunde, einfach und von außen durchaus schmucklos, macht, wie dergleichen Gebäude immer, selbst wenn wir die Jahreszahl ihrer Errichtung ganz genau und bestimmt wissen, den Eindruck eines uralten, ehrwürdigen, massiven Baus; das Langschiff dagegen ist im zierlichsten Spitzbogen-Styl mit ungemeiner Grazie ausgeführt.

Die Rotunde ist übrigens nur von außen wirklich rund; im Innern bildet sie ein Zwölfeck, das ein offenes Sechseck einschließt. Das Oberschiff nämlich, dessen sechs Rundbogenfenster den ganzen Raum erhellen, ruht auf sechs Spitzbogen, die von ebenso vielen schlanken Pfeilern von dem England eigenthümlich angehörigen, oliven-

farbigen Marmor, Purbeck-marble, getragen werden. — Spitzbogen und Rundbogen erscheinen hier gleichzeitig angewendet nebeneinander —: das Oberschiff, oder die Kuppel wenn man sie so nennen will, ruht auf Spitzbogen und demgemäß sind auch die Gewölbe gestaltet — die Thüre aber und die Fenster schließen sich zu Rundbogen — und ebenso läuft unter den Fenstern eine Bogenstellung — verschränkte Bogen, in Relief ausgeführt, um das Zwölfeck. —

In dem mittleren Theil dieses eigenthümlichen Raums — in dem Sechseck, das die sechs Pfeiler bezeichnen — erheben sich acht Rittergräber, in zwei Gruppen zu vier und vier, nur wenige Zoll über den Fußboden. — Acht geharnischte Rittergestalten von demselben dunklen Purbeck-Marmor liegen ausgestreckt auf niedrigen Plinthen. Keine Inschrift sagt uns, wer unter diesen Denkmalen ruht — für Tempelherren kann man sie kaum halten, da ihnen das Ordenszeichen fehlt; — welche Gewähr die Namen haben, die genannt werden, ist unsicher; — die Rüstung aber deutet allerdings auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Unter den Vieren der nördlichen Gruppe wird die eine Gestalt als die eines noch im 12. Jahrhundert verstorbenen Grafen von Essex bezeichnet und dieser war mir wegen des sehr eigenthümlichen Helms — Blechkappe ohne Visir — merkwürdig. Ich habe sonst nirgends einen ähnlichen gesehen. Zwar daß um das Ende des 12. Jahrhunderts Helme mit flachem Boden getragen wurden, ist bekannt genug, und wer es sonst nicht wüßte, könnte es aus Walter Scotts Talisman erfahren —: aber ein solcher Bügel, der die Wange und das Kinn umfaßt, ist mir sonst nirgends vorgekommen. Dabei ist der Saum des Kettenpanzers innerhalb dieses Bügels rund um das Gesicht angedeutet.

Die Bewaffnung betrachtete ich mir ganz genau. Keine von den Gestalten hat einen geschmiedeten Brustharnisch, wie er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts — oder vielmehr wohl erst ganz gegen das Ende desselben eingeführt wurde. Ueberhaupt zeigt sich an keinem der Kettenpanzer irgend eine geschmiedete Spange oder Schiene, keine Spur von jener Mischung von chain- und plate-armour, die den Uebergang von dem im 12. Jahrhundert üblichen Krebs, dem

Schienenharnisch, zum plate-armour bildete. — Die Panzer-Strümpfe gehen bis unter das Knie; die Kniee sind durch eine Leder-Bedeckung geschützt. — Auffallend aber ist, daß an den sämmtlichen Helmen der nasal, die Nasenschiene, fehlt, die doch im 13. Jahrhundert so gut wie im 11. und 12. ohne Zweifel getragen wurde.

In der südlichen Gruppe wird einer der Ritter für den Grafen von Pembroke ausgegeben, der während Heinrichs III. Minderjährigkeit Protektor des Reichs war — († 1219) — zwei andere neben ihm und zu seinen Füßen sollen seine beiden Söhne sein. Alle drei sind mit in das Kreuz gelegten Beinen dargestellt, so daß der Körper im Halbprofil, die Beine ganz im Profil erscheinen. Diese nur in England vorkommende Stellung soll bekanntlich einen Kreuzfahrer andeuten. Ich weiß aber auch, daß diese Deutung eben nur auf einer unsicheren Tradition beruht, und daß gewichtige Zweifel dagegen erhoben worden sind.

Vereinzelt an der südlichen Wand der Rotunde liegt noch ein neuntes ganz ähnliches Grab; der Ritter, der mit gekreuzten Beinen darauf dargestellt ist, soll Robert, Lord de Roß sein († 1227). Dies Denkmal ist besonders merkwürdig, weil der Ritter auf ihm, man möchte sagen, wie in leidenschaftlicher Bewegung hingeworfen erscheint; es ist, als hätte er sich im Schlaf mächtig hin und her gewälzt.

Das angebaute Langschiff, wie man es seinen Formen nach nennen muß, obgleich es, ostwärts angefügt, dem Kirchendienst als Chor dient, hat drei Schiffe von gleicher Höhe, die auf zwei Reihen sehr schlanker Pfeiler (Säulenbündel) von blankpolirtem Purbeck-Marmor ruhen; — das Spitzbogen-Kreuz-Gewölbe ist mit Arabesken in bunten Farben ausgemalt.

Von der südöstlichen Ecke des Gebäudes, zu der man geführt wird, ergiebt sich eine schöne Schrägsicht durch den ungemein zierlichen Bau, der einen sehr harmonischen Eindruck macht.

Merkwürdig auch ist der Blick durch die Fenster des Trifoliums hinab in die innere Rotunde, auf die Monumente, die acht dunklen, ruhenden, man möchte sagen schlafenden Rittergestalten hinab.

Seit 1841 ist dieser Bau, der in sehr zerfallenem Zustande gewesen sein soll, mit großem Aufwande und, was mehr werth ist, auch

mit Geschmack und richtigem Verständniß wieder hergestellt worden. Auch der Ziegelfußboden ist erneuert worden und zeigt abwechselnd auf den einzelnen Platten die beiden Embleme der Templer: das Lamm mit dem Kreuz und das geflügelte Roß. Die beiden Rechtsgelehrten-Innungen haben sich in diese Embleme getheilt: das Eine ist das Wappen des mittleren, das Andere des inneren Tempels geworden.

Ich ging noch lange in der Rotunde umher, eigentlich blos weil ich mich von dem Bau nicht trennen konnte. Da wurde an die Thür geklopft, ein blinder Mann trat ein und ging, geführt, den Weg zur Orgel. Nun hielten mich auch die Töne derselben in der Dämmerung fest, in dem Frieden und der Stille, die hier, so dicht neben dem großartigsten Weltverkehre herrschten. Ich ging dann noch lange außen um die Kirche herum, mir das Bild des Ganzen fest einzuprägen. Da fand ich denn auch den Grabstein Oliver Goldsmiths, den der Vicar of Wakefield wohl uns Allen lieb gemacht hat.

Dann besuchte ich auch den Tempelgarten. Das Gebäude, das ihn an der östlichen Seite begrenzt, sieht mit den Thürmchen an seinen Ecken alterthümlich genug aus, so daß man es sich wohl als den Zeugen alter Zeiten denken kann. — Ich ging im dünnen Nebel am Ufer der Themse auf und ab und dachte an Shakespeare, an die Scenen in Heinrich VI., an die Geschichte Englands.

Und da mußte ich mir sagen, daß wohl kaum ein Ort der Welt so wenig geeignet ist einen alterthümlichen Charakter, das Gepräge einer bestimmten Zeit zu bewahren, als eben dieses mächtige London. Das Leben der Gegenwart pulsirt hier zu gewaltig. — Die Forderungen der Gegenwart, des Tages, sind zu gebieterisch. Nichts kann dem Druck einer solchen Gegenwart widerstehen; nirgends arbeiten wie hier der werdende Tag und aufstrebende Interessen mit solcher Gewalt an der fortwährenden Umgestaltung des Alten, — ja selbst des Neuen und Neuesten. — Und so ist denn auch London jetzt schon wieder ein wesentlich anderes, als zu einer seit kurzem erst vergangenen Zeit, die ich noch mit erlebt habe. Auch das ganze Ansehen des Welthandel-Verkehrs ist verändert. Wie viel habe

ich vor ein paar Jahrzehnten noch von der unübersehbaren Menge der Handelsschiffe gehört, die stets auf der Themse lagen, von dem überwältigenden Eindruck, den sie machten, besonders auf Den, der zu Schiff unmittelbar in London anlangte. Jetzt ist die Themse verhältnißmäßig leer von Schiffen. Der Strom ist längst bis zum vollkommen Ungenügenden unbequem geworden für den stets in vergrößerten Verhältnissen wachsenden Verkehr.

Die Schiffe werden jetzt, sowie sie eintreffen, in die Docks geleitet, in die gewaltigen Bassins, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zur Rechten und Linken des Stroms ausgegraben worden sind und jetzt hinreichen die gesammte Schifffahrt aufzunehmen.

Und in wenigen Jahren wird London abermals sehr wesentlich verändert sein. Schon sind die Arbeiten begonnen um den Strom einzudämmen — sein Bett schmaler zu machen, indem das nördliche Ufer künstlich erweitert wird. Man verspricht sich davon ein tieferes Fahrwasser zu gewinnen, — besonders aber Raum für Quais, welche durch die ganze Länge der Stadt den Strom entlang gehen sollen. Damit verschwindet das ganz mittelalterliche Treiben am Fluß — alle Hinterhäuser mit Landungsbrücken, alle die Speicher — alle die Leichterfahrzeuge und Flußschiffe, die jetzt noch unmittelbar unter diesen Speichern anlegen und zur Ebbe-Zeit auf dem Trocknen liegen. — Ein Anderes, ein Neues, dessen Charakter kaum vorherzusehen ist, tritt an die Stelle. Selbst der Tempelgarten verliert seine geschichtliche Ausdehnung bis an die Themse, von der ihn seit seiner ersten Anlage nie auch nur ein Geländer getrennt hat.

Ich ging nun durch den letzten großen Hof nach Fleetstreet hinaus und suchte da ein Chophouse, um zu frühstücken — suchend kam ich immer weiter in die City hinein — und da ich einmal in der Nähe war, ging ich nach dem luncheon in die Paulskirche. Da schallten eben die Abendgebete — evening prayers — von den betreffenden Geistlichen musikalisch vorgetragen, vom Chor her durch die Gewölbe. — Die Stunden der Kirche stimmen nicht ganz zu denen der eleganten Welt, das wurde mir sehr anschaulich. — Die Wölbung ist akustisch günstig und so schallten denn die Recitative voll und würdig durch

den Raum — immer aber wiederholt sich der Eindruck, daß dem Gottesdienst der englischen Kirche sehr viel römisch-katholisches Wesen anklebt.

Die Paulskirche mehrere Stunden lang von außen und von innen betrachtet. Von 1675 bis 1710 erbaut, trägt sie den Stempel einer schlechten Kunstperiode nur allzudeutlich an sich —: trotzdem ist die Anlage großartig; es gehört Viel dazu ein so großes, weites Gebäude so zu ordnen, die einzelnen Theile so zusammen zu bringen, daß ein verständiger Zusammenhang darin erkennbar hervortritt; die Schwierigkeit ist wahrlich nicht gering. —

Der Stein, aus dem die Kirche erbaut ist — Portland stone — von mildweißer Farbe — muß ein schönes Material genannt werden. Die Architektur läßt sich mit großer Schärfe und Präcision ausführen.

Freilich hat dem Baumeister auch nicht Alles zusammen passen und sich reimen wollen. Die Seiten-Façaden haben zwei Ordnungen gekuppelter Säulen übereinander: unten korinthisch, oben composite order, wie man das nennt. Die obere Ordnung in ihrer oberen Hälfte ist eine bloße Decoration, eine freistehende Wand, nur dazu bestimmt, das Dach der Kirche zu verbergen. Es sind blinde Fenster mit Einfassungen und Giebeln, zu flach um für Nischen zu gelten, nur müßiger Zierath und, was das Schlimmste an dem ganzen Bau und am wenigsten zu rechtfertigen ist —: unmittelbar unter einem jeden dieser großartigen Scheinfenster öffnet sich ein kleines durch ein Sechstheil-Bogen geschlossenes Fenster, einem Stallfenster nicht unähnlich; sie passen so wenig zu der ganzen, im übrigen doch großartigen Anlage, daß man entschieden den Eindruck hat, als gehörten sie nicht in den ursprünglichen Plan und seien später, ohne Rücksicht auf die Architektur, durch die Wand gebrochen. —

Im Innern, das durch Weite, Höhe und Ebenmaß imponirt, sind große Verbesserungen vorgenommen. Namentlich ist die Orgel, die den einen Flügel des Kreuzes dem Blick entzog, in das Querschiff verlegt worden.

Eines aber verletzte mein Auge gar sehr. — Die Pfeiler sind sämmtlich an ihren vier Ecken mit korinthischen Pilastern geziert. —

Die korinthische Ordnung ist diejenige, mit der eben der meiste Unfug getrieben wird. Sie ist die Lieblingsform jeder sinkenden Zeit — und nur zu oft die Zuflucht rathloser Architekten!

Die zahlreichen Monumente in der Kirche zeugen entschieden dafür, daß die Engländer im Allgemeinen keinen Beruf für die schönen Künste haben. Die besseren sind von alltäglicher Mittelmäßigkeit, die übrigen aber in sehr bedenklichem Grade abgeschmackt und lächerlich! Z. B. das Monument des Reiter-Generals Sir William Ponsonby: ein sterbender Held von der Siegesgöttin gekrönt, hinter ihm sein stürzendes Pferd. Lord Dundreary steht, in einer Scene, am Fußende seines Bettes, außerhalb desselben — sucht von dort aus nach der falschen Richtung sein Bett, uud ruft aus: „what the devil is become of the other end of my bed!“ — Hier ist man versucht auszurufen: „what the devil is become of the other end of his horse!“ — man findet es erst nach einigem Suchen.

Das Absurdeste von allen möchte aber wohl das Denkmal des Philanthropen John Howard sein; es steht an einem der Pfeiler, welche die Kuppel tragen. Der berühmte Menschenfreund ist in lebhafter, eiliger Bewegung dargestellt; er eilt auf ungemein dünnen Beinen, antik gekleidet, aber blos in der Tunica ohne Toga — und dazu hat der Mann die kleine Stutz-Perrücke auf, mit ailes de pigeon, die er im Leben wirklich trug; einen Schlüssel in der Hand. — Er sieht aus wie ein Wahnsinniger, der im Hemd davon gelaufen ist. Verbessert hat Howard die Gefängnisse, nicht geöffnet.

Einen sehr komischen Eindruck macht im nördlichen Querschiff, ebenfalls an einem der großen Pfeiler, auch die Statue des zu seiner Zeit berühmten Dr. Samuel Johnson — und sie ist belehrend in Beziehung auf den leitenden Gedanken, der sich in der Kunst Englands im Lauf des vorigen Jahrhunderts geltend zu machen suchte. Es tritt darin sehr deutlich der Einfluß hervor, den sowohl Michel-Angelo — so weit man ihn verstand oder mißverstand — und Rubens auf die damalige Schule übten. Dem Künstler — eben auch Bacon — hat bei dieser Statue nichts Geringeres vorgeschwebt als der Farnesische Herkules — das tritt unverkennbar hervor. Er hat aus dem riesigen aber plumpen und bäue-

rischen Gelehrten einen Herkules der Intelligenz machen wollen; man kann sich kaum etwas Seltsameres denken.

Die beiden Haupt-Monumente der Kirche sind die Denkmale des Lord Cornwallis und Nelsons, die am Eingang des Chores einander gegenüber stehen. Beide bestehen aus mehreren Figuren, über denen sich als Gipfelpunkt die Bildsäule des Gefeierten erhebt. — Lord Cornwallis' Denkmal — von Rossi — ist alltäglich, es läßt sich nicht Viel davon sagen. — An Nelsons Denkmal — von Flaxman — ist die Gestalt des Helden gut; der schmächtige, schwächliche Körper, in dem der energische Wille und Geist des kühnen Seemanns hauste, ist sehr charakteristisch aufgefaßt. Alles Uebrige dagegen ist wohl eigentlich unter aller Kritik. —

Die breite, sehr bequeme Wendeltreppe zu der Kuppel hinauf gestiegen zu der whispering-galery, die im Innern um die Kuppel geht und höher hinauf zu der stone galery, d. h. zu der auf korinthischen Säulen ruhenden Galerie, die außen einen Kranz um den cylinderförmigen Bau bildet, auf dem die eigentliche Kuppel ruht. — Obgleich der Tag ein verhältnißmäßig günstiger war, verhinderte doch der Nebel die entferntere Aussicht. Zwar über mir war die Atmosphäre ziemlich frei von Dünsten. Die Sonne drang durch, der Himmel war blau. Unter mir aber lag der Nebel um so dicker. Nur in der Nähe waren Häuser und Straßen einigermaßen deutlich zu meinen Füßen zu unterscheiden — nur wenig weiter und Alles war in Nebel begraben, aus dem Kirchthürme zahlreich in die lichtere Atmosphäre emporragten.

Wieder hinab in die Kirche. Da suchte ich lange nach dem Denkmal des Bischofs Heber, das als eines der besten Werke Chantrey's genannt wird. Am Ende fragte ich einen Kirchendiener danach; der belehrte mich: es steht in dem durch ein eisernes Gitter geschlossenen und dem Publikum nicht zugänglichen südlichen Seitenschiff des Chors. — Ich fragte ihn, wozu ein Denkmal überhaupt da ist, das an einem unzugänglichen Ort steht? — Darauf wußte er keine Antwort — aber für einen Schilling öffnete er mir das Gitter.

Das Denkmal ist wirklich in seiner Art vortrefflich, und in hohem Grade charakteristisch für den Geist, der sich gegen-

wärtig in der Sculptur in England auszusprechen sucht — gerade wie Dr. Johnsons Denkmal für eine frühere Periode —: es ist vorzugsweise das seidene Priestergewand des Bischofs, das mit unübertrefflicher Virtuosität behandelt ist. Der Atlas des Gewandes ist geradezu täuschend, wie in Terborchs Bildern.

An dem Denkmale des Generals Sir Ralph Abercrombie, von Westmacott, ist das Pferd wunderbar schlecht, wie man kaum für möglich halten sollte, wenn man es nicht gesehen hat. —

Die Krypta und die Särge darin zu sehen fühlte ich keinen Beruf.

Cannonstreet hinab gewandelt; eine breite, schöne Straße. Was ich hier aufsuchte war der alte London-stone; der unförmliche Rest eines römischen Meilen-Steins, in der alten City seit der Römer-Zeit aufgestellt — im Glauben des Volks von geheimnißvoller Bedeutung für die Geschicke der Stadt, wie denn Jack Cade auf diesen Stein schlug, um symbolisch Besitz von London zu ergreifen. — Ich fand den Stein nicht mehr an seiner alten Stelle, sondern am Trottoir, in die Stirnwand einer sehr unbedeutenden Kirche — St. Swithin — eingemauert.

Die Straße hinab gewandelt bis an das Ende, wo East-cheap, Falstaffs Lieblings-Aufenthalt, beginnt und eine jener neuen durch das Labyrinth der City geführten Verkehrswege, King William-Street, durchschneidet und aus dem Innern der Stadt zum Strom, zur London-Brücke führt. An solchen Punkten ist der Verkehr wohl ohne Gleichen in irgend einer andern Stadt, und in der That beinahe sinnverwirrend.

Versuche englischer und französischer Einwirkung auf die Gestaltung der schleswig-holsteinschen Angelegenheit.

11. Januar. Heute war nun vollends, was die Engländer selbst bezeichnend genug „a pea soup fog“ nennen — ein dicker gelber Nebel, der alle Straßen bis auf das Pflaster hinab füllte und in

die Zimmer eindrang. Es wurde so dunkel, daß ich von ein Uhr an Licht brennen mußte.

Brief von Geffcken: „Berlin, den 8. Januar. Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, haben sich hier wichtige Dinge zugetragen. Unsere Voraussage, daß das Erscheinen des Herzogs in Holstein eine Krise hervorrufen mußte, ist vollständig eingetroffen, und sie hat mit einer Niederlage Bismarcks geendet. Verstimmt über den Erfolg des Herzogs verabredete er mit Wien, gegen den Bund, allein in Holstein einzurücken, die Manifestationen für den Herzog gewaltsam niederzuschlagen und ihn selbst herauszubringen. Das Conseil war am Sonnabend den 2. resultatlos abgebrochen, weil der König sich angegriffen gefühlt, und auf Sonntag den 3. verlegt, und an diesem Tage fiel Bismarck mit seinen Anträgen, auf große Aktion, Einrücken in Holstein, Gewaltmaßregeln gegen den Herzog, vollständig durch, obwohl alle Minister mit ihm stimmten; der Kronprinz soll recht gut gesprochen haben. Bismarck erreichte es nur, daß der König seinen Vorsatz, sofort vom Protocoll zurückzutreten, wieder verschob; es wurde in summa beschleunigtes Vorgehen auf dem bisherigen Wege beschlossen. Damit halte ich Bismarcks Plan, die Sache als Vorwand zu benutzen, um mit dem Ausland große Aktion gegen den Bund zu machen, für gefallen; Vorgehen auf dem bisherigen Wege implicirt auch, daß man sich den Bundesbeschlüssen fügt, und also, wenn, wie vorauszusehen, der Darmstädtische Antrag in Bezug auf Schleswig die große Majorität erhält, Preußen einem solchen Beschluß nachkommt. Der Darmstädtische Antrag aber verlangt einfache Besetzung Schleswigs, also Krieg, und mit der Kriegserklärung fällt das Londoner Protocoll sammt allen Vereinbarungen. Die Nachrichten, die ich direkt aus Schleswig habe, besagen, daß dort die Gährung eben so groß ist, wie die Demoralisation der dänischen Armee, welche nach einer tüchtigen Niederlage sich vielleicht vollständig auflöst. So stehen die Sachen nicht schlecht, die sofortige Occupation Schleswigs muß der Anerkennung des Bundes vorausgehen, einmal, weil wir den gegenwärtigen Frost benutzen müssen, der die Danewirke unhaltbar macht, und sodann, weil wir Schles-

wig haben müssen, ehe das englische Parlament zusammentritt. Bis jetzt hat sich zwar unsere Voraussicht, daß England es nur zu matten Demonstrationen bringen werde, vollkommen bewahrheitet, die Drohungen, welche Buchanan mündlich herauspolterte, sind durch die beiden letzten Depeschen Russells desavouirt; der blöde Greis schickt lange professorliche Abhandlungen, die mit der Conferenz-Nothwendigkeit enden; indeß sehe ich nicht ganz ohne Besorgniß in der englischen Presse eine starke Unzufriedenheit mit der Politik des Ministeriums. Das Parlament könnte sich echauffiren und entweder Russell zur Energie nöthigen oder ihn stürzen; die Bornirtheit der Tories aber hat mehr Entschluß als er und Pam (i. e. Palmerston); ich empfehle Ihnen deshalb die Bearbeitung Cobdens und der Friedenspartei à tout prix und sende Ihnen eine introduction für Cobden, obwohl ich denselben sehr wenig kenne, es giebt Ihnen jedenfalls die Bekanntschaft, und die Sache spricht durch Sie. Cobden und seine Partei kann allein den Tories helfen, das gegenwärtige Ministerium zu stürzen, Sie müssen ihm also vorstellen, daß die Tories das Unglück einer general European conflagration über England bringen würden, deshalb Russell zu halten sei und er, wie Bright, den ritterlichen Heißspornen im Parlament entgegen treten müssen, welche etwa poor little Danemark und dem Vater der Prinzessin von Wales helfen wollten." —

„P. S. Ich muß eine schlechte Nachschrift machen: es scheint, daß England Napoleon zu der Conferenz ad hoc herum gekriegt hat, es hat zu derselben formelle Einladungen ergehen lassen an die Unterzeichner des Londoner Protocolls und den Bund."

Im Ganzen sind diese Nachrichten gut — sehr gut. Freilich, rückt uns die Conferenz näher, so wird die Nothwendigkeit, etwas Entscheidendes zu thun, um so dringender.

Brief an Lorentzen beendigt, Schluß geändert:

„Lord Russell wird Alles aufbieten, um die Conferenz zu Stande zu bringen, ehe das Parlament eröffnet wird, denn das englische Ministerium bedarf ihrer, um sich zu behaupten, damit es die Conferenz wie einen Schild den wüthenden Angriffen der Dänenfreunde im Parlament entgegen halten kann, auf die es ge-

faßt sein muß; um die deutsch-dänische Frage der unbequemen Discussion im Parlament entziehen zu können, indem man auf schwebende Unterhandlungen verweist. — Es muß also durchaus eine vollendete Thatsache vorliegen, die über Englands jetzige Vorschläge hinausführt, noch ehe die Conferenz zu Stande kommt und das Parlament eröffnet wird, und namentlich ehe Englands gegenwärtige Vorschläge an den kleineren deutschen Höfen bekannt werden, wo sie nur zuviel Anklang finden könnten. — Der Darmstädter Beschluß — Besetzung Schleswigs — muß diese Thatsache sein; wird dieser Beschluß am Bunde gefaßt, so wird, nach dem Entschluß, für den unser König sich am 3. entschieden hat, die Ausführung von Seiten Preußens gewiß nicht fehlen. Besonders wenn der Herzog Friedrich jetzt endlich den vielbesprochenen Brief an den König von Preußen schreibt, und ihm die bewußte Frage stellt." —

Geffcken geantwortet über Lord Russells Pläne und ihre wahrscheinliche Wirkung, wie an Lorentzen: „Hier in England werden dieselben den Gemäßigten bald geläufig werden und deren Zustimmung gewinnen! Sie gewinnen jetzt schon sichtlich Boden in den Clubs. — Nach der Eröffnung des Parlaments wird die Lage jedenfalls gefährlich, denn wir müssen im Parlament die wüthendsten Reden erwarten, und die wüthendsten Declamationen in der Tagespresse werden sich steigern; das Ministerium wird trotz besserer Ueberzeugung, im Bewußtsein seiner Schwäche, nicht widersprechen, vielleicht nicht immer widerstehen können. — Und bei aller Geschmeidigkeit wird doch das Ministerium möglicher Weise gestürzt. — Schwerlich, oder vielmehr ganz gewiß nicht des deutsch-dänischen Streits wegen; die Tories werden es vermeiden, das Ministerium gerade dieser Frage wegen zu stürzen, denn dadurch würden sie sich selbst in unbequemer Weise die Hände binden und bedenkliche Verpflichtungen übernehmen. Der Vorwand wird dann wohl ohne Zweifel wo anders hergenommen und das Ministerium irgend einer gleichgültigen Sache — etwa Japans wegen — gestürzt werden. Tritt aber ein Tory-Ministerium an die Spitze, so ist das jedenfalls für uns schlimmer."

Ich weise zum Schluß auch hier auf die Nothwendigkeit hin, den Darmstädter Antrag durchzubringen und auszuführen.

„Kann man nicht von Berlin aus Jemanden an den Herzog schicken, der ihn zu Brief und Botschaft nach Berlin bewegt? — Die Gefahren, die man unserm König wohl vorspiegelt, sind ganz gewiß mit der Ausführung des Darmstädter Entschlusses nicht verbunden. Napoleon wird ganz gewiß nicht für Dänemark Partei nehmen, — wie unsicher die Dinge auch hier in England stehen mögen. Denn abgesehen davon, daß er überhaupt eine ganz andere Stellung zu der Frage eingenommen hat, auf ganz andere Chancen rechnet, ist auch ein Bruch der Verhältnisse, ein Krieg in Italien möglich, vielleicht nahe, und Napoleon fängt ganz gewiß nicht mit Oesterreich und mit uns zugleich Händel an. Er wird eher die Impopularität Oesterreichs in Italien benutzen, da er es isolirt weiß, und uns in Frieden lassen."

(NB. Eigentlich glaube ich den Krieg in Italien auch nicht so nahe als die Herren in Kiel. Napoleon wird jedenfalls erst abwarten, wie sich die Dinge in Deutschland weiter entwickeln, und was sich hier für Chancen ergeben, ehe er sich auf Etwas einläßt. Ich glaube, er wird sich zunächst nach allen Seiten hin abwartend verhalten.)

12. Januar. Zeitungen: Morning Post enthält einen Artikel aus unserer Kreuz-Zeitung, der besagt: Die oldenburgischen Erb-Ansprüche würden in den Bundestags-Debatten eine große Rolle spielen. Sollte das ein Zug Bismarck'scher Politik sein, der die übelbegründeten oldenburgischen Ansprüche in die Sache mischen möchte, um die Erbfolgefrage am Bunde überhaupt zu verschleppen?

Durch dünne Nebel nach dem foreign office, das einstweilen, während des Umbaus des eigentlichen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in einem sehr unregelmäßigen Häuser-Complex, in White-hall-gardens, untergebracht ist. Diese in den ehemaligen Gärten der alten königl. Residenz liegenden unscheinbaren Gebäude bilden ein paar Höfe, die gegen die Straße hin durch das Banqueting-House geschlossen sind, das allein von dem alten Palast übrig geblieben ist. In einem derselben steht die sehr schlechte Statue Jacobs II.

Der etwas unsaubere und dürftige Eingang, die Oekonomie der Räume im Innern, nothdürftig aus Holz hergestellte Verbindungen zwischen den einzelnen Theilen des Gebäudes —: Alles verräth durchaus einen provisorischen Zustand. — Nach einer Wanderung durch Holzgallerien und zwei Treppen mit altmodischen Geländern hinauf, fand ich Layard*) in einem Arbeits-Zimmer, das besser und heller ist, als man in einem solchen unregelmäßigen Bau vermuthen durfte.

Layard, zwischen dreißig und vierzig Jahr alt, ist ein breitschultriger Mann von mittlerer Größe, der einen vollen Bart trägt — und dem man es gleich auf den ersten Blick nur zu sehr ansieht, daß er eine sehr erhabene, ja eine ganz überschwängliche Meinung von sich selbst hat. Er ist nicht etwa blos ein eitler, von sich selbst eingenommener, er ist so recht eigentlich ein aufgeblasener Mensch. Als solcher könnte er geradezu Modell stehen.

Zuerst sprachen wir von gleichgültigen Dingen. Er fragte, ob ich viele Bekannte in England habe! — Eigentlich nicht; Freunde und selbst sehr liebe Freunde, die ich ehemals unter den Engländern hatte, sind theils gestorben, theils abwesend. Ich erwähne den jetzigen Lord Houghton, ehemals Monkton Milnes, als einen Mann, den ich in früheren Jahren in Italien gesehen — dessen Vater ich genau gekannt habe. — Da wir weiter von ihm sprechen, frage ich, für welches Verdienst er denn eigentlich zum Peer gemacht worden ist?

Layard meinte: „It does not require any merit“ um Pair von England zu werden. Monkton Milnes ist lange im Parlament gewesen, und hat immer mit der Regierung gestimmt — auf diese Weise wird man Pair. In diesem Fall kam noch hinzu, daß dem Vater Milnes eine Pairie angeboten worden war, und daß er sie abgelehnt hatte.

Layard kam dann zuerst zur Sache, indem er bemerkte: Well Sir, Sie haben Deutschland in einem schlimmen Zustand verlassen.

---

*) Austin Henry Layard — geb. 1817 und als Reisender und Diplomat bekannt — bekleidete von 1861 bis zum Juli 1866 die Stellung des Unterstaatssekretärs der Auswärtigen Angelegenheiten unter Lord John Russell, die er bereits im Jahre 1851 eingenommen hatte.

Ich: Ja, allerdings in einem bedenklichen Zustand; wir so gut wie Ihr wollen Frieden, und was hier und in Berlin geschieht, führt unvermeidlich zum Kriege.

Layard: „Peace? — you seem to want war!“ — Er spricht zu mir nicht als zu dem Vertreter des Herzogs, sondern durchaus als zu einem Preußen, und es ist nicht schwer zu durchschauen, warum Das besser in sein Schema paßt. Womit könnte man dem Herzog drohen? — der hat Nichts zu verlieren bei dem Unternehmen. Layard aber hält es für zweckmäßig an seine Bemerkungen die großartigsten Drohungen zu knüpfen, colossale Vorstellungen, die mir imponiren, die mich schrecken sollen; er sucht mir Furcht zu machen: „the feelings in this country are very strong!“ Wenn wir Dänemark angreifen, nimmt England ohne Zweifel Theil an dem Krieg zu Gunsten Dänemarks: „depend upon! — and consider, you'll then have England and France united against you; you'll lose the left bank of the Rhine!“

Ich (nahm natürlich sehr gerne die Rolle an, die er mir zuwies, denn ich konnte meinerseits als Vertrauter einer unabhängigen Partei in Preußen gar manche Dinge sagen, die ein Gesandter der preußischen Regierung nicht gut sagen kann, und die auch der Herzog weder berufen noch berechtigt ist zu sagen): „You certainly may go to war with us about this question, if such is your pleasure; but when you add, that we shall have in that case France united with England against us, you must permit me to state that I have seen too much of Napoleon's correspondence to believe that.“

Layard ließ sofort diese und überhaupt jede Drohung fallen, und warf sich auf die politische Moral. Wir — Preußen nämlich — seien durch den Londoner Tractat gebunden; alle Treu und Glauben, alles öffentliche Vertrauen höre auf, wenn geschlossene Verträge nicht mehr als verbindlich erachtet würden u. s. w.

Ich: How many treaties have you set aside?

Layard: Not ten years after they had been ratified!

Ich (der Friede von Amiens fällt mir unglücklicher Weise nicht sogleich ein): Das würde jedenfalls keinen wesentlichen Unterschied

machen. Hier aber liegt der Fall vor, daß Dänemark die Bedingungen der früher mit Preußen abgeschlossenen Verträge nicht erfüllt hat.

Layard: Der Londoner Vertrag besteht an und für sich zu Recht, ganz unabhängig davon, ob die Dänen anderweitige Verträge erfüllt haben oder nicht.

Ich: Preußen hat aber in der Nicht-Erfüllung des Malmöer Friedens, in der Verletzung der anderweitigen Verträge von Seiten Dänemarks einen ganz unanfechtbaren, durchaus gerechtfertigten casus belli, der auch für sich besteht, ganz unabhängig von dem Londoner Vertrag.

Layard: Allerdings, aber der Krieg darf dann nur die Erfüllung des Malmöer Friedens zum Zweck haben, nicht die Aufhebung des Londoner Vertrags.

Ich: Der Krieg hebt alle Verträge auf, die erst bei dem neuen Friedensschluß ausdrücklich wieder hergestellt werden, oder auch nicht.

Layard: Nein! Der Londoner Tractat bleibt in Kraft. Wenn Preußen ihn nie unterzeichnet hätte, Das wäre etwas Anderes.

Ich: Es war allerdings ein Fehler ihn zu unterzeichnen und wäre besser unterblieben; das gebe ich zu.

Layard: It is astonishing, that you admit faults having been committed and wo'nt bear the consequences of it.

Ich: Wenn Fehler begangen und die Dinge dadurch in gefährliche Bahnen gebracht worden sind, so ist das doch kein Grund, daß man nicht suchen sollte, die Fehler wieder gut zu machen und aus den gefährlichen Bahnen heraus zu kommen.

Layard: Eine Verletzung des Londoner Tractats wäre ein Bruch des öffentlichen Rechts (a breach of public law) ohne Gleichen.

Ich: Es wäre das im Gegentheil eine Wiederherstellung des öffentlichen Rechts. Der Bruch des öffentlichen Rechts liegt in dem Vertrag, der auch im strengsten Sinn des Worts juristisch anfechtbar ist, da Niemand ein Recht hat Unrecht zu thun (as nobody has a right to do wrong). — Er ist geschlossen von Unberufenen, die kein Recht hatten ihn zu schließen, und keine Vollmacht dazu von den wirklich Betheiligten und Berechtigten.

Darauf weiß Layard keine Antwort; da er aber anstatt einer solchen immer wieder auf seine Gemeinplätze von politischer Moral zurückkommt, sage ich am Ende etwas ungeduldig:

At any rate this is but stating over again the difficulties of the case, not pointing out the way, by which we are to get out of them; die Frage ist aber gar nicht ob wir über diese Schwierigkeiten hinaus kommen sollen, sondern lediglich nur wie wir darüber hinaus kommen sollen. Mismanaged as the business has been on all sides it is now fraught with danger für ganz Europa — für England vielleicht am allermeisten. — Die Herzogthümer werden früher oder später ihre selbständige Existenz unfehlbar erkämpfen. —

Layard (dazwischen): What? — a dismemberment of the Danish monarchy?

Ich: It will take place sooner or later, depend upon; you'll not be able to prevent it; die Frage ist nur — kann nur sein — ob wir leichten Kaufs an das Ziel gelangen sollen, oder erst nachdem Ströme von Blut vergossen sind und unsägliches Unheil über Europa gebracht worden ist. So wie die Sache jetzt hier und in Berlin betrieben wird, führt sie ganz unmittelbar die größten und schlimmsten Gefahren herbei. Wenn Ihr darauf besteht, den Londoner Vertrag aufrecht und in Kraft und Gültigkeit zu erhalten, wenn Ihr Euren Einfluß in Berlin mit Erfolg in diesem Sinn geltend macht, führt die Sache — die gegenwärtige Bewegung — unfehlbar zu einem neuen Rheinbund. Die kleineren deutschen Staaten müssen in dieser Frage bis auf das Aeußerste gehen (must go the whole length in this question), sie müssen; sie können nicht anders; sie setzen ihr Dasein auf das Spiel, wenn sie es nicht thun. Ihre Macht aber ist keine ausreichende, und wenn sie dann finden, daß sie die Sache nicht mit ihren eigenen Kräften allein durchfechten können — dann fallen sie unfehlbar Frankreich in die Arme. Napoleon will then step in as the real protector of all really german national interests; he'll then take up the cause of the duchies; depend upon it, he will do it. Dann kann Preußen allerdings das linke Rheinufer verlieren — und was soll dann aus

Belgien werden? — Wer kann und soll es dann beschützen und vertheidigen? — Belgien wird dann ein Object der Eroberung. Und wenn es der Vereinigung mit Frankreich verfallen, wenn Antwerpen in den Händen Frankreichs ist —: was wird dann die Lage Englands sein? — Auf Niemanden werden die Folgen solcher verhängnißvollen Ereignisse schwerer zurückfallen, als gerade auf England selbst!

Das, worum es sich wirklich und im Ernst handelt, läßt sich in wenige Worte zusammen fassen: Die Herzogthümer müssen und werden von Dänemark getrennt werden, durch Preußen oder durch Frankreich; geschieht es durch Preußen, so ist das durchaus harmlos (it is perfectly harmless) und führt keinerlei Gefahr herbei; geschieht es durch Frankreich, so bringt es die größte mögliche Gefahr über Europa.

Uebrigens darf man sich keiner Täuschung überlassen über den Geist, der in ganz Deutschland und namentlich auch in Preußen herrscht. Alle Parteien in Preußen sind in Beziehung auf diese Frage vollkommen einig; Bismarck steht mit seiner persönlichen Politik vollkommen isolirt und allein da; er wird nicht durch ein einziges Individuum unterstützt.

Layard, der meine ganze Rede mit großer Aufmerksamkeit angehört hat, schnell dazwischen: „he is supported by a party!“

Ich: In seiner inneren Politik ist er durch eine Partei unterstützt, in dieser Frage nicht; die ganze Stufenleiter der Gesellschaft hindurch, von der höchsten an bis zur untersten herab, nicht durch ein einziges Individuum (die Art wie ich das sage macht Layard hoffentlich begreiflich, daß die persönliche Politik unsers Königs nicht die Bismarcks ist). Wenn Ihr glaubt, daß Ihr den Lauf der Dinge durch bloße diplomatische — oder selbst militärische — Demonstrationen, durch Drohungen und dergleichen hemmen könnt, daß Deutschland sich dadurch einschüchtern lassen könnte, daß die Bewegung durch dergleichen aufzuhalten ist, und darüber am Ende im Sande verlaufen wird — so ist das ein sehr arger und ein sehr verderblicher Irrthum. Dergleichen verfängt hier gar nicht. (Layard wird sich wohl ergänzend den Schluß hinzu denken: daß England weise handeln würde, das fruchtlose Schelten aufzugeben, wenn es weiter Nichts thun wird.)

Wie ich mich anschickte zu gehen, sagt Layard: „Well! we are not likely to agree in politics!“

Zur Gräfin Bernstorff, bei der ich R. Könneritz treffe.

Gräfin Bernstorff: Hier stehen die Sachen bedenklich! — Das gegenwärtige Ministerium wird sich vielleicht nicht halten können — und Malmesbury — Derby — selbst Clarendon —: alle sind für uns schlimmer, als das gegenwärtige Ministerium. — Außerdem sind die Tories ungeschickt in den Geschäften und schon deshalb unbequem. „Die Liberalen sind die gewandtere Partei.“

Ich: Das sind sie immer und überall. Das ist eine Erscheinung, die durch die ganze Weltgeschichte geht.

R. Könneritz: Sehr wahr!

Ich: Das Phänomen läßt sich auch, wie ich glaube, sehr gut erklären. Die conservative Partei ist überall diejenige, die ursprünglich im Besitz der Macht war —: die liberale hat sich den Boden, auf dem sie steht, erst erkämpfen müssen, und in diesem Kampf hat sie die größere Gewandtheit gewonnen und ausgebildet — da er zu Anfang stets unter ungünstigen Bedingungen geführt werden mußte. —

R. Könneritz geht; so wie wir allein sind, sagt mir die Gräfin Bernstorff mit eiligen Worten: Sir Andrew Buchanan hat in Berlin die Forderung gestellt, der Einmarsch der Preußen in Schleswig solle um einen Monat verschoben werden (von jetzt an). — Bismarck hat Das dem König vorgetragen, der König hat aber mit einem sehr entschiedenen Nein! geantwortet; der erste Februar sei der späteste Termin.

Ich: Das ist aber zu spät! — Vor einem fait accompli beugt man sich hier zu Lande, und wenn es auch nicht willkommen ist —: aber dieses fait accompli müßte da sein, ehe das Parlament zusammenkommt. Die Dinge gehen zu langsam in Deutschland; inzwischen kann sich hier die Lage gar sehr verschlimmern. Wenn es ein Mittel gäbe, müßte man suchen den Gang der Dinge in Deutschland zu beschleunigen. —

13. Januar. Die Times; darin die Circular-Depesche Napoleons III. an den Bundestag und die kleineren deutschen Höfe (vom 8. Januar). — Sie ist sehr merkwürdig! —

Napoleon thut darin einen starken Schritt zum Protectorat des Rheinbunds. Er bietet sich eigentlich geradezu an als Protector. — Diese Depesche ist wahrhaftig geeignet meine Vorstellungen an Layard in der schlagendsten Weise zu unterstützen.

15. Januar. Um 5 Uhr nach Sloane-Street zu General Malcolm.

Ich finde nur seine Frau, Mrs. Malcolm zu Haus. Es kam eine fanatische Danomanie zum Vorschein, und eine sehr hochfliegende politische Tugend — Heiligkeit der Verträge —, daß Deutschland, daß Preußen den Londoner Vertrag nicht achten wolle, sei ein Frevel ohne Gleichen.

Ich erinnerte an den Frieden von Amiens, den England einseitig für ungültig erklärte. — Da schrie die gute Frau auf: Frankreich, nicht England hat den Frieden von Amiens gebrochen. — Ich machte geltend, daß die einseitige Erklärung, der Vertrag sei nicht mehr gültig, von England, nicht von Frankreich ausgesprochen wurde, und daß man sich von dem Frieden lossagte, blos weil man keine Lust hatte ihn zu erfüllen und das werthvolle Malta herauszugeben. Mittlerweile kam ihr Mann zu Hause — der zeigte sich ganz anders gesinnt. Er sieht das Recht auf Seiten Deutschlands. Er erwähnte dann des Gerüchts, daß die Canalflotte 20,000 Mann an Bord nehmen solle — wo sollten die wohl herkommen!? (where are they to come from?) — Das auswärtige Ministerium habe bei dem Kriegs-Ministerium angefragt wie viele Truppen man wohl, wenn es etwa nöthig werden sollte, den Dänen zu Hülfe schicken könne; die Antwort war: „Why! none at all!"

Brief von Max Duncker. „Berlin den 13. Januar. Im Besitz von zwei Schreiben von Ihnen sammt im Ganzen drei Anlagen, welche sofort und sicher befördert worden sind, muß ich Ihnen danken, und Ihnen endlich auch ein Wort von den hiesigen Dingen sagen."

„Der Bund hat meines Erachtens nicht sehr glücklich operirt; statt die praktischen Fragen in die Hand zu nehmen, hat er sich auf die weitschichtige Anerkennung verbissen, und damit gerade unseren Feudalen, die den Bruch mit dem Bunde an die Stelle des Bruches mit Dänemark zu setzen wünschen, in die Hände gearbeitet. Es kam

vor Allem auf den Kriegsfall an; die Garantie für eine spätere Nicht-auslieferung der Herzogthümer konnte man darnach feststellen, und bei den hier an höchster Stelle obwaltenden Anschauungen kam hierauf nicht Viel an, wenn auch in dieser Richtung gewiß keine Gewähr vernachlässigt werden durfte. Es kam ferner darauf an, die Frage nicht auf Holstein zu beschränken, für welches man doch die Anerkennung allein aussprechen konnte, sondern auf Schleswig auszudehnen, um der europäischen Vermittelung, welche Sie andeuten, Holstein für den Herzog und Schleswig für Christian, vorzubeugen, und endlich war es von dem höchsten Interesse, so lange die Frage der Conferenz schwebte, sich vor deren Zusammentritt in den Besitz Schleswigs zu setzen."

„Die Dänen gaben den Kriegsfall, indem sie im Kronwerk blieben; die Commissäre fragen an beim Bunde, und bis heute haben die vereinigten Ausschüsse noch nicht hierüber berichtet! — Es ist möglich, daß diesem gesammten Bundesverfahren die Besorgniß zum Grunde liegt, die Dinge an der Eider in die Hände Preußens und Oesterreichs kommen zu sehen — aber wie will man Dies überhaupt verhindern?"

„Man hat die höchste Stelle dadurch über den ersten Januar hinausgebracht, daß man ein beschleunigtes Verfahren am Bunde Seitens der beiden Großmächte in Aussicht stellte. Demgemäß wird der Bund morgen gezwungen über den preußisch-österreichischen Antrag vom 28. v. M. abzustimmen. Geschieht Dies nicht, oder wird es abgelehnt, so werden Preußen und Oesterreich ihn allein ausführen, Dänemark ein Ultimatum von 48 Stunden stellen, und sodann noch vor Ausgang dieses Monats Schleswig besetzen. Nimmt der Bund den Antrag an, so soll in derselben Weise verfahren werden."

„Ich wage das Resultat der Abstimmung nicht voraus zu sagen. Kann der Bund den Antrag Hessen-Darmstadts nicht durchtreiben, so thut er meines Erachtens besser den Antrag Oesterreichs und Preußens unter Vorbehalt der Erbfolgefrage anzunehmen, als einfach ‚nein' zu sagen."

„Ludwig Napoleon hat uns einen großen Dienst geleistet, indem er uns durch seine Note an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten

von der Conferenz Lord Russells befreit und seinen Rücktritt vom Protocoll erklärt hat. Es scheint unmöglich, daß Preußen, nachdem Frankreich zurückgetreten, noch länger an dem Protocoll festhalte, man müßte denn auf die Aufrechthaltung des Protocolls die Coalition von Chaumont gegen Frankreich und den Rheinbund sammt Italien erneuern wollen."

„Nichts konnte besser den Standpunkt rechtfertigen, welchen Sie den Engländern gegenüber eingenommen haben, als die Note Napoleons vom 8. Januar. Ich selbst hatte nicht angenommen, daß der Rheinbund so bald und so deutlich in das Leben treten werde. Sie haben nun eine bei Weitem bessere Stellung den Engländern zu zeigen, wohin ihre Politik in der deutschen Frage bereits geführt hat und weiter führen wird, wenn sie ihre nunmehr noch nutz- und erfolglosen Bemühungen fortsetzen sollten, Preußen am Protocoll festzuhalten. Sie werden Dänemark nicht retten, und Deutschland vollends auseinanderreißen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Ungeduld ich den ersten Schuß an der Eider erwarte. Die unglückliche Fassung des preußisch-österreichischen Antrags giebt den Dänen freilich noch einmal den Moment, die Verfassung vom 18. November, auf welche der ganze Antrag basirt, mittelst eines Staatsstreichs zurückzunehmen, aber ich befürchte Dies kaum, noch weniger, daß die Dänen etwa Schleswig ohne Schwertstreich räumten."

„Die Schüsse an der Eider werden uns auch von den Absichten befreien, welche die extremen Feudalen auf die gestern und heute erfolgte Absetzung von 5,000,000 Thlrn. für die Reorganisation pro 1864 und die voraussichtlich erfolgte Ablehnung der Zwölf-Millionen-Anleihe basiren. Daß die Session um den 20. d. M. geschlossen werden wird, bezweifle ich nicht, ob man weiter gehen wird, steht dahin. Graf Arnim-Boitzenburg gehört zu den Vorkämpfern für die Verfassung im Kreise unserer Feudalen. Sie sehen an dieser Lage, was wir versäumt haben, daß wir nicht bereits Ende November von uns aus Holstein und Schleswig occupirten. Wir haben es nicht an Ermahnungen fehlen lassen. Sagen Sie den Herren in England, daß, wenn sie uns mit ihrem Protocoll vom 8. Mai 1852 bereits

den Rheinbund verehrt haben, sie es vielleicht auch noch dahin bringen könnten, uns vermittelst dieses Protocolls zum Staatsstreich in Preußen zu verhelfen."

(NB. An einen Staatsstreich bei uns, an ein octroyirtes Wahlgesetz glaube ich bei Alledem nicht.)

Zur Gräfin Bernstorff. Ihr Gemahl und Richard Könneritz dort. — Die Gräfin spricht ihre Verwunderung darüber aus, daß Arnim-Boitzenburg jetzt als der Vorkämpfer für unsere parlamentarische Verfassung auftritt. — Graf Bernstorff nahm die Gelegenheit wahr, über die „Dummheiten" unserer Abgeordneten in derben Worten ein sehr strenges Urtheil zu fällen.

Ich: Sie sind freilich arg genug; das Unglück ist nur, daß sie nicht als Dummheiten erkannt sind im Lande.

R. Könneritz: Das ist es!

Bernstorff meint übrigens, das Ultimatum, das unsere Regierung der dänischen stellt, und die Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden, in der man die Antwort erwartet, involvire keineswegs ein Einrücken der preußischen Truppen noch vor dem 1. Februar. Es könne heißen: wenn ihr nicht innerhalb 48 Stunden annehmt, rücken wir am 1. Februar ein. Oder die 48 Stunden werden gar erst vom 1. Februar an gezählt. — Desto schlimmer!

Bemühungen mit der Presse in Verbindung zu treten.

Um Anknüpfungen mit der Londoner Presse zu gewinnen, besuchte Bernhardi den ihm von Sammer empfohlenen, als Verleger A. Herzens und anderer Emigranten damals viel genannten Buchhändler der Paternoster Row 60, Trübner, einen gescheidten, wohlmeinenden und patriotischen Deutschen, der ihm einen liebenswürdigen Empfang zu Theil werden ließ und u. A. darüber berichtete, daß ihm gelungen sei, den Redacteur der Daily News Pegot zu einer billigen und vorurtheilslosen Beurtheilung der deutsch-schleswig-holsteinischen Angelegenheit zu bestimmen. Trübner versprach die Bekanntschaft mit diesem einflußreichen Publicisten zu vermitteln und rieth außerdem zu einem Besuch bei

dem gelehrten Sanskritisten Dr. Goldstücker, der in hohem Ansehen stehe und über zahlreiche Verbindungen zu verfügen habe.

6. Januar. — Durch die feuchte Nebel-Atmosphäre eine weite Fahrt, um den Dr. Goldstücker aufzusuchen in „the outskirts of the town" —.

Dieser, ein wohlhabender, aus Königsberg gebürtiger und durch langjährigen Aufenthalt in London zum Kosmopoliten gewordener Mann in den Vierzigen, macht den Eindruck großer Pfiffigkeit. Er steht mit dem Prinzen von Noer, dem Oheim des Herzogs Friedrich von Augustenburg, in enger Beziehung und steckt — wie er selbst andeutet — tief in politischen Intriguen, ja er deutet an, daß er selbst dieselben leite. Er belehrte mich: was man mir von den Tories gesagt hat — daß sie nämlich dänisch seien, um den Prinzen von Wales zu gewinnen, und sich seiner zu versichern — Das ist nicht ganz richtig. — Die Whigs sind als Partei aufgelöst, sie sind gar keine Partei mehr, seitdem der ehemalige Tory, der gewissenlose Palmerston an ihrer Spitze steht; sie sind in dieser Zersetzung charakter- und prinzipienlos geworden und unzuverlässig. Sie sind keine Partei mehr, die an einem bestimmten Prinzip festhält.

Die Tories können das gegenwärtige Ministerium stürzen. — Sie sind an sich die „anständigere" und zuverlässigere Partei, haben ein Prinzip, und Sinn für Ehre, für Recht und Unrecht. Mit ihnen ist eher etwas anzufangen. In der dänischen Frage aber können sie über den Umstand nicht hinaus, daß gerade ihre Führer, Derby und Malmesbury, den Londoner Vertrag unterzeichnet haben — wenngleich dieser Vertrag durch Palmerston und Genossen eingeleitet und geschlossen war.

So liegt denn allerdings in den hiesigen Verhältnissen eine Schwierigkeit, die an sich nicht leicht zu beseitigen wäre. — Die Sache kann aber dennoch rasch und unerwartet zur Entscheidung gebracht werden, und zwar in einer Weise, gegen die England durchaus gar Nichts einwenden könnte. — Der Thron Christians IX. steht nämlich sehr unsicher auf schwankender Grundlage. Dadurch, daß er zögerte, die Verfassung vom 18. November, die Einverleibung Schleswigs in Dänemark, zu sanctioniren, hat

Christian IX. gezeigt, daß er kein Däne ist. Die Dänen hassen ihn als einen Deutschen, und der stupide Lord Russell hat die Sache noch schlimmer gemacht, indem er in seinen letzten Depeschen des breitesten auseinander setzt: die Deutschen in den Herzogthümern hätten von der Regierung Christians IX. gar Nichts zu befürchten, denn dieser König von Dänemark sei selber ein Deutscher.

Auch fühlen die Dänen, daß sie gerade in der Verbindung mit den deutschen Herzogthümern in der That gar Nichts sind und bedeuten; daß sie gar Nichts sind und bedeuten können, so lange sie die gesammten Kräfte des Königreichs brauchen und verwenden müssen, um die Herzogthümer niederzuhalten, und zu Nichts auf der Welt weiter Zeit und Kräfte übrig haben.

Da regt sich denn auch die skandinavische Partei in Kopenhagen; sie bereitet sich zu einem Aufstand, um den König Christian zu verjagen — die Herzogthümer aufzugeben, ja von sich zu stoßen — und sich mit Schweden und Norwegen zu einem skandinavischen Reich zu vereinigen. — Die Bewegung wird in Kopenhagen von einem geheimen leitenden Comité vorbereitet, mit dem Dr. Goldstücker in Verbindung zu stehen scheint; wenigstens weiß er sehr genau Rechenschaft davon zu geben, was die Leute in Kopenhagen thun. — Das Comité hat bereits eine Deputation nach Christiania, zu dem Prinzen Oskar gesendet, der zunächst zum König von Dänemark ausgerufen werden soll — so daß die wirkliche, definitive Union der drei nordischen Königreiche erst stattfinden würde, wenn dereinst der Prinz Oskar auch den schwedischen und norwegischen Thron besteigt. Von Seiten Schwedens hat man das Anerbieten angenommen, und es werden 20,000 Mann in Bereitschaft gehalten, um sofort von Dänemark Besitz zu nehmen.

Seit vierzehn Tagen ist nun auch Napoleon in Kenntniß gesetzt von Dem, was vorbereitet wird, und hat sich damit einverstanden erklärt. (NB. Durch wen er davon in Kenntniß gesetzt worden ist, wird nicht gesagt; wie es scheint durch einen Verbündeten Dr. Goldstückers.) — Die Frage ist ihm kluger Weise in der Form vorgelegt worden: wen er auf dem Thron Dänemarks unterstützen wolle? — den Schwiegervater des Prinzen von Wales,

oder einen Bernadotte? — und da hat er sich natürlich für den Bernadotte entschieden.

Desgleichen ist der Herzog Friedrich in Kenntniß gesetzt worden von Dem, was bevorsteht, und Das hat ihn zu der Reise nach Kiel bewogen. — (NB. So? — Das möchte ich denn doch bezweifeln; auch nach Sammers neuesten Briefen.)

Ferner sind die Regierungen zu München, Stuttgart und Carlsruhe, desgleichen der Herzog von Coburg von Allem benachrichtigt worden — sind natürlich vollkommen einverstanden damit, und erwarten den Augenblick des Ausbruchs, um sofort die nöthigen Schritte zu thun.

Der austro-preußische Vorschlag — auch Schleswig zu besetzen — ist am Bundestage verworfen worden, weil man weiß, daß Bismarck nur thut, was ihm von Rußland aus geheißen wird, und daß er, den Wünschen Rußlands gemäß, die Herzogthümer gegen einige nichtige Schein-Concessionen wieder den Dänen ausliefern würde, wenn er Herr darin wäre.

Ich bemerke dazwischen: Ganz so stehen die Sachen denn doch nicht. Bismarck ist keineswegs abhängig von Rußland; er weiß vielmehr sehr gut, daß er Rußland in seiner Gewalt hat und von seiner Politik abhängig machen kann; und dann hat unser König die redliche Absicht sich vom Londoner Protocoll loszusagen.

Goldstücker hörte das Alles etwas ungeduldig und entschieden ungläubig an und fuhr dann fort: Aus demselben Grunde — weil man Bismarcks Pläne kennt — wird man auch nicht dulden, daß preußische Truppen in Schleswig einrücken so lange der „große Coup" in Kopenhagen nicht ausgeführt ist. Wollen die Preußen mit Gewalt einrücken, so ist der Bürgerkrieg da. Die Bundestruppen widersetzen sich mit Waffengewalt. — (NB. Das würde ihnen herzlich schlecht bekommen. Auch bin ich weit entfernt Das zu glauben; die deutschen Kleinstaaten haben doch inmitten der kühnsten Intriguen ein Bewußtsein der Ohnmacht, das in den entscheidenden Augenblicken unfehlbar zum Vorschein kommt. Sie haben nimmermehr den Muth dazu, es müßte denn ein französisches Heer schon zu ihrer Unterstützung am Rhein bereit stehen.)

Goldstücker: Auf Eines kommt es nun noch an, um die Sache in Gang zu bringen. — Es kommt darauf an, eine Proclamation in dänischer Sprache hier drucken zu lassen, und in 50,000 Exemplaren nach Kopenhagen zu schaffen.

Verfaßt ist sie schon; Goldstücker hat sie bereits — unter eigener Leitung und nach seinen Ideen — durch einen Freund entwerfen lassen. — Sie ist ganz in dänischem Sinn gehalten natürlich; die Dänen werden darin aufgefordert die undankbaren Deutschen, als der Gemeinschaft mit ihnen unwürdig, von sich zu stoßen, sie der Tyrannei ihrer kleinen Fürsten zu überlassen u. s. w.

Diese Proclamation, in den Straßen von Kopenhagen angeschlagen, giebt das Zeichen zum Umsturz — bewirkt ihn — und Napoleon, der ihn erwartet, heißt die Revolution sofort gut, und nimmt die neu entstandene Ordnung der Dinge unter seinen Schutz.

Aber wie nun diese Proclamation nach Kopenhagen schaffen? — Das ist die Schwierigkeit, über die Goldstücker seit drei Wochen nicht hinaus kann; daran staut sich die Sache! — Natürlich kann ein solches Packet gedruckter Blätter nicht durch die Post übersendet werden — ja selbst das Manuscript will Goldstücker nicht der Post anvertrauen, denn Briefe werden in Deutschland geöffnet und gelesen — auch in Preußen, meint er (NB. obgleich das sehr entschieden nicht der Fall ist) — und doch kommt Alles darauf an, daß die russische Regierung und Bismarck Nichts von der Sache erfahren, denn sonst werden ihr Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Es müßte ein zuverlässiger Mann von hier nach Kopenhagen reisen und die Proclamation mitnehmen. Diesen Mann sucht Goldstücker seit drei Wochen vergebens; — er kann ihn nicht finden. — Das ist, wie gesagt, die einzige, letzte Schwierigkeit, die Alles hemmt! —

Hier in England, sagt Goldstücker, giebt es nur eine Partei, die auf die skandinavische Idee eingeht und ein Verständniß dafür hat: das ist Urquhart — den der fanatische Russenhaß dafür empfänglich macht — und sein Anhang. — Der Anhang dieses seltsamen Mannes, der im Allgemeinen für extravagant gilt —

ist sehr wenig zahlreich; die Wenigen aber, die sich ihm anschließen, verehren ihn geradezu als einen Propheten und hängen als Jünger mit einer Hingebung, mit einem Gehorsam an ihm, der in Erstaunen setzt. Es sind reiche Leute darunter — und welcher Opfer sie fähig sind, was für Gefahren und Beschwerden sie übernehmen, was für Summen sie zusammenschießen, so wie er die Nothwendigkeit angedeutet — Das übersteigt jeden Glauben. — Urquhart hat aber das Unglück, jede Sache, deren er sich annimmt, von Grund aus zu verderben. Eine Sache, die er in die Hand nimmt, ist verloren. Man muß ihn daher fern halten. — Er hat einmal gegen Goldstücker das Wort „Skandinavien" ausgesprochen — Goldstücker hat ihn aber dringend gebeten diese Dinge ruhen zu lassen.

Auch über hiesige Verhältnisse und Intriguen belehrte mich Goldstücker, er sagt: Die Königin treibt Gefühls-Politik; sie nimmt in dem dänischen Streit eigentlich blos aus Pietät für Deutschland Partei, dem Andenken ihres Gemahls zu Liebe, weil das dessen Ansichten entspricht. Lord Palmerston haßt sie mit weiblicher Erbitterung; sie sieht ihn nie; niemals seit Jahren hat er eine Einladung nach Windsor oder nach Osborne erhalten.

Lord Palmerston seinerseits möchte die Königin gern dahin bringen, daß sie abdankt, um den Prinzen von Wales an ihre Stelle zu setzen. — Dahin zielen die geheimnißvollen Artikel, die hin und wieder in den Zeitungen auftauchen und in seltsamen Andeutungen von dem seltsamen, unheilbaren Trübsinn der Königin sprechen. Lord Palmerston möchte gern die Königin für verrückt ausgeben und auf diesem Wege die Abdankung erzwingen. — Doch versichert Goldstücker, diese Gefahr sei für jetzt nicht nahe.

Lord Palmerston hat den Londoner Tractat eigentlich auf Geheiß des Kaisers Nikolaus geschlossen. Der Kaiser hatte nämlich bereits in dem Warschauer Protocoll die neue Thronfolge-Ordnung festgestellt, die Christian IX. zum König gemacht hat. Da kam die Pacifico-Angelegenheit, und rief eine Spannung zwischen Rußland und England hervor. Lord Palmerston nahm sich dieses portugiesischen Juden an, dessen Haus bei Gelegenheit eines Tumults

geplündert worden war, und der für einen englischen Unterthan ausgegeben wurde. Er verlangte eine abenteuerliche Entschädigungs-Summme für ihn von der griechischen Regierung und suchte durch die ruchloseste Brutalität die Auszahlung derselben zu erzwingen — Alles in der Erwartung, Rußland werde vor dem Gedanken an einen Krieg mit England zurückbeben und Griechenland nicht zu schützen wagen. — Dann ergab sich aus dem Hergang für Griechenland und für den gesammten Orient die Lehre, daß England Herr der Welt sei, daß man nur England zu fürchten brauche, und daß Niemand als England zu schützen vermöge. Aber diese Berechnung täuschte ihn; der Kaiser Nicolaus trat ihm sehr entschieden entgegen, und Lord Palmerston sah sich unerwartet an der Schwelle eines Krieges mit Rußland, den er nicht wollte und auf den er nicht vorbereitet war.

Als Baron Brunnow, der russische Gesandte, seine Pässe forderte, sprach Lord Palmerston sein Bedauern aus und fragte, ob sich die Sache nicht vielleicht noch „arrangiren" lasse. Brunnow antwortete: es gebe allerdings ein Mittel, wenn auch freilich nur Eines; er brauche nur die Glücksburger Thronfolge anzunehmen und in einem völkerrechtlichen Vertrag festzustellen, dann könne er Pacifico's wegen seinen Willen gegen Griechenland haben. Lord Palmerston griff mit beiden Händen zu, schloß den Handel — und unmittelbar nachdem er diesen unwürdigen Handel geschlossen, Englands wichtigste Interessen aufgeopfert und sich Rußland unterworfen hatte, hielt er im Parlament die bekannte glänzende Rede, in der er die Würde Englands, die in keinem Bürger verletzt werden dürfe, das „civis romanus sum" so überaus stark betonte.

Das Alles wußte ich; nun erzählte mir Goldstücker: In der letzten Sitzung des Parlaments hatte Lord Palmerston den Leuten die dreiste Lüge in's Gesicht geworfen: er habe mit den Unterhandlungen, die Christian IX. auf den Thron Dänemarks geführt haben, bis zur Zeit, wo der Vertrag von 1852 in London abgeschlossen wurde, Nichts zu thun und an den früheren Unterhandlungen keinen Antheil gehabt. — Der Syndikus Sieveking in Hamburg aber wußte sich Abschriften der beiden Protocolle zu verschaffen, die Lord Palmer-

ston und Brunnow allein schon 1850 und 1851 unterschrieben hatten, in denen die Bedingungen des späteren Londoner Vertrags zunächst zwischen England und Rußland allein verabredet waren.

Mit diesen Protocollen bewaffnet trat ihm ein Tory-Mitglied des Unterhauses, Lord Robert Montagu, entgegen, um ihn der Lüge zu zeihen, darzuthun, daß die Bedingungen des Londoner Vertrags ganz zuerst und schon vor dem Warschauer Protocoll zwischen Lord Palmerston und Brunnow verabredet worden, daß im graden Widerspruch mit seinen eigenen Behauptungen Lord Palmerston der erste, der eigentliche Gehülfe des Kaisers Nikolaus bei Begründung der Glücksburger Thronfolge gewesen sei.

Lord Palmerston erblaßte und griff, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, zu einem Mittel, das nichts weniger als redlich ist, das aber in solchen Fällen nicht selten angewendet wird: Vertraute, von ihm ausgesendet, schlichen im Hause herum, auf ihr flüsterndes Geheiß verschwanden alle Mitglieder, die dem Ministerium anhängen aus dem Raum — und bald erhob sich ein Vertrauter um bemerklich zu machen, daß das Haus nicht mehr vollständig sei, um zu debattiren — es wurde „ausgezählt“ — es fand sich, daß nicht mehr die Anzahl Mitglieder anwesend sei, die das Gesetz verlangt — die Sitzung war zu Ende, und damit fiel die Sache in das Wasser. Denn nach der, in mancher Beziehung sehr eigenthümlichen Geschäfts-Ordnung des Unterhauses, kann eine Sache, die in solcher Weise beseitigt ist, nicht wieder in Anregung gebracht werden.

Nach Beendigung dieses Gesprächs trat ich den Rückzug an. Auf der langen Fahrt nach meinem Hôtel ging mir Alles, was ich gehört hatte, gar seltsam im Kopf herum, und ich fragte mich, was ich davon zu halten habe?

Daß die skandinavische Idee sich in Kopenhagen regt und durch mancherlei Umtriebe und Intriguen gefördert wird, daran ist nicht zu zweifeln. Weiß ich doch aus Krügers Berichten, wie weit selbst Friedrich VII. dafür gewonnen war. Soweit ich die Sache übersehen kann, glaube ich sogar, daß es in Dänemark nur zwei Parteien giebt, die der Beachtung werth sind: die Eiderdänische und die Skandinavische.

Die Frage ist also, wie viel ist an der Sache wahr? — wie viel ist Selbsttäuschung der Eitelkeit? — denn Goldstücker scheint ein sehr eitler Mann zu sein — wie viel endlich ist reine Flunkerei? Das muß ich zu ergründen suchen.

18. Januar. Mit dem russischen General-Consul v. Berg*), der sich von der vornehmen Welt, die er gut gekannt, mehr und mehr zurückgezogen hat, im Oriental-Club gespeist. Viel über die englische Tagespresse gesprochen, über die Art, wie sie von der augenblicklichen Strömung der öffentlichen Meinung beherrscht wird und dann wieder auf die Stimmung des englischen Philisters zurück wirkt, der sein ganzes intellectuelles Leben aus den Times schöpft.

19. Januar. Eyre J. Crowe, der Vater des englischen General-Consuls in Leipzig, vor wenigen Stunden aus Paris angekommen, wo er mit seiner Familie als Zeitungs-Correspondent lebt; ein ältlicher starker Mann. Als ehemaliger Redacteur der „Daily News" hat er hier und in Paris vielerlei Verbindungen in der Welt der Tagespresse — auch als Mitglied des Reform-Clubs hier. Besonders ist ihm die Art, wie die öffentlichen Angelegenheiten hier in England gehandhabt werden, geläufig; er weiß, was für Rücksichten dabei maßgebend zu sein pflegen — und hat dafür den Takt den die Erfahrung zu geben pflegt. So sind denn seine Mittheilungen werthvoll.

Ich sage ihm vor allen Dingen, wie die Sachen hier stehen. Man glaubt ziemlich allgemein, das gegenwärtige Ministerium werde sich nicht die Sitzung des Parlaments über zu erhalten vermögen. Selbst Leute, die zu dem intimen Kreise Lord Palmerstons gehören, theilen diese Ueberzeugung.

Eyre Crowe meint: Es giebt bei alledem einen Umstand, der das Ministerium dennoch halten kann; nämlich die Rücksicht auf die Wahlen zum nächsten Parlament! — Die Tories vermögen allerdings in dem gegenwärtigen Unterhause eine Majorität zusammen zu bringen, mit der sie das Ministerium stürzen können,

*) Es darf erwähnt werden, daß Herr v. Berg ein Bruder des bekannten russischen General-Feldmarschalls und damaligen Statthalters von Polen Grafen Berg war.

aber sie vermögen Das nicht aus eigenen Mitteln, sondern nur mit Hülfe sehr verschiedenartiger Parteien: der Manchester-men (Cobden, Bright u. s. w.) — der irländischen Katholiken u. s. w. —: das wäre aber eine Majorität, mit der sie eben nur das gegenwärtige Ministerium stürzen — nicht aber nachher selber regieren könnten.

Gewiß aber wird Lord Palmerston das Aeußerste thun, um sich zu behaupten; er wird keineswegs nach einer parlamentarischen Niederlage sofort weichen, sofort seine Entlassung einreichen. Keineswegs! Erleidet er eine solche Niederlage, so löst er das Parlament auf, und appellirt durch neue Wahlen an das Land. Aus diesen Wahlen aber, die dann unter Whig-Einfluß, unter dem Einfluß des gegenwärtigen Ministeriums vorgenommen werden, geht wieder ein Unterhaus wie das gegenwärtige hervor, wieder ein Haus, in welchem die Tories wohl eine aus verschiedenerlei Oppositionen zusammengesetzte Majorität aufbringen können, mit der sich Lord Palmerston stürzen läßt, aber nicht eine Majorität, mit der sie zu regieren vermöchten.

Um regieren zu können brauchen sie ein unter ihrem eigenen, unter Tory-Einfluß gewähltes Unterhaus; denn „it makes all the difference in the world“, unter wessen Einfluß gewählt wird. — Aber ein eben neu gewähltes Unterhaus, das ihnen zum Siege verholfen, das sie an die Spitze der Geschäfte gebracht hat, unmittelbar nach dem Siege gleich wieder auflösen, wie die Tories doch müßten, wenn sie eine haltbare Stellung gewinnen wollen —: Das ist eine gewagte Maßregel, zu der man nicht gerne greift. Die Tories würden sich also nach dem Siege an der Spitze der Verwaltung sehen in einer sehr unsicheren und schwierigen Lage.

Das Alles wissen die Tories; namentlich wissen sie sehr bestimmt, daß Lord Palmerston nach einer Niederlage auflöst, anstatt zu weichen. Es ist also sehr möglich, daß diese Rücksichten sie bestimmen das Ministerium nicht zu stürzen; vielmehr abzuwarten bis sich dieses Ministerium, das auf sehr schwachen Füßen steht, und notorisch in sich gespalten und uneinig ist, von selbst auflöst und in sich selbst zusammensinkt — damit sie dann, wenn ihnen die Lei-

tung des Staates gleichsam von selbst zugefallen ist, selber das gegenwärtige Unterhaus auflösen, und Neuwahlen unter ihrem eigenen Einfluß veranstalten können. Darüber, bis das gegenwärtige Ministerium von selbst auseinander fällt, würde aber noch längere Zeit vergehen.

Das Alles ist mir einleuchtend; es überzeugt mich. — Mr. Crowe schlägt vor, daß wir — unabhängig von einander — auf die Daily News einzuwirken versuchen, und verspricht seinerseits bei diesem Blatte das Mögliche zu versuchen.

Auch macht er den Vorschlag eine Broschüre drucken zu lassen, in der die Sache der Herzogthümer der Wahrheit gemäß dargestellt würde und die wir dann unter die sämmtlichen Mitglieder des Parlaments vertheilen ließen.

Abends Max Schlesinger besucht, den Herausgeber der (Deutschen) Londoner Correspondenz, der mir wiederholt geschrieben hat.

Er ist ein kleiner Mann mit kahlem Kopf und Schnurbärtchen in den mittleren Jahren, in seinen Ansichten gemäßigt und besonnen, wie es politische Flüchtlinge in der Regel nicht sind; auch von dem Zustand Deutschlands, den er unbefangen genug beurtheilt, unterrichtet, wie seines Gleichen selten.

Wir sprechen von der hiesigen Presse, und was da wohl für unsere Zwecke zu thun sein möchte. Da weiß Max Schlesinger vortrefflich Bescheid. Es ist da gar Nichts zu machen! — Schon deshalb nicht, weil die ganze übrige Presse an Bedeutung die Times nicht aufwiegt, die Times aber unbedingt und unwiederbringlich in den Händen Lord Palmerstons sind. — Wenn ich viel Geld ausgeben wolle, könne ich allerdings momentan die Redacteure dieses oder jenes Tageblattes gewinnen, selbst der Times. Nach einem guten Diner, das ich den Herren gegeben hätte, und einem dabei geführten Gespräch, könnte ich meine Ideen in ihrem nächsten Leitartikel wiederfinden: aber ein solcher Einfluß dauert eben nur 24 Stunden; dann kommt wieder Alles in den alten Fluß und in das alte Geleise, und der einzige günstige Leitartikel geht spurlos unter im Strom, ohne irgend etwas bewirkt zu haben. — Uebrigens hat die Presse in der auswärtigen Politik auch in der That keine Macht; sie treibt da nicht,

sondern sie wird getrieben; sie macht und bestimmt die öffentliche Meinung nicht, sondern sucht ihr zu folgen. Wie die Lage der Dinge und die Stimmung im Lande nun einmal ist, würde uns ohne ein fait accompli an Ort und Stelle, an der Eider, auch die Gunst der Tages-Presse zu Nichts helfen. Vor einem fait accompli beugt sich aber auch die Tages-Presse ohne alles Weitere.

Alles mir aus der Seele gesprochen! Gerade zu dieser Ansicht war ich durch Beobachtung und die Lectüre einiger Aufsätze über die Presse bereits gelangt. Ich habe sogar noch Eines hinzuzufügen. Die englischen Zeitungen sind keineswegs in dem Sinn, den man auf dem Continent mit dem Wort verbindet, Organe politischer Parteien; sie sind nicht von den Parteien etwa gar mit Opfern gegründet, um bestimmte politische Ansichten zu vertreten: bewahre! Die englischen Zeitungen sind vor allen Dingen kaufmännische Speculationen. Sie sollen möglichst viel eintragen; Das ist die erste Forderung und die letzte. Deshalb schlagen sie durchaus den Ton an, der ihnen die meisten Abonnenten verschafft — sie folgen der Tages-Stimmung — sie schwimmen mit dem Strom und werden nie den Versuch machen ihn zu hemmen. Giebt sich eine Zeitung für das Organ einer Partei, der Tories z. B., so heißt das weiter gar Nichts, als daß es seine Abonnenten in diesem Kreise sucht und diesen Lesern nach dem Munde redet. Ein selbständiges Element ist in der Presse nicht. Sie verhält sich in England nicht leitend und tonangebend, sondern aufpassend und wiederhallend. Noch vor 30 Jahren war Das anders, aber jetzt ist es so.

Briefe und Nachrichten über die politische Lage.

20. Januar. Brief von einem Kieler Freunde; wichtig. „Kiel 17. Januar. Hier ist mit dem Bundesbeschluß vom 14. d. M. in der ganzen Sachlage ein wichtiger Wendepunkt eingetreten. Nachdem der Bund den preußisch-österreichischen Antrag auf Occupation Schleswigs, um dadurch die Zurücknahme der November-Verfassung zu erzwingen, mit 11 Stimmen gegen eine abgelehnt hat, erklären Preußen

und Oesterreich die Sache in eigene Hand zu nehmen. Bereits werden alle Vorbereitungen zum selbständigen militärischen Vorgehen der beiden Großmächte getroffen. Wie es heißt, werden die preußischen Truppen sich am 19. in Bewegung setzen. Auch vier Garderegimenter sollen mobilisirt werden. Die Oesterreicher werden, ohne sächsisches Gebiet zu berühren, ihren Weg durch Preußen nehmen. — Der Transport der Oesterreicher auf der niederschlesischen Eisenbahn soll am 20. beginnen und mehrere Tage währen. Auf der Hamburg-Berliner Eisenbahn ist für die nächste Woche alle Güterbeförderung eingestellt, wegen der Truppen-Bewegung. Ueber die Stärke der Truppen, welche die Großmächte in Bewegung setzen, fehlt es noch an genaueren Angaben."

„Es frägt sich nun, welches die Absicht der Großmächte ist. Die Oesterreichs ist natürlich klar. Es will um jeden Preis die Union der Herzogthümer mit Dänemark erhalten, weil die Trennung von Dänemark eine Stärkung Norddeutschlands und namentlich Preußens wäre. Die Absicht Preußens dagegen ist weniger klar. Bismarck läßt nach England erklären: die beiden Großmächte würden in Schleswig einrücken, um durch Schleswig auch Holstein wieder zu gewinnen für Dänemark. Dagegen stellt er dem König, der vom Londoner Protocoll los will, vor, mit dem ersten Kanonenschuß sei das Londoner Protocoll zerrissen und deshalb müsse man in Schleswig einrücken, um den ersten Kanonenschuß herbeizuführen. Er spielt also ein doppeltes Spiel. Aber gegen wen ist er falsch? — Wollte er wirklich vom Londoner Protocoll los, so würde er gewiß nicht die Oesterreicher mit nach Schleswig ziehen. Um über diese Frage Klarheit zu erlangen, ist Samwer vorgestern nach Berlin gegangen. Wahrscheinlich wird er den König heute sehen. Da das einseitige Vorgehen der Großmächte nun einmal entschieden ist, so kam es darauf an 1) den König in dem Gedanken zu befestigen, daß der erste Kanonenschuß das Londoner Protocoll zerreißt, 2) dahin zu wirken, daß in dem factischen Besitzstand, den der Herzog in Holstein einmal gewonnen hat, durch die preußisch-österreichische Occupation von Schleswig Nichts geändert wird."

„Am Bunde bleibt es fortwährend die erste Aufgabe auf mögliche Beschleunigung der Anerkennungsfrage zu bringen. Gestern ist endlich im Ausschuß mit vier (Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover) gegen drei (Preußen, Oesterreich und Mecklenburg) Stimmen der Antrag auf Unverbindlichkeit des Londoner Protocolls angenommen worden. Nunmehr wird dieser Theil des Berichts in der nächsten Sitzung im Plenum vorgelegt werden, und die Mehrheit für die Aberkennung Christians IX. scheint gesichert. Dagegen scheint sich die Anerkennung Friedrichs VIII. leider noch weiter hinzuziehen. Während dessen kommt es darauf an den faktischen Besitzstand in Holstein zu erhalten und weiter auszubilden, und in Schleswig, sobald die Dänen sich zurückziehen, die Proklamirung des Herzogs ebenso und womöglich in noch stärkerer Weise als in Holstein geschehen zu lassen. Nach unseren Berichten über die Stimmung in Schleswig werden die großmächtlichen Truppen dies nicht hindern können."

„Eine treffliche Hülfe gewährt uns Napoleon durch seine Note vom 8. an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Auch die Spannung zwischen England und Frankreich ist uns sehr erwünscht! Ohne Zweifel wird sich jetzt Frankreich moviren wegen des ganz unmotivirten Einrückens in Schleswig. Mir scheint hier liegt der Punkt, von dem man in England namentlich auch auf die öffentliche Meinung einigen Einfluß muß gewinnen können. Auf der einen Seite stehen Oesterreich und Preußen in der intimsten Allianz für die Aufrechterhaltung des Londoner Protocolls, also für ein russisches Interesse, der unverkennbare Keim einer neuen heiligen Allianz. Auf der anderen Seite Napoleon als Protector der nationalen nnd liberalen Ideen, in Deutschland verbündet mit den Mittelstaaten — also der Keim eines neuen Rheinbundes. Und dieser Gegensatz, der dem englischen Interesse so sehr widerstreitet wie möglich, wird gerade durch die englische Politik befördert. Wenn, wie es unzweifelhaft richtig ist, das Hauptaugenmerk Englands auf die Erhaltung des Friedens gerichtet ist und dieser Rücksicht alle anderen untergeordnet sind, so müßte doch endlich den Engländern eine Ahnung aufdämmern, daß die schlaftrunkene englische Politik durch ihre stupide Verkennung aller wirklichen Verhältnisse den Krieg, der vermieden werden soll, herbeiführt."

„Eben da ich diesen Brief abschließen will, erhalte ich noch Ihr Schreiben vom 13. d. Mts. Mr. Crowe wird nun inzwischen wohl bei Ihnen gewesen sein. Seine Adresse konnte ich Ihnen nicht schreiben, weil wir sie selbst nicht wußten. Er war am 11. d. Mts. noch in Paris. Sein Sohn schreibt uns aus Leipzig unter dem 14., daß er jetzt wohl in London sein und sich sofort mit Ihnen in Verbindung setzen werde."

„P. S. Die Anlage ist eine Zusammenstellung aus hier eingegangenen Berichten. Die Wiener Nachricht über den österreichischen Vorschlag halte ich bereits für antiquirt. Aber sie beweist von Neuem, wie krampfhaft das österreichische Cabinet an der Integrität der dänischen Monarchie festhält."

(Die Post in Hamburg ist nun in Ordnung und zuverlässig; ich kann fortan direct schreiben.)

Also: Die Bundestruppen widersetzen sich dem Einrücken der Preußen nicht; der Bürgerkrieg ist nicht da. Das war so ziemlich vorherzusehen.

Herzog Friedrich und die Seinen glaubten die Sache mit den Mittel- und Kleinstaaten allein abmachen zu können — und bei dem allerersten Schritt, sowie Preußen will, tritt die Ohnmacht derselben, wie des National-Vereins und all' der rührigen kleinen Elemente in solcher Weise an's Licht, daß Niemand sich darüber täuschen kann. Jetzt muß wohl Jeder einsehen, daß die Sache ohne Preußen nicht geht, daß die Entscheidung wesentlich in Preußens Hand liegt, und daß der Herzog folglich sein Verhältniß zu Preußen vor allen Dingen regeln muß.

Damit wäre sehr Viel gewonnen.

Was Bismarcks Pläne anbetrifft, so stehen sie wahrscheinlich nicht unbedingt fest. Unbedingt kommt es ihm vielleicht nur darauf an, daß eben Preußen die Entscheidung in der Hand behält.

Das beigelegte Notizen-Blatt bringt mir folgende Nachrichten:

„Nach Berichten aus Wien soll Oesterreich dem englischen Cabinet die Revision des Londoner Vertrags unter Festhaltung folgender Grundsätze vorgeschlagen haben:

1. Festhalten der Integrität der dänischen Gesammt-Monarchie.

2. Constituirung von Schleswig-Holstein in unauflöslicher realer Verbindung mit weitestgehender Autonomie.

3. Rendsburg und Friedrichstadt Bundesfestungen.

4. Kiel Bundeshafen.

5. Constituirung der Augustenburger Dynastie für ganz Dänemark nach Ausgang der eingesetzten Glücksburger im Mannesstamm.

England soll sich geneigt gezeigt haben, auf diese Basis einzugehen. Doch scheint es noch ungewiß ob diese Vorschläge Gegenstand eines förmlichen Schriftenwechsels geworden, oder nur in einer vorbereitenden Besprechung mit den betreffenden Gesandten erörtert sind. Auch wäre es möglich, daß man wegen der auf der Hand liegenden Schwierigkeiten das Project vorläufig bei Seite gelegt hat."

(NB. Jedenfalls antiquirt; die Personal-Union war Lord Wodehouse's mißglückte Mission.)

„Nach allen Nachrichten, welche wir aus Schleswig erhalten, ist dort, sobald erst das Land von der dänischen Occupation befreit ist, die Proclamation des Herzogs mit noch viel größerer Energie zu erwarten als in Holstein. Die patriotische Begeisterung für die Unabhängigkeit des Landes, für die Verbindung mit Holstein und für die Trennung von Dänemark wird dort mit um so größerer Kraft sich geltend machen, je härter dort der Druck gewesen ist, und je schärfer die nationalen Gegensätze sich gegenüber stehen. Täglich kommen aus den verschiedensten Theilen des Herzogthums Schleswig Huldigungs-Deputationen an den Herzog, die aber aus naheliegenden Gründen in den Zeitungen nicht erwähnt werden dürfen. Der Patriotismus der Männer, welche hierher kommen, ist um so höher anzuschlagen, weil sie wissen, daß wenn die Dänen ihre Namen erfahren, sie zu jahrelanger Festungshaft oder selbst Zuchthausstrafe würden verurtheilt werden. Die Deputationen sind nicht allein aus dem Süden gekommen, sondern auch aus den nördlichen Oertern von Schleswig, z. B. aus Hadersleben. In Schleswig selbst sind natürlich jetzt, unter dem dänischen Druck gar keine Demonstrationen im deutschen Sinn möglich. In der Stille aber läßt man überall den Frost hoch leben, der die dänischen Festungen werthlos macht."

„Zu den bemerkenswerthesten Kundgebungen des allgemein in

Holstein herrschenden Patriotismus gehört die Massendeputation aus Dithmarschen, welche am 12. d. M. von dem Herzog empfangen wurde. Die Deputation bestand aus etwa 320 Männern, darunter 14 Geistliche, 28 Lehrer, die übrigen meistens dem wohlhabenden Landmannsstande angehörig. Alle waren erschienen in Folge der in den einzelnen Kirchspielen abgehaltenen Versammlungen. Trotz der weiten Entfernung von der Eisenbahn und trotz der schneidenden Kälte würden noch Hunderte mehr erschienen sein, wenn nicht der des Kieler Umschlags wegen so kurz gesetzte Termin für die Absendung der Deputation in den entferntesten Kirchspielen Versammlungen unmöglich gemacht hätte. Die nicht vertretenen großen Kirchspiele Busum, Wesselburen, Heide und Hemmingstedt werden daher in den nächsten Tagen durch kleinere Deputationen Huldigungs-Adressen senden, die von jedem würdigen Einwohner des Kirchspiels unterschrieben sind, wie es bereits von den Kirchspielen Meldorf, Barlt und Lunden geschehen ist. Die Landschaft Dithmarschen ist vorzugsweise durch Wohlhabenheit ausgezeichnet, und ihre Bewohner sind seit Jahrhunderten an die ausgebildetste Selbstverwaltung in allen communalen Angelegenheiten gewöhnt. Die einmüthigen Kundgebungen einer so unabhängigen und zugleich so conservativen Bauernbevölkerung *sind gewiß sehr hoch anzuschlagen.*" (NB. Die Herren in Kiel sind Idealisten und Doctrinärs, die in Hirngespinsten leben. Sie legen diesen Dingen einen Werth und eine Bedeutung bei, die sie nie haben können. Sie sehen darin nicht etwa blos Elemente einer möglichen Macht, die ein großes Gewicht in die Wagschale legen und die Entscheidung mit bestimmen können, wenn sie wirklich in Thätigkeit gesetzt werden d. h. wenn eine reale Macht, die Herr im Lande wäre, sich ihrer bedient: die Herren halten dergleichen für entscheidend an sich. „*Sind gewiß sehr hoch anzuschlagen*" — wenn es nun aber den europäischen Großmächten, die das Schwert und mithin die Entscheidung in den Händen haben, nicht beliebt sie sehr hoch anzuschlagen? — Was dann weiter? — Das englische Ministerium und das englische Volk haben nicht die mindeste Lust sie sehr hoch anzuschlagen. — Die Leute sprechen als *müßten* die Großmächte solchen Demonstrationen gegenüber in sich gehen!)

„Bezeichnend ist, daß die Ansprüche Christians IX. auf die Herzogthümer selbst von seinen nächsten Verwandten nicht als begründet anerkannt werden. Sowohl seine Mutter als auch seine Geschwister stehen auf der deutschen Seite. Seine Mutter hat sich sogleich nach dem Tode Friedrichs VII. nach Ballenstedt (Anhalt) begeben; desgleichen seine Schwester Prinzessin Luise, Aebtissin des adeligen Klosters Itzehoe. Von dänischer Seite ist das Gerücht verbreitet, daß der älteste Bruder Christians IX., Herzog Karl von Glücksburg, den König als Herzog von Schleswig und Holstein anerkannt und dafür den Titel „Königliche Hoheit" erhalten habe. Aber Das ist ganz unbegründet. — Vor einigen Tagen hat der Herzog, der sich jetzt auf Louisenlund im Schleswig'schen aufhält, bestimmt erklärt, es sei nicht wahr, daß er seinen Bruder anerkannt habe, aber er befindet sich in der unangenehmen Lage, dieser Erfindung der dänischen Presse nicht öffentlich entgegen treten zu können." —

Besuch bei Lady William Russell. Ich wurde sehr wohl aufgenommen und fand in Lady William eine bejahrte Dame von viel Geist — viel Welt — viel Erfahrung. — Sie ist in Folge eines Unfalls — sie ist nämlich überfahren worden und hat dabei ein Bein gebrochen — lahm, und kann ihr Sopha so gut wie gar nicht verlassen. — Durch ihren Sohn Arthur war sie inzwischen von Rom aus vollständig über mich orientirt. — Sie sagte mir, daß sie nie ausgeht — daß Freunde so gütig sind sie zu besuchen — daß sie immer sehr erfreut sein wird mich zu sehen — auch des Abends.

Ich fand sie in der deutsch-dänischen Frage sehr deutsch gesinnt. Das zeigte sich, da der italienische Gesandte Marquis d'Azeglio kam. Sie hat sogar von der in Deutschland herrschenden Begeisterung und von ihrer thatendurstigen Energie eine etwas zu erhabene Meinung; ich war aber natürlich weit entfernt sie darin zu stören. Es war davon die Rede, daß die „Aktion" von Seiten der deutschen Mächte erst am 1. Februar beginnen werde — sie schien aber nicht zu glauben, daß es selbst dann geschehen werde. — Man ist darüber hier in den höheren Kreisen so ruhig, daß man meinen sollte, die Leute müßten einigen Grund haben zu glauben, es werde sich noch vorher ein Abkommen treffen lassen.

21. Januar. Brief von Max Duncker: „Berlin 18. Januar. Eben kommt Ihr Brief vom 15. Das Gespräch mit Layard ist interessant genug und die französische Note vom 8. d. M. wird Ihren Argumenten ja wohl einen sehr gewichtigen Nachdruck gegeben haben. Hier sind wir inzwischen endlich in ein etwas rascheres Tempo gekommen. Das Ultimatum ist bereits am Sonnabend in Kopenhagen übergeben worden; die Frist, welche dasselbe für die Zurücknahme der Verfassung stellt, ist heute Mittags abgelaufen, die Truppen besteigen morgen die Eisenbahnen und sollen am 23. in Rendsburg sein, so daß die Operationen zur Besitznahme Schleswigs in der That am 31. d. M. oder am 1. Februar beginnen könnten. Bis zum 4. Februar kann mithin ganz Schleswig occupirt sein. Es ist ungewiß ob die Dänen die Danewirk-Stellung wegen des Frostes überhaupt vertheidigen, ob sie es nicht vorziehen, sich sofort nach Alsen zu begeben. Der Befehl die Garden insgesammt mobil zu machen ist vorgestern gegeben worden." —

„Quade hat bei Ueberreichung des Ultimatums sogleich erklärt, es könne nicht die Rede davon sein die Verfassung vom 18. November in zwei Tagen aufzuheben. Brenner und Balan reisen morgen von Kopenhagen ab. — Oubril klagt, Buchanan wüthe über die Vergewaltigung Dänemarks. Dem Herzog von Augustenburg werden die preußischen Truppen kein Leid zufügen, noch dulden, daß Dies von anderer Seite geschehe. Dies ist absolut sicher. Pronunciamentos in Schleswig für den Herzog wird man nicht begünstigen, sondern vorerst zu hindern suchen, ohne Gewalt gegen die Bevölkerung anzuwenden. Demnach kann ich auch nicht annehmen, daß es über dem Hinweggehen Oesterreichs und Preußens über den Bundesbeschluß vom 14. d. M. zu irgend ernsthaften Conflicten in Deutschland kommen wird. Die Sachsen sprechen zwar von Widerstand, durch welchen sie den preußischen Truppen den Eintritt in Holstein verwehren wollen; ich denke indeß, sie werden kein Verlangen darnach tragen sich überwältigen zu lassen, und mit einem Protest zufrieden sein. Bedenklicher könnte sich die Sache stellen, wenn Louis Napoleon, consequent in der angetretenen Rolle, den Widerstand gegen Preußen und Oesterreich ermunterte und seinerseits gegen das Einrücken in Schleswig

protestirte. Indeß können auch Schritte dieser Art die rollende Kugel nicht mehr aufhalten. Am besten würde deren Wirkung paralysirt werden, wenn man sich hier entschlösse gleich morgen in einer Circular-Depesche den deutschen Regierungen zu erklären, warum man nach Schleswig gehe, daß man sich morgen vom Londoner Vertrag öffentlich lossagte, oder daß man, wie man dies ebenfalls kann, sogleich die Kriegserklärung an Dänemark ergehen ließe. Damit würden der Zwiespalt in Deutschland mit einem Schlage beendet sein und etwaige Absichten Napoleons zu Boden fallen. Indeß der Auswärtige wird sagen, Englands und Rußlands wegen können wir erst mit dem Einrücken in Schleswig vom Londoner Vertrag zurücktreten."

„Von der Kammer kann ich Ihnen Nichts sagen, als daß sie die drei incriminirten Polen sämmtlich in ihrer Mitte sehen will und keinen Groschen von der Zwölf-Millionen-Anleihe zu bewilligen gedenkt, auch nachdem sie pro 1864 die Reorganisation mit 5,600,000 Thalern gestrichen hat."

Der Brief ist vorsichtiger Weise gar nicht unterschrieben. — Die Nachrichten sind gut; sehr gut! — Die Ansicht scheint mir aber etwas zu sanguinisch; den eventuellen Absichten Bismarcks ist in dem Brief vielleicht etwas zu wenig Bedeutung beigelegt — während die Leute in Kiel umgekehrt ihre Bedeutung überschätzen, und zu wenig auf die Macht der Verhältnisse rechnen, in Beziehung auf die Politik, die Preußen befolgen wird. —

An Lorentzen geschrieben; Inhalt: Es scheint kaum zweifelhaft daß Bismarck wünscht, die Herzogthümer schließlich wieder den Dänen zu überlassen. Die Aufgabe wäre der Ausführung dieser Pläne vorzubeugen, und dahin zu wirken, daß die Pläne des Königs zur sicheren Ausführung kommen. — Samwer, der nach Berlin geht, müßte es demnach dahin zu bringen suchen, daß der König von Preußen sich persönlich gegen den Herzog verpflichtet und bindet, daß er womöglich dem Herzog eigenhändig schreibt. (NB. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß der Herzog dem König geschrieben hat; daß er Preußens Schutz anruft und das Nöthige thut, um ihn zu gewinnen.)

Vor Allem aber müßte Samwer in Berlin verweilen und im entscheidenden Augenblick dort sein — in dem Augenblick nämlich,

wo der erste Schuß an der Eider fällt —: um darauf zu dringen, daß dann auch wirklich der Kriegs-Zustand für eingetreten, und die bisher bestehenden Verträge für aufgehoben erklärt werden, und daß nicht wieder, wie am 1. Januar, einer entscheidenden Handlung erfolgreich entgegen gewirkt wird.

Was ich mit Crowe wegen der Daily News verabredet habe. — Wie die Sachen hier stehen.

Im Athenäum nahm ich die „Army list" zur Hand, um zu sehen, was denn wohl das kriegslustige England zunächst an Truppen aufzubringen vermöchte. — Das Reich hat im Ganzen 31 Regimenter (186 Schwadronen) Cavallerie, und 148 Bataillone Infanterie. — Davon sind in Indien 13 Regimenter oder 78 sehr schwache Schwadronen Reiterei und 55 Bataillone Fußvolk; in den übrigen Colonien 53 Bataillone Infanterie; — in England und Irland 18 Regimenter (108 Schwadronen) Reiterei und 40 Bataillone Fußvolk.

Die Bataillone können gewiß, nach Abzug der fehlenden Mannschaft, der Kranken, der Depots, nicht mit mehr als 600 Mann ein jedes ausrücken. Das Reiter-Regiment wohl kaum mit 450 Pferden. Etwa 7—8000 Mann Artillerie und Ingenieur-Truppen dazu gerechnet, kommen im Ganzen höchstens 40,000 Mann heraus — und darunter nur 24,000 Mann Infanterie. Das ist keine furchtbare Macht.

22. Januar. Um 3 Uhr nach Whitehall zu Layard. Der Vorwand, unter dem ich zu ihm ging, war die auch in englischen Zeitungen verbreitete Nachricht, daß der Herzog Karl von Glücksburg seinem jüngeren Bruder, dem Protocoll-König, den Eid der Treue geleistet habe. Ich sei autorisirt zu erklären, daß Herzog Karl den Eid nicht geleistet habe; daß er Christian IX. nicht als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt hat und niemals als solchen anerkennen wird.

Dann aber nahm ich Gelegenheit an unser früheres Gespräch zu erinnern, an die Gefahr eines neuen Rheinbundes, auf die ich ihn verwiesen habe, und zu der die gegenwärtige Politik Englands nothwendig führen müsse; er müsse sofort unmittelbar — wenige Stunden nach diesem Gespräch — Napoleons Circular-Depesche vom 8. Januar erhalten haben —: „you'll allow that it goes a certain length in support of my view of the case!"

Todtenstille! — es erfolgte keinerlei Antwort; Layard hüllte sich sichtlich genug verlegen in ein solennes Schweigen. — Ich ließ diese feierliche Stille einige Zeit währen, indem ich ihn dabei fest ansah, als wartete ich auf eine Antwort, die evidenter Weise nicht erfolgen konnte.

Dann kam Layard auf seine alten Gemeinplätze zurück: Englands Pflicht in diesem Fall is very plain; England muß den Londoner Vertrag aufrecht erhalten; „you'll not find the people of this country backward etc." England hat schon öfters lange, ausdauernde Kriege geführt u. s. w. — und am Ende droht er mit den Ansprüchen der Gottorpischen Linie des Hauses Oldenburg-Rußland, die wieder aufleben würden, so wie der Londoner Vertrag aufgehoben sei. — Was den Herzog Karl von Glücksburg betrifft, das werde er dem Lord Russell melden.

Die Drohungen imponiren nicht sonderlich. Die Leute versteigen sich mit Drohungen so hoch wie möglich, weil sie nicht gern Mehr thun möchten — nicht wohl Mehr thun können als eben drohen — und eben deswegen ein leidenschaftliches Verlangen empfinden, bloße Drohungen möchten genügen ihre Zwecke zu erreichen. — Im Ernst aber wird England sich wohl nicht leicht darauf einlassen ohne Verbündete in den Krieg zu gehen; Bundesgenossen wird es aber, wie die Weltlage eben ist, zu einem solchen Unternehmen nicht finden.

23. Januar. Eyre J. Crowe bei mir. — Er hat sich nun mit den Redakteuren der Daily News besprochen.

Die Herren sehen jetzt sehr gut ein, daß das Recht im Streit mit Dänemark auf Seiten Deutschlands ist; sie sind davon überzeugt. Aber das Blatt ist bereits so entschieden zu Gunsten Dänemarks vorgegangen, ist in solcher Weise compromittirt, daß die Redaktion als solche sich nicht zu einer Umkehr entschließen kann oder darf. Die Leitartikel können demnach nicht zu Gunsten Deutschlands polemisiren. — Die Redaktion willigt aber ein unsere Artikel in Form von Briefen, als Correspondenzen aufzunehmen.

Solche Briefe soll und will nun Eyre Crowe schreiben. Im Gespräch aber ergiebt sich, daß er von dem eigentlichen Inhalt der deutsch-dänischen Streitfrage — gerade wie jeder andere Engländer —

durchaus gar Nichts weiß und eben so wenig eine Ahnung hat von ihrer Bedeutung in der europäischen Politik, wie von den möglichen Chancen, die sie herbeiführen kann. Was den Inhalt seiner Briefe betrifft, muß er durchaus von mir geleitet werden. Glücklicher Weise ist er aber auch ganz bereit sich leiten zu lassen.

Wir sprechen auch über die Brochüre, die wir drucken lassen, und gleich bei oder unmittelbar nach der Eröffnung des Parlaments unter die Mitglieder beider Häuser vertheilen müssen. — Ich sage: Von Recht und Unrecht muß darin natürlich die Rede sein, wir müssen aber darüber verhältnißmäßig leicht hinweggehen und hauptsächlich dabei verweilen, daß der Londoner Vertrag von 1852, den man thörichter Weise aufrecht erhalten will, die wichtigsten Interessen Englands verletzt, indem er den Kaiser von Rußland zum Erben von Dänemark macht, was er bis dahin nicht war.

Eyre Crowe erstaunt über diesen Punkt außerordentlich. — Ich werde die leitenden Ideen, die in unserer Brochüre zur Sprache gebracht werden müssen, schriftlich aufsetzen.

Er erzählt mir: Die dänische Regierung hat sich erboten den Reichsrath zusammen zu berufen und ihm die Frage, die Zurücknahme der November-Verfassung betreffend, vorzulegen. Sie verlangt eine Frist von sechs Wochen.

Das beunruhigt mich gar sehr. Natürlich denkt die dänische Regierung nicht daran, die Verfassung wirklich zurückzunehmen. Der Minister Hall hat ja den Reichsrath in abrupter Weise aufgelöst, ausdrücklich um die Zurücknahme und selbst jede Veränderung der Verfassung unmöglich zu machen. Aber Dänemark will offenbar Zeit gewinnen und den Krieg bis auf das Frühjahr verschieben, wo er von seiner Seite unter den günstigsten Bedingungen geführt werden könnte. Und nun stehen wir vor dem Dilemma, entweder Preußen nimmt den Vorschlag an, und damit wird allen inneren und äußeren politischen Intriguen von Neuem die Bahn geöffnet, und Preußen zugleich in die Lage versetzt, den Krieg unter den ungünstigsten Bedingungen zu führen — oder Preußen lehnt den Vorschlag ab — dann steigert sich in England die Erbitterung gegen Preußen und es wird in ganz Europa ein gewaltiges Geschrei gegen uns erhoben.

Eine Revolution in Kopenhagen könnte über alle diese Schwierigkeiten hinweghelfen — wenn nämlich überhaupt etwas an der Sache ist.

Weitere Thätigkeit im Interesse der Herzogthümer. Die Preußen überschreiten die Eider.

24. Januar. Zu Dr. Goldstücker, den ich sehr herabgestimmt fand, sehr entmuthigt und sehr rathlos; da die Preußen einrücken, ist, nach seiner Meinung, die Sache der Herzogthümer verloren. Die werden nun den Dänen durch Preußen ausgeliefert; Das ist seine fixe Idee.

Es wäre ganz vergebens ihm zu sagen, daß unser König entschieden die Befreiung der Herzogthümer vom dänischen Joch will — denn davon glaubt der gute Mann kein Wort.

Wir besprechen die Eventualität einer in Kopenhagen zu affichirenden Proklamation in dem früher besprochenen Sinn. Herr Goldstücker schlägt vor den angeblich bekehrten ehemaligen idealisirenden Demokraten, Grafen Oscar Reichenbach, nach Kopenhagen zu senden, wovon ich entschieden abrathe. Goldstücker will die Sache mit Lord Robert Montagu besprechen, der vielleicht einen geeigneten Engländer vorschlagen kann. Ich erfahre auch, daß der alte Prinz Friedrich von Holstein-Noer in Paris ist — und wohl nicht müßig, wie ich vermuthe.

25. Januar. Im Athenäum mit Hayward zusammen gespeist. Dieser — ursprünglich Rechtsgelehrter — ist Litterat von Gewerbe — hat den Faust übersetzt — schreibt für mehrere Reviews und ist — wie sich ergiebt — ein Intimus des Hauses Palmerston. — Der sagt mir, daß Preußen Dänemarks Vorschläge — den Reichstag zu berufen u. s. w. — abgelehnt hat. Mir geht das Herz auf! — Nun ist die europäische Gefahr beseitigt und vorüber!

Die Leute hier in England freilich sind in großer Aufregung und bilden sich in ihrer seltsamen Befangenheit ein, nun sei die europäische Gefahr entstanden. — Der Globe bringt auch gleich heute Abend einen sehr kriegerisch lautenden Artikel.

Daheim Brief von Geffcken vorgefunden:

„Berlin 23. Januar. Ihre Briefe sind mir alle von Duncker mitgetheilt und mit Interesse gelesen worden. Die Dinge sind hier ein gutes Stück weiter gekommen, seit ich Ihnen zuletzt schrieb und ich habe, so unentschieden hier die Sachen noch stehen, doch guten Muth. Am meisten vertraue ich auf die der Bewegung innewohnende Kraft; wenn sich eine derartige Agitation auf ein bestimmtes Ziel concentirt, so wird sie siegen. 1848—50 wollte man die Einheit Deutschlands, die Freiheit in den Einzelstaaten, Republik, Socialismus u. s. w. und nebenbei Schleswig-Holstein; außerdem mußte man damals die Fiction der Appellation a rege male informato anwenden, denn ohne Revolution konnte man Friedrichs VII. Legitimität für die Herzogthümer nicht bezweifeln. Alles Das ist jetzt anders; ich fürchte auch den Rheinbund nicht, obwohl ich Ihnen ganz darin beistimme, daß Sie tüchtig damit drohen; die Macht der Verhältnisse wird diesen Baum nicht in den Himmel wachsen lassen, und die Dienste, die Napoleon uns thut, wie mit der Note vom 8., können wir bestens acceptiren, namentlich weil Sie derartige Manifestationen trefflich als Einschüchterungsmittel für England brauchen können. Die Hauptsache bleibt, daß die dänische Armee geschlagen wird, und das Land die Arme frei bekommt, dann, hoffe ich, wird man in Kopenhagen an sich selbst verzweifeln, und Orla Lehmann mit den Skandinaviern Prinz Oscar proklamiren. Außerdem hat der König noch immer die Idee beim ersten Kanonenschuß sich vom Protocoll loszusagen. Wrangel hat die Instruction den Herzog Friedrich nicht anzutasten. Mit Allem, was der Herzog thut, bin ich im Wesentlichen zufrieden; sein ruhiges Urtheil ist die beste Garantie gegen Fehler seiner Räthe, er hat auch an den König geschrieben, und der Brief war vorzüglich, hat auch guten Eindruck gemacht, obwohl der König freundlich geschmollt hat, daß der Herzog seine Rathschläge nicht befolgt."

Interessant ist mir zu sehen — wie Alles auf eine Revolution in Kopenhagen wartet und rechnet.

Sollte man in Berlin erfahren haben, daß sich dort wirklich Etwas regt?

Unter den ungünstigen Umständen, die 1848—50 Einfluß übten,

vergißt man übrigens einen der wichtigsten: das damalige Ansehen des Kaisers Nikolaus.

26. Januar. An Eyre Crowe geschrieben, was der Inhalt seines „Daily News"-Artikels sein muß. Es ist unumgänglich nothwendig das hiesige Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß die letzten Vorschläge Dänemarks, die Preußen abgelehnt hat, Nichts weiter waren als a clever trick, ein Taschenspieler-Kunststück, bei dem die Absicht war, sechs Wochen Zeit zu gewinnen und den Ausbruch des Krieges bis gegen das Frühjahr hin zu verzögern. Wenn es den Dänen Ernst wäre, würden sie nicht eine Frist von sechs Wochen verlangen um ihren Reichsrath zusammen zu bringen, denn so viel Zeit brauchen sie dazu nicht.

Eyre Crowe kommt bald darauf zu mir und bringt seinen ersten, etwas wortreichen und nicht all zu klaren, in den Daily News bereits gedruckten Artikel mit. Er steht hier mit der Tagespresse in Verbindung — und hat auch in Paris mancherlei Mittel zu erfahren, was da vorgeht; was er erzählt ist daher gar sehr des Anhörens werth.

Er erzählt: Sir Henry Bulwer ist in diesen Tagen — oder vielmehr schon vor einigen Tagen — von dem hiesigen Ministerium nach Paris gesendet worden, um mit Napoleon III. vertraulich zu unterhandeln. Er wurde gesendet, weil Lord Cowley's Stellung am französischen Hof eine sehr schlechte geworden ist. Napoleon hat sie mit Absicht und Ostentation dazu gemacht, um seine Gereiztheit zu zeigen. Er spricht gar nicht mehr mit Lord Cowley.

Sir Henry Bulwer hat den französischen Kaiser sehr mild und freundlich — „very bland" — gefunden, aber entschieden. — Aufgefordert, gemeinschaftlich mit England eine déclaration zu erlassen, daß er den Londoner Vertrag von 1852 aufrecht erhalten wolle, hat Napoleon III. sehr bestimmt mit Nein! geantwortet. — England habe ihn zu einer déclaration in Beziehung auf Polen veranlaßt und ihn dann im Stich gelassen: „et quel en a été le résultat? J'en ai beaucoup souffert — non comme souverain! — mais comme homme!" — In Folge dieser Erfahrung werde er keine Erklärung mehr auf eine Aufforderung Englands hin erlassen — weder in dieser noch in irgend einer anderen Angelegenheit — wenn

ihm England nicht mit Bestimmtheit vorher sagt, was es weiter zu thun gedenkt und wozu es sich eventuell verpflichtet.

Wenige Tage nach diesem Gespräch erhielt Sir Henry die Circular-Note Napoleons vom 8. Januar, in welcher der Londoner Vertrag von 1852 als eine oeuvre impuissante bezeichnet und somit thatsächlich beseitigt wurde. Sie wurde ihm förmlich mitgetheilt. Eyre Crowe hat alle diese Einzelheiten von einem intimen persönlichen Freunde Sir Henry's.

Es sieht fast so aus als habe Napoleon mit jener merkwürdigen Note auch noch den Nebenzweck gehabt, die Regierung Englands dafür, daß sie ihn in der polnischen Angelegenheit bloßgestellt und den Congreß abgelehnt hat, recht empfindlich zu züchtigen.

27. Januar. Ein sehr schöner Tag nach hiesigem Maßstab; ich kann ihn aber nicht benutzen. — Kinglake kommt zu mir, als liberales Mitglied des Parlaments von einer gewissen Bedeutung. Ein liebenswürdiger Mann von mittlerer Größe und in mittleren Jahren; blauäugig, blond — trägt einen vollen Bart; es mischen sich aber auch schon weiße Haare unter die blonden.

Langes Gespräch mit ihm, da er vollständig orientirt zu sein wünscht. Ich stelle ihm die ganze Lage dar, wie ich sie sehe, ohne sehr auf die Rechtsfrage einzugehen.

Kinglake hört sehr aufmerksam zu und geht viel weiter, als ich erwartet hatte, ja in gewissem Sinn weiter als ich selber; er meint: England müßte geradezu für Deutschland Partei nehmen, denn ein Bündniß mit Deutschland ist mehr werth als ein Bündniß mit Dänemark.

Ich: „At any rate England must keep clear of it;“ von dem bevorstehenden Krieg enämlich; Das sei genug; mehr brauche es nicht.

Wir kommen auch auf die Entstehungsgeschichte des Londoner Vertrags von 1852 — wie er von Lord Palmerston verabredet worden ist, und wie Lord Robert Montagu diesen — Urkunden in der Hand — der Lüge überführen wollte — Lord Palmerston aber sich dadurch half, daß er das Unterhaus unvollzählig werden und dann auszählen ließ.

Da unterbrach mich Kinglake: „don't mention Lord Robert

Montagu“ — wir haben hier in England einen sehr fähigen, sehr ausgezeichneten Mann, der aber für theilweise verrückt gehalten wird, das ist Urquhart; und eben weil er für „mad“ gilt, ist jede Sache, deren er sich annimmt, verdorben und verloren. So wie er eine Sache in die Hand nimmt, will kein Mensch mehr Etwas davon wissen. — Und ein Jeder, der von Urquhart „gebissen“ worden ist, erscheint in demselben Licht und wird mit seinen Anträgen nicht weiter beachtet. Lord Robert ist in diesem Fall. —

Besuch bei Gräfin Bernstorff; ich habe sie einige Zeit nicht gesehen; sie war abwesend; machte mit ihrem Gemahl Besuche auf dem Lande.

Sie sagt mir: Das Verlangen, nicht mit in den bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Dänemark verwickelt zu werden, wird hier sehr überwiegend. Lady Combermere — eine politisirende, einflußreiche Dame aus den Tory-Kreisen — sagt: die Tories haben beschlossen aus der dänischen Angelegenheit keine Cabinets-Frage zu machen.

Das Verlangen an dem Kriege Theil zu nehmen, könnte nur dann wieder erwachen, wenn ein Angriff auf das Danewirk von den Dänen siegreich zurückgeschlagen würde. —

Diner bei Sir Roderic Murchison. — Sehr angenehm, obgleich außer Sir Roderic selbst und seiner gar sehr harthörigen Frau Niemand da ist als ein Mr. Hamilton und ein Indier aus vornehmem Geschlecht, Mutu-Kumara-Swamy genannt. — Dieser war mir schon in der geographischen Gesellschaft aufgefallen, wo er als Mitglied aufgenommen wurde. — Er ist von sehr dunkler Farbe — seine Züge aber, die große Intelligenz ausdrücken, könnten die eines Europäers sein. — Er ist ein Rechtsgelehrter, in dem Sinn, den dieses Wort in England hat; d. h. er hat die Rechte Englands studirt. — Spricht englisch ganz wie ein Engländer und hat ein indisches Schauspiel aus dem Sanskrit in englische Verse übersetzt. — Gewöhnlich geht er natürlich in schlichter europäischer Kleidung, heute aber war er in Turban und asiatischer Tracht erschienen. — Er ist aus Ceylon.

Es war von dem deutsch-dänischen Streit die Rede, und von

dessen rechtlicher Begründung, so wie von den Chancen des bevorstehenden Krieges —: in diesem Kreise natürlich mit Ruhe, ohne Leidenschaft.

Nach einigem Nachdenken sagte mir Mr. Hamilton: „Tell me, are you a lawyer or a soldier? — I hear you talk like both.“

Es wurde auch des Krieges gedacht, den England eben jetzt mit den Eingeborenen in Neu-Seeland führt, und der wohl eigentlich kaum ein Krieg genannt werden kann, der eine elende Todtschlägerei, eine unwürdige Schlächterei genannt werden müßte, da die Eingeborenen, die sich vergeblich bemühen das Land, in dem Gott sie erschaffen hat, gegen die Hab- und Raubgier fremder Eindringlinge zu vertheidigen, in keiner Weise als den Engländern irgend ebenbürtige Feinde angesehen werden können und ganz unfähig sind ihr Leben zu vertheidigen.

Da sagte Sir Roderic mit einer echt englischen, ingrimmigen Bestimmtheit von den dortigen Eingeborenen, den Maoris: „They will have to be put down! — They will have to give way to the superior race! — ’t is the law of nature!“ — Die Maoris müssen von der Oberfläche der Erde verschwinden, sie müssen ausgerottet werden, weil die Engländer finden, daß sie deren Heimatland sehr gut brauchen können.

Und dieselben Leute, die dergleichen aussprechen, als sei es selbstverständlich, als sei es das Natürlichste von der Welt, sobald die Interessen englischer Selbstsucht im Spiel sind —: diese Leute wollen Sympathieen für Polen haben!

Dergleichen trägt übrigens Sir Roderic für seine Person nicht zur Schau.

Mit großem Behagen erzählte er mir von seinen persönlichen Beziehungen zu dem Kaiser Nikolaus und Friedrich Wilhelm IV.; mit welcher Auszeichnung ihn beide behandelt hätten. — Wie der König von Preußen ihn, der eben in sehr unscheinbarem Anzuge von einer Gebirgswanderung zurückkehrte, — in Italien — zum größten Erstaunen der zahlreichen Umstehenden, in der Menge erkannt und sofort in seine Gesellschaft gezogen habe. — Wie sehr ihn der Kaiser Nikolaus stets ausgezeichnet habe u. s. w.

Eines war dabei charakteristisch; unter anderen liebeswürdigen Dingen hat ihm der Kaiser aller Reußen gesagt: an ihm, an Sir Roderic, sehe er von Neuem, daß ein Militär zu Allem zu brauchen sei. — Sir Roderic war nämlich früher Offizier, und hat als solcher den Krieg in Spanien 1808—1814 mitgemacht. Das war Wasser auf die kaiserlich-russische Regierungs-Mühle!

Die Art von Eitelkeit, die Sir Roderic in so gemüthlich-naiver Weise zur Schau trägt, ist übrigens nichts weniger als selten in England.

Mit Kumara nach Haus gefahren.

Unterwegs erzählt mir Kumara: Der Krim-Krieg hat eigentlich den großen Aufstand im britischen Indien veranlaßt. Denn dieser Krieg, die Berichte davon, haben die Hindus erst darauf aufmerksam gemacht, daß es in Europa auch noch andere Großmächte gebe als England. Davon hatten sich die Leute am Ganges bis dahin nicht Rechenschaft gegeben. — Kumara selbst ist, wie er mir gestand, nach Europa gekommen, um zu sehen, wie es sich mit diesen anderen Mächten eigentlich verhält. —

28. Januar. An Lorentzen geschrieben: daß die Tories keine Cabinetsfrage aus der deutsch-dänischen Angelegenheit machen. Die Gefahr einer englischen Intervention ist damit beseitigt.

Goldstücker schlägt auf den Rath Lord R. Montagu's das Parlaments-Mitglied Pope Hennessy für die Kopenhagener Proklamationsangelegenheit vor. Ob Herr P. H. diese Mission aber auch übernehmen wird?

29. Januar. In das Athenäum. In der Halle Sir R. Murchison, John Crawford und Arthur Russell, der eben aus Rom zurückkehrt und mich sehr freundschaftlich als alten Bekannten begrüßt.

Die Herren sind mit einem Ereigniß beschäftigt, das die ganze Londoner Welt lebhaft aufregt: Die Königin hat Lord Derby nach Osborne eingeladen, und er ist eben jetzt auf einige Tage hingereist. — Der Führer der Opposition unmittelbar vor der Eröffnung des Parlaments von der Königin berufen in Osborne! — Ist das von politischer Bedeutung? — und was hat es zu bedeuten? — fragen sich die Leute.

Auch das beschäftigt sie, ob der Krieg mit Dänemark nun wirklich ausbrechen wird? — Sie können es nicht recht glauben, denn sie wollen diesen Krieg nicht, und daß etwas geschieht in der Welt, was England nicht haben will, das ist in ihren Augen eine seltsame Anomalie, eine Störung der berechtigten Weltordnung; nicht recht zu denken.

John Crawford kam auf die Warnungen zurück, die eigentlich Drohungen sind: „take care of the Rhine!“ — Wir werden in einen Krieg mit Frankreich verwickelt — und wie wollen wir, mit unseren blutjungen Soldaten, mit unserer ungeübten Armee, gegen Frankreich bestehen! — Das sollten wir bedenken!

Diner mit Kumara. Ich bin ihm angenehm, weil ich kein Engländer bin, sogar mit den Engländern in Streit liege, und mehrfach Ursache habe, mit ihnen unzufrieden zu sein.

Er zeigt mir nämlich ganz unverhohlen e i n e n s e h r t i e f w u r z e l n d e n, l e i d e n s c h a f t l i c h m ä c h t i g e n H a ß g e g e n E n g l a n d u n d d i e E n g l ä n d e r. In ihm regt sich ein gar bitteres Gefühl des Unterdrücktseins. Nicht allein daß er sich in seinem eigenen Vaterlande, wo er sich selbst und seines Gleichen als die eigentlich Berechtigten betrachten darf, im geraden Gegensatz zu jedem natürlichen Verhältniß, von jeder bürgerlichen, jeder politischen Bedeutung ausgeschlossen — sich sammt seinem Heimatlande willkürlich von Leuten fremden Stammes beherrscht sieht — und zwar durchaus in ihrem Interesse, nicht in dem des Landes und seiner Bevölkerung —: mehr als das noch kränkt und empört ihn, daß die Engländer dabei auch noch auf seine Blutsverwandten und Stammgenossen mit sehr wenig verschleierter Geringschätzung herabsehen, a l s a u f e i n e n i e d r i g e r e M e n s c h e n r a s s e. — Auch hier in London sei er zwar in manchen Häusern gut aufgenommen — man behandle ihn zuvorkommend und höflich genug —: er könne aber doch immer durchfühlen, daß die Leute ihn nicht als ihres Gleichen betrachteten, sondern als einen Menschen niedrigeren Stammes. Ihre Höflichkeit sei Etwas wie Herablassung und Duldung.

Er fragte, ob die Inder auch in Deutschland, etwa ihrer dunklen Farbe wegen, als eine niedrigere Menschenrasse behandelt würden?

Ich erwiderte: Durchaus nicht; da wir im Allgemeinen unterrichteter sind als die Engländer, wissen wir viel allgemeiner als hier der Fall ist, daß die Inder arischen Stammes sind gleich uns selbst; und nach Dem, was wir von ihrer Sprache und Literatur wissen, halten wir die Inder im Gegentheil für einen sehr edlen und hochbegabten Menschenstamm.

Das that dem guten Kumara sehr wohl.

Ich habe irgendwo gelesen, die Engländer hätten sich dadurch in Indien großen Schaden gethan, daß sie nach und nach alle einheimischen Höfe und Regierungen aufheben, wie neuerdings den von Audh. — An diesen Höfen konnten die Eingeborenen zu Ansehen und Bedeutung gelangen. Diese Möglichkeit wird ihnen mehr und mehr genommen, und das steigert die Unzufriedenheit.

Wie Dem auch sein mag, soviel ist klar: Die Herrschaft Englands in Indien hat nicht die Festigkeit eines naturgemäßen Zustandes. Solche Gesinnungen wie die Kumara's sind gewiß keine vereinzelten Erscheinungen.

30. Januar. Einen Brief an die Fürstin Hohenlohe geschrieben; sobald ein Conflict, ein Gefecht zwischen Dänen und Preußen stattgehabt habe, werde es unmöglich die Herzogthümer der Krone Dänemark zurückzugeben. Wenn also nur die Dänen am Danewirk Widerstand leisten, wie man doch erwarten darf, werde sich Alles zum Besten wenden.

Zur Gräfin Bernstorff; Richard Könneritz da. — Ich finde sie etwas en émoi, und aus Gründen. Sie sagt mir nämlich: es sei eine Minister-Krisis in Berlin ausgebrochen, über deren Natur und Tragweite die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf sind. — Dem Herrn v. Katte, Secretär bei unserer hiesigen Gesandtschaft, auf Urlaub in Berlin, hat Bismarck selbst nur gesagt: es seien verschiedene Strömungen. — Die Engländer dagegen berichten, es habe gewaltige Stürme gegeben, Bismarck aber habe schließlich seinen Willen durchgesetzt. — Eine telegraphische Meldung Buchanans an Lord Russell — (welche dieser dem Grafen Bernstorff mitgetheilt hat) berichtet allem Anschein nach die Wahrheit. Während noch einem anderen Gerücht zufolge alle Minister ihre Entlassung

eingereicht hätten, meldet dieses Telegramm: „Der heutige Minister-Rath ist ohne Ergebniß auseinander gegangen; soll (ob Sunday oder Tuesday ist unleserlich) wieder zusammen kommen — und ‚man‘ — hofft Bismarck werde Sieger bleiben.“

Die Gräfin Bernstorff sagt: auch unser König erschwert persönlich die Entwickelung der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit; denn er will sich weder mit England, noch mit Rußland, noch mit Oesterreich verfeinden — mit Frankreich aber nicht verbünden.

Sie versichert, Lord Derby's Berufung nach Osborne habe durchaus keine politische Bedeutung. Er sei schon im December dorthin eingeladen gewesen, habe aber damals nicht kommen können, weil er einen Anfall von Gicht hatte. So holt er denn jetzt den versäumten Besuch nach.

Diner mit Kumara. — Da ich erwähne, was die Engländer für einen seltsamen Begriff von Philosophie haben, worin er einstimmte — da ich dann sagte: es gebe eigentlich nur zwei Völker, die eine wirkliche philosophische Geistesthätigkeit und Literatur aufzuweisen haben, nämlich Griechen und Deutsche: da fügte er als drittes philosophisches Volk die Inder hinzu und verwies mit Stolz auf deren reiche philosophische Literatur. Das ließ ich ihm — wie billig — zustimmend gelten. Wenn sich unter den Indern erst Viele zu dieser Art von Bildung emporgeschwungen haben, die Kumara vollkommen in den Stand setzt sich aller Vortheile der europäischen Civilisation zu bemächtigen, dann könnte die Sache für die Engländer sehr gefährlich werden.

Kumara erinnert auch gern daran, daß er unter seinen Stammgenossen ein Mann von vornehmer Geburt ist.

Zu dem alten Prinzen von Holstein-Noer, der aus Paris eingetroffen ist, und bei dem ich seinen faiseur Goldstücker und einen Mr. Birch treffe.

Der Fürst macht mit seinem weißen Haar und Bart, mit der feinen, gebogenen Nase und dem lebhaften Wesen, ganz entschieden den Eindruck eines Dänen, nicht den eines Deutschen. Er ist von einer mehr scheinbaren als wirklichen Leidenschaftlichkeit; schnell auf-

brausend, ohne daß gerade immer eine sehr tiefgehende oder sehr nachhaltige leidenschaftliche Bewegung des Gemüths dahinter steckte.

Er schimpfte gewaltig, eigentlich über ganz Europa, über Alles und Jedes, ganz besonders aber über Preußen und dessen Politik; und auch über unsern König ließ er sich sehr ungnädig vernehmen. Ein solches Unrecht wie seinem Hause — „und auch dem Lande" — den Herzogthümern nämlich fügt er sich besinnend hinzu — angethan worden, sei ganz unerhört. — Das Ende der Sache werde eine allgemeine europäische Revolution sein. Denn ein solches Unrecht wie seiner Familie und dem Lande geschehen ist, lasse die Vorsehung nicht zu, wenn sie nicht eine allgemeine Revolution herbeiführen will. Preußen wird darüber ganz zuerst zu Trümmern gehen, die Dynastie Hohenzollern wird vertrieben werden u. s. w. — das Alles bespricht er als wünschenswerthe Ereignisse. Ich konnte diese Fluth fürstlich-revolutionärer Beredsamkeit, die für das Prinzip der Legitimität wüthet, natürlich nicht ruhig hinnehmen, und sagte sehr entschieden: die Zertrümmerung Preußens, die Vertreibung der Dynastie würden wir Preußen schon zu verhindern wissen; Das sei unsere Sache. Seine Durchlaucht aber gehe das Alles durchaus gar Nichts an; er habe dabei durchaus nicht mit zu reden.

Darauf nahm der alte Herr denn einen ruhigeren Ton an. Er erzählt: in Schleswig circulirt handschriftlich ein Brief des „Prinzen Napoleon" (Plonplon) an einen dortigen Freund. Plonplon versichert darin: der „Kaiser" Napoleon III. könne und werde niemals gegen das Prinzip der Nationalität sein, und erkenne Nichts als zu Recht bestehend an, als das suffrage universel und dessen Ergebnisse. —

Während dann der alte Herr sich mit Mr. Birch beschäftigte, konnte ich in deutscher Sprache Vielerlei mit Goldstücker besprechen.

Der meint, Lord Derby's Einladung und Fahrt nach Osborne habe doch wohl eine politische Bedeutung. — Die Tories haben heute den sehr wichtigen Entschluß gefaßt sich einem Kriege, den etwa England zu Gunsten Dänemarks führen wollte, ausdrücklich zu widersetzen. Im Nothfall wird sich d'Israeli im Hause erheben, und feierlich erklären, daß seine Partei zu einem Kriege

mit Deutschland „weder einen Mann noch einen Penny" bewilligen werde.

Bei näherer Erwägung scheint Pope Hennessy doch nicht der rechte Mann für die Sendung nach Kiel und Kopenhagen zu sein. Er gilt für unzuverlässig und käuflich. Goldstücker hat daher diese Idee aufgegeben und einen Major Stewart Roland, einen Anhänger Urquharts, in's Auge gefaßt — wie sein Herr und Meister von einem namenlosen Haß gegen Rußland beseelt.

Den Abend bei Lady William Russell; sehr angenehm. Ich finde da Sir Roderic Murchison, Arthur Russell, und eine Miß Senior, die Tochter des berühmten, und mit Recht hochgeachteten National-Oekonomen Nassau Senior. — Die ganze Gesellschaft war in einer gewissen Aufregung der nächsten politischen Ereignisse wegen, die zu erwarten sind — aber dabei noch sehr zurück in ihren politischen Anschauungen. Sie verweilten — wie eigentlich ganz England — bei Fragen, um die es sich längst nicht mehr handelt.

Sie kamen mir alle mit der Frage entgegen, was nun weiter geschehen werde? — Ja! das ist schwer zu sagen; in diesem Augenblick eigentlich unberechenbar! —

Werden die Preußen wirklich über die Eider gehen? — „Oh! that of course!" antwortete ich höchlich überrascht durch diese naive Frage; ich glaubte nicht, daß es sich in den Vorstellungen irgend eines Menschen noch darum handeln könne. — Werden wir dann aber auch wirklich das Danewirk angreifen? — „Oh! that of course!" war wieder die einzige Antwort, die mir in meiner Verwunderung zu Gebote stand.

„But, of course! — of course!" sagte Sir Roderic ganz alarmirt; — sie seien dieser Frage wegen in der höchsten Spannung, und ich behandele das Alles so leicht hin als selbstverständlich! —

Lady William giebt mir zu verstehen, daß ich mich bei Lord Palmerston und Russell vorstellen lassen muß — und zwar durch die Gräfin Bernstorff. — Es scheint erwartet zu werden. —

31. Januar. Mit Goldstücker nach dem Westminster-Palace-Hôtel gewandert, wo Major Stewart Roland wohnt, um zu ermitteln, was eigentlich hinter der ganzen Sache steckt. — Daß Urquhart für

seine Anhänger ein Prophet ist, daß sie unbedingt an ihn glauben — daß sie an ihm hängen wie die Müriden an Schamyl, und daß ein leidenschaftlicher Haß gegen Rußland, ein Haß quand même, der ein für allemal in Rußland den bösen Werwolf und die Quelle alles Uebels sieht, das Schiboleth dieser seltsamen Partei ist —: Das trat Alles im Lauf der Stunde, die ich bei ihm zubrachte, sehr deutlich hervor.

Er hat in seinem Zimmer tscherkessische Waffen und allerhand Andenken von dort her an den Wänden aufgehängt. Auf das Merkwürdigste darunter machte er mich sehr geflissentlich aufmerksam. Es sind kleine, unregelmäßige Blätter Papier, mit unleserlich — oder beinahe unleserlich gewordenen, verwaschenen Schriftzügen darauf, ganz und gar, durch und durch in Blut getränkt. — Es sind dies Zettel, welche die Kosacken in einem eroberten tscherkessischen Dorf — oder vielmehr in einem während der Abwesenheit der streitbaren Mannschaft überfallenen Dorf — den erschlagenen Frauen auf die Brust gelegt hatten. Sie enthalten Worte des Spottes und Hohns, auch in Beziehung auf den ohnmächtigen Schutz der Engländer, auf den die Tscherkessen hofften.

Major Roland ist bereit nach Kopenhagen zu gehen; die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens schrecken ihn nicht ab, wie er nicht ohne Selbstgefälligkeit äußert: wer die russische Blockade an der abchasischen Küste durchbrochen und den Tscherkessen auf diesem gefährlichen Wege Schießbedarf und Waffen zugeführt habe, für den sei dergleichen eben kein Wagestück.

Seine Mission, den Zweck seiner Reise, faßt er ganz verständig auf; er will sich nicht etwa darauf einlassen, mit den Leuten dort, mit der skandinavischen Partei, gegen Christian IX. zu conspiriren: er will ihnen nur klar machen, wie die Lage der Dinge hier ist; nämlich so gestaltet, daß Dänemark unter keiner Bedingung und in keinem Fall auf Englands Beistand zu rechnen habe. In England gebe es zur Zeit nur zwei Menschen, die der Beachtung werth seien — Palmerston nämlich und d'Israeli; die Anderen seien sammt und sonders bloße Nullen — unselbständige Gesellen, die mitlaufen und mitstimmen — an sich gar Nichts. Aber, ob der Eine

von diesen Beiden an der Spitze der Regierung Englands steht oder der Andere, das ist in dieser Beziehung gleichgültig; England wird unter dem Einen so wenig als unter dem Anderen die Dänen unterstützen. — Wenn es ihm gelingt, die Dänen davon zu überzeugen, dann, meint Stewart Roland, werden sie, bei der handgreiflichen Unmöglichkeit, sich allein gegen Preußen und Deutschland zu behaupten — wohl ihre Rettung in der Vereinigung der skandinavischen Reiche suchen.

Ich mache darauf aufmerksam, daß er seine Reise nach Kopenhagen beschleunigen müßte; er müßte in Kopenhagen sein, wenn dort die Nachricht von einer verlorenen Schlacht eintrifft; von dem Verlust des Danewirks z. B., der wahrscheinlich sehr bald erfolgen wird. Ein solcher Moment ist unverkennbar der günstigste für seine Zwecke. — Wenn eine Schlacht verloren ist, die eigene hoffnungslose Ohnmacht den Leuten dadurch in überzeugender Weise anschaulich wird — und wenn ihnen dann zu gleicher Zeit die Gewißheit wird, daß sie auf Englands Hülfe nicht zu rechnen haben: „then I expect the Eider-Danes will throw up their own game as lost and join the Scandinavians.“ (Ich hatte nämlich vorangeschickt, daß es in Dänemark nur zwei Parteien giebt, die der Beachtung werth sind, die Eiderdänen nämlich und die Skandinavier, da die dritte, die Gesammt-Staats-Partei — zugleich die aristokratische — längst durch die Ereignisse überflügelt und ohnmächtig ist.)

Stewart Roland sieht die Nothwendigkeit ein, in Kopenhagen zu sein, wenn die niederschlagende Nachricht von einer verlorenen Schlacht die Gemüther erschüttert. Das ist der rechte Augenblick! — Aber er will doch die Reise nicht eher antreten, als bis er Urquharts ausdrückliche Zustimmung erhalten hat. Er hat darum geschrieben, und ist vollkommen überzeugt, daß Urquhart mit der Sache einverstanden sein wird —: aber er bricht doch nicht eher auf, als bis er des Propheten Antwort in Händen hat. „There must be discipline.“

Nun kommen wir aber auf die Frage: an wen sich denn Major Roland in Kopenhagen wenden — wem er die berühmte Proclamation dort einhändigen soll? Natürlich richten wir sie beide an Dr. Goldstücker und erwarten die Antwort von ihm.

Darüber geräth der kleine Mann in die äußerste Verlegenheit; er wird roth, und haspelt in eilender Weise gegen mich heraus: „Ja, das weiß ich nicht! — Ich weiß ja gar nicht, wer die Herren sind in Kopenhagen! — Ich weiß ja gar nicht, ob da überhaupt ein skandinavisches Comité existirt!"

Ich hatte eigentlich nie an die große Revolution geglaubt, die Dr. Goldstücker von hier aus leitet — ja die Er bewirkt und macht —: aber daß das Ganze sich wie eine Seifenblase in Nichts auflösen werde; daß es so ganz und gar ein leeres Hirngespinnst sei, das Goldstücker sich selber weis gemacht hat; — daß so durchaus gar Nichts dahinter steckt, darauf war ich denn doch nicht gefaßt gewesen! — Und ein solcher narrenhafter Gesell, ein solcher Mann leerer Hirngespinnste ist der Vertraute und faiseur des alten Fürsten von Noer! — Wie unangenehm für mich in derlei Alfanzereien verwickelt zu sein! — Und doch kann eigentlich kein Gefühl der Entrüstung gegen Goldstücker aufkommen. Der Mann hat sich in einen solchen wunderbaren Glauben an seine eigenen Hirngespinnste hinein simulirt und phantasirt, daß ihn die handgreiflichsten Dinge nicht darin zu stören vermögen.

Goldstücker meint schließlich: an wen er sich in Kopenhagen zu wenden habe, das müsse Major Roland in Kiel, von dem Herzog Friedrich und dessen Umgebung erfahren. Ich solle ihn diesem Kreis empfehlen!

1. Februar. — Die Times; wir sind über die Eider gegangen, vogue la galère! Das bringt uns ein Großes vorwärts; ja ich sehe damit die Sache im Wesentlichen für entschieden an. Das Rad ist nun im Rollen und Nichts vermag es mehr aufzuhalten! — Im Uebrigen wird sich nun die Macht der Verhältnisse schon geltend machen.

Brief aus Kiel.

„Von Berlin werden Sie wissen, daß der erste Kanonenschuß als Rettung betrachtet wird, um vom Londoner Protocoll herunter zu kommen. — Wir sind guten Muths und voll Vertrauen u. s. w." — (datirt: Kiel 28. Januar).

Zur Gräfin Bernstorff; sie meint, Buchanan scheine die Nachrichten von einer Ministerkrisis in Berlin sehr übertrieben zu haben. —

Layard ist sehr ärgerlich darüber, daß die Königin mich in Osborne empfangen hat, und äußert sich so geräuschvoll als möglich darüber in allen Gesellschaften. — Was nicht unwichtig ist: man spricht davon, daß von hier aus Truppen nach Kopenhagen gesendet werden sollen, um Monrad zu unterstützen.

Max Schlesinger, den ich treffe, ist ganz überaus verwundert darüber, daß ich den Einmarsch der Preußen in Schleswig für ein Glück halte; die Gothaner jammern darüber von Deutschland her: nun sei die Sache verrathen, nun seien die Herzogthümer verloren, sie würden den Dänen wieder ausgeliefert u. s. w. Auch Gustav Freytag schreibt in diesem Sinn.

2. Februar. Eyre Crowe bei mir. Lese ihm einen Aufsatz vor, den ich in diesen Tagen geschrieben habe — namentlich für Kinglake, der orientirt zu sein wünscht. Ich wollte mehrere Abschriften davon machen lassen, um ihn auch anderen Mitgliedern des Unterhauses mitzutheilen. Ich hatte darin sehr bestimmt hervorgehoben, daß das Londoner Protocoll und die gegenwärtige Thronfolge-Ordnung in Dänemark wesentlich aus der Pacifico-Angelegenheit hervorgegangen sind — wie Palmerston sich dem Willen und den Plänen des Kaisers Nikolaus in Dänemark gefügt hat, um den Verlegenheiten und dem drohenden Krieg mit Rußland zu entgehen, die sein leichtsinniges Verfahren in Griechenland herbeigeführt hat.

„Take care!“ sagt Eyre Crowe; ich solle vorsichtig sein mit diesen Blättern: „let them not be traced to you; Palmerston will be furious, and he is the all powerful man!“

Er hat Recht! meine Autorschaft würde kein Geheimniß bleiben; Lord Palmerston tödlich zu beleidigen — Das wäre nicht klug. Ich will demgemäß nur den Inhalt dieser Blätter in unser Pamphlet hinein verarbeiten lassen — aber ohne daß auch darin Palmerston ausdrücklich angeklagt, und der Zusammenhang des Londoner Protocolls so bestimmt nachgewiesen wäre. Die Blätter selbst will ich nur Kinglake mittheilen, dem sie bereits versprochen sind, und auch für ihn will ich die Einleitung mildern.

3. Februar. Brief von Geffcken. „Berlin, 1. Februar. — Ihre Nachrichten lauten ja sehr erwünscht, besonders was die Spannung

von England und Frankreich betrifft; sie schützt uns am besten vor einer Intervention; ja ich meine, ist Napoleon so weit gegangen, so könnte er auch einem einseitigen Eingreifen Englands nicht gleichgültig zusehen. Es wäre von großer Wichtigkeit, wenn Napoleon nach dem Votum des Bundes den Herzog gleich anerkennte, und es wäre das ganz consequent, da er immer für Holstein die Bundes-Competenz als maßgebend erklärt. Daß eine schwedisch-dänische Alliance im Entstehen, ist nicht zu bezweifeln; vorläufig hat der schwedische Gesandte am 31. Bismarck eine Protestnote gegen den Uebergang über die Eider übergeben; die Schweden verfolgen ihre skandinavischen Pläne und wollen für den Fall, daß die dänische Monarchie auseinanderfällt, in derselben festen Fuß gefaßt haben. Frankreich begünstigt diese Pläne, wie ich höre, und das ist ganz begreiflich, denn Napoleon kann eine Macht im Norden, die, wie Italien im Süden, von ihm abhängig ist und eine Flankenstellung gegen Rußland einnimmt, wie jenes gegen Oesterreich, nur willkommen sein. Die Erklärung Manderströms, daß Schweden die Ueberschreitung der Eider durch Deutschland nicht dulden könne, weil dadurch die Unabhängigkeit des Nordens gefährdet würde, ist für das große Publikum berechnet. Jedenfalls ist die schwedische Alliance militärisch ohne Gefahr für uns — politisch halte ich sie sogar für vortheilhaft, denn sie macht die Dänen hartköpfiger."

„Sie wissen, daß es des Königs feste Theorie ist, mit dem ersten Kanonenschuß vom Protocoll zurückzutreten; er hat dies in den letzten Tagen mehrfach erklärt. Daß man noch vor dem Kriege zurückschrecke, werden Sie jetzt nicht mehr fürchten; in diesem Punkt war der Wille des Königs so bestimmt, daß er über die letzten Vorstellungen Englands höchst ungeduldig war und Nichts mehr hören wollte."

„Die Vorgänge im Wiener Reichsrath sind sehr merkwürdig; wenn auch die Regierung mit Aufgebot aller Mittel im Votum siegt, so bleibt es eine moralische Niederlage, die Debatte zieht Oesterreich mit in das Interesse für Schleswig-Holstein, weil der innere Constitutionalismus in's Spiel kommt."

Billet von Goldstücker; der eifrige kleine Mann steht schon wieder auf dem Punkt sich zu übereilen. Er hat die wichtige Nachricht, die Truppensendung nach Kopenhagen betreffend, von Stewart Roland

erhalten und ist nun der Meinung, daß „gar keine Zeit verloren werden darf sie der Opposition mitzutheilen" — will aber keine Schritte thun ohne mit mir vorher „conferirt" zu haben.

Goldstücker und Stewart Roland bei mir, letzterer um mir zu sagen, daß er Urquharts zustimmende Antwort erhalten hat und heute Abend nach Hamburg, Kiel und Kopenhagen abreisen wird. Es ist meiner Meinung nach noch gar kein Grund der Opposition mitzutheilen, daß die Regierung vielleicht eine etwaige skandinavische Bewegung in Kopenhagen verhindern möchte. Dr. Goldstücker wurde bewogen d'Israeli für jetzt noch nicht in das Vertrauen zu ziehen, da namentlich Stewart Roland darthat, daß die angebliche Truppensendung nach Kopenhagen „sham" sei, ein leeres Vorgeben. — Obgleich Layard persönlich bemüht ist, die Kunde davon so geräuschvoll als möglich in der ganzen Stadt zu verbreiten und obgleich — „to give it a colour" — zwei Bataillone (!) Infanterie, die sich nach Ostindien einschiffen sollten, Gegenbefehl erhalten haben. — Das Alles ist „sham", denn zu gleicher Zeit ist in den „Horse-guards" — dem Kriegsministerium — der Befehl eingegangen, die „army estimates" — das Militär-Budget — für das laufende Jahr zu vermindern. — Und was die Canalflotte anbetrifft, so liegt sie zur Zeit noch ganz ruhig auf der Rhede von Lissabon vor Anker.

Goldstücker gestand, daß er in seiner Angst bereits an die Königin Victoria und an Napoleon III. geschrieben habe, über die Nothwendigkeit diese Truppensendung zu hintertreiben!

Auch erwähnte er, der alte Fürst von Noer habe sogleich deshalb nach Kiel geschrieben und an die alten Pläne der Engländer, eine Flotten-Station in der Ostsee zu gewinnen, warnend erinnert. — Nach Kiel! Wenn er die Warnung an die preußische Regierung geschickt hätte, Das hätte einen Sinn.

Vorausgesetzt, daß die Engländer wirklich einen solchen Plan haben: was in aller Welt können oder sollen denn der Herzog Friedrich, Sammer und Francke dagegen thun, und wenn sie auch du Plat als vierten zu Hülfe nehmen?

Da nun Stewart Roland heute Abend reist, sollte ihm nun Goldstücker die berühmte Proclamation übergeben. Er meinte aber

etwas beschämt, wenn die Skandinavische Partei so mächtig sei, daß sie ohne Weiteres eine Revolution machen könne, so müsse sie auch selbst eine Proclamation zu Stande bringen.

Die Hauptfrage: an wen sich denn Stewart Roland in Kopenhagen zu wenden habe? — beantwortete Goldstücker wieder, aber diesmal mit gehöriger Fassung und Gravität, mit den Worten: das müsse der Major in Kiel erfahren!

Das waren windige Aussichten! — Glücklicher Weise äußerte Stewart Roland, er wünsche sich, bei aller Eile, doch einen halben Tag in Hamburg aufzuhalten, um den Secretär Sieveking zu besuchen, den er von lange her kennt. — Da schien ein wirklicher Anhaltspunkt gegeben. Er wollte sich von Sieveking Empfehlungsschreiben an Krüger, den hanseatischen Minister-Residenten in Kopenhagen geben lassen; Krüger ist dort sehr gut orientirt und wenn irgend Jemand, werde Der im Stande sein ihm auf die rechte Spur zu helfen. — Uebrigens ist die Reise in das Blaue hinein, zu der Goldstücker den Engländer veranlaßt, ein gar seltsames Unternehmen, was wohl kaum einen erheblichen Einfluß auf den Gang der Dinge in der dänischen Hauptstadt üben kann.

Merkwürdig trat dann auch hervor, welche unbedingte Herrschaft Urquhart über seinen Anhang übt. Goldstücker und Roland besprachen unter sich, ob es nicht zweckmäßig sei in den Fabrik-Districten Volksversammlungen — meetings — zu veranstalten, in denen natürlich Resolutionen zu Gunsten des Friedens und der Nicht-Intervention zu fassen wären. „Our men", sagte Roland in einem Ton, der in der That jede Möglichkeit eines Zweifels beseitigte, könnten dazu jeden Augenblick aufgeboten werden „You know!" —

Zur Gräfin Bernstorff. Die meint, es habe doch eine Minister-Krisis in Berlin stattgefunden. — Man sei, sagte sie, hier in England jetzt noch mehr über Oesterreich erzürnt, als über uns. — Lord Russell warte mit großer Spannung auf Nachrichten aus Berlin. — Er habe seit Kurzem mehrere Male zu der preußischen Gesandtschaft herüber geschickt und „anxiously" fragen lassen nach Nachrichten aus Berlin. (NB. Sollte der weise Thebaner immer noch einen Umschwung der Dinge zu Gunsten Dänemarks in Berlin erwarten?)

Ein Gerücht, das hier besprochen wird, von einem für die preußischen Waffen ungünstigen Gefecht bei Missunde, macht ihr große Sorge — darüber kann ich sie aber vollständig beruhigen, denn was man durch den Telegraphen weiß, läßt keineswegs auf ein für Preußen unglückliches Gefecht schließen.

Die Eröffnung des Parlaments.

4. Februar. — Ein wichtiger Tag! — Die Eröffnung des Parlaments findet heute statt —: da war mir die heutige Times in hohem Grade merkwürdig.

Dies Hauptblatt Englands, in dem der englische Philister das Spiegelbild seines eigenen geistigen Lebens erkennt und das er deshalb als Orakel achtet, hatte mehrere Tage lang über den deutsch-dänischen Zwist ganz geschwiegen — heute dagegen, gerade heute, enthält es einen bitterbösen Leitartikel gegen Preußen. Es wird darin gesagt: England habe noch im letzten Augenblick der preußischen Regierung „Garantieen“ angeboten, daß Dänemark die in den Verträgen übernommenen Verpflichtungen erfüllen werde; aber vergebens! — Preußen habe diese Anerbietungen in ruchloser Weise unbeachtet gelassen.

Daß dieser Artikel aus den Regierungskreisen herrührt, ist sehr einleuchtend, denn wer könnte sonst wissen und erzählen, was die englische Regierung in den allerletzten Tagen für Schritte in Berlin gethan hat? — Eben so einleuchtend ist, daß Lord Palmerston diesen Artikel in irgend einer ganz bestimmten Absicht gerade heute einrücken läßt —: aber in welcher besonderen Absicht?

Das sollte mir sofort klar werden. Kinglake kam zu mir, und brachte noch einen anderen Herrn aus dem Unterhause mit, den er mir vorstellte, dessen Namen ich aber überhörte.

Kinglake fragte: Ob ich wisse, was es für Garantieen sind, die man von Seiten Englands der preußischen Regierung angeboten hat? — Er habe noch heute Abend zu Deutschlands Gunsten in der

Sache sprechen wollen — wisse nun aber gar nicht woran er sei, und was er sagen könne. Denn es mache zwar allerdings für die nationale Partei in Deutschland durchaus gar keinen Unterschied, ob man die Erfüllung der bestehenden Verträge von Seiten Dänemarks garantirt habe oder nicht, denn die nationale Partei habe eben diese Verträge nie anerkannt und stehe auf einem anderen Boden; ihre Forderungen gingen über die Stipulationen dieser Verträge hinaus, die für sie gar nicht da sind: wohl aber mache es in Beziehung auf Oesterreich und Preußen, nach der Stellung, die sie bisher eingenommen haben, einen großen Unterschied. Sie haben nur die Erfüllung der bestehenden Verträge verlangt und durch Waffengewalt erzwingen wollen; wird ihnen die garantirt, so haben sie weiter keinen Grund zum Kriege.

(NB. Der Leitartikel der Times ist geschrieben, eben damit die Leute wie Kinglake, deren Reden den Ministern heute Abend oder überhaupt in der Adreßdebatte beschwerlich werden könnten, nicht wissen sollen, woran sie sind — um ihnen das Concept zu verrücken. Und da ist mit sehr guter Berechnung das ganz allgemein gehaltene Wort „Garantie" gewählt, bei dem man sich alles Mögliche denken kann, eben weil nichts näher Bestimmendes hinzugefügt ist. Es sieht nach Etwas aus; es imponirt — und braucht doch nicht gerade nothwendiger Weise etwas recht Erkleckliches zu bedeuten.)

Ich sage, daß ich davon nicht mehr weiß, als eben in den Times steht. Mein Rath aber ist: die Herren müßten vor allen Dingen das Ministerium veranlassen bestimmt und genau zu erklären, worin diese angeblich angebotenen Garantieen eigentlich bestanden? — Ob England sich etwa verpflichten wollte nöthigenfalls Zwangsmaßregeln gegen Dänemark anzuwenden, um die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu erzwingen? — Oder ob die angeblichen Garantieen wieder nur in Worten und Verheißungen, ohne Verpflichtung zu einer realen Action, bestehen sollten? — Ob wieder nur von einem neuen Protocoll, von irgend einem Papier die Rede war, das natürlich ebenso ohnmächtig geblieben wäre wie alle früheren?

Das scheint den Herren einzuleuchten. — Wir sprechen auch noch von der Nothwendigkeit von dem Londoner Protocoll abzukommen,

indem ich den Herren noch einmal deutlich zu machen suchte, daß jede andere Auskunft eben keine wirkliche Lösung der Frage wäre, und daß außerdem die Aufrechterhaltung des Londoner Vertrags schon an sich ein Uebel wäre, da dieser Vertrag den Kaiser von Rußland zum Erben von Dänemark gemacht hat.

Seltsam tritt auch hier hervor, wie lebhaft die Masse des englischen Volks an allem Antheil nimmt, was ein glänzendes pomphaftes Schauspiel giebt — und wie wenig sie sich darum kümmert, wo der Ernst des Lebens in den öffentlichen Angelegenheiten liegt. Die Eröffnung des Parlaments ist immer ein bedeutender Moment, diesmal aber ganz besonders wichtig; es handelt sich um Krieg und Frieden, und es kommt nicht wenig darauf an, was in der Thronrede als wahrscheinlich bezeichnet, und in Beziehung auf Englands Politik angedeutet wird. — Dennoch waren jetzt, wo die Sitzung eröffnet werden sollte, nur wenige Menschen anwesend, auch von den privilegirten Zeugen nur zwei oder drei Frauen von Pairs im einfachsten Morgen-Anzuge. Und warum sieht sich Niemand nach der wichtigen Angelegenheit um? Weil die Königin das Parlament nicht in Person eröffnet, weil der Hof und die Aristokratie ihren vollständigen Glanz nicht entfalten und weil man keine glänzenden Equipagen, Toiletten und Juwelen sieht.

Die höheren Stände sind gespannt genug auf den Inhalt der Thronrede — und kommen doch heute auch nicht herbei; — ein Beweis, daß sie nur kommen, wenn die Sache dazu angethan ist, daß sie sich dabei des eigenen Glanzes erfreuen können, und um dieses Glanzes willen.

Heim in mein Hôtel. Da kam Hayward zu mir und berichtete: Die Thronrede habe einen durchaus friedlichen Ton. Aber es sei sehr sichtbar eine Lücke darin; augenscheinlich habe ursprünglich eine drohende Phrase darin gestanden und sei im letzten Augenblick noch gestrichen worden. Man sagt, die Königin habe das bewirkt; durch ihre Sympathieen für Deutschland bestimmt, habe sie sich direct dem drohenden Passus der Thronrede widersetzt. — Jedenfalls ist der Eindruck, den die Thronrede macht, ein durchaus und in hohem Grade ungünstiger. Die Leute sind wüthend darüber, daß man England

durch beständiges Drohen und doch nichts Thun in eine so schmachvolle Stellung versetzt hat. Die ruhigsten Menschen sind aufgeregt. Der allgemeine Aerger ist zunächst gegen das Ministerium gerichtet, und, wenn eine Opposition da wäre, die an die Stelle der gegenwärtigen Regierung treten könnte, müßte das Ministerium weichen.

In das Athenäum. Da liegt die Abendzeitung, the Globe, mit der heutigen Botschaft der Königin an das Parlament (der Thronrede) aufgeschlagen auf dem Stehpult in der Halle. Ich lese sie da. Daß in der Thronrede eine Lücke ist, daß ein ausgestrichener Passus darin fehlt, das ist allerdings sehr sichtbar und gar nicht zu verkennen. Es nimmt mich sogar Wunder, daß man sich nicht die Mühe gegeben hat, die Lücke wenigstens einigermaßen zu verkleiden; daß man sie so sichtbar gelassen hat.

Die Spannung ist in der That sehr groß; alle Welt drängt sich heran und will die Rede lesen; das Stehpult ist beständig umlagert — und daß die Thronrede allerdings einen sehr ungünstigen Eindruck macht, ist sehr leicht wahrzunehmen. Es giebt sich eine große, heftige Entrüstung kund, — aber sie ist zunächst gegen die Regierung, gegen das Ministerium gerichtet, und es äußert sich dabei durchaus kein Verlangen nach Krieg. „Wenn man Nichts thun will, hätte man nicht drohen sollen!" Das ist die Bemerkung, die, im Ton der Entrüstung ausgesprochen, immer wiederkehrt. — Man würde es sich wohl gefallen lassen, daß Friede bleibt — wenn man nur nicht durch das beschämende Bewußtsein gequält würde, daß man sich durch Drohungen ohne That nicht gerade mit Ruhm bedeckt hat.

Mein Freund John Crawford liest die Thronrede sehr aufmerksam und erklärt dann etwas apodiktisch: „This country will not go to war, that is clear!"

Hayward kommt und setzt sich zu mir. Jetzt eben kommt er von dem Herzog von Newcastle her.

Der Herzog — Colonial-Minister — hat auf Haywards ziemlich indiscrete Fragen ohne Widerspruch gelten lassen, daß wirklich ein drohender Passus in der Thronrede war, und gestrichen worden ist — aber erklärt: Das sei ganz unabhängig von jedem

Einfluß der Königin geschehen; die Gefühle der Königin seien so getheilt zwischen Tochter und Schwiegertochter, daß sie selber gar nicht wisse, was sie in dem deutsch-dänischen Streit eigentlich wünsche oder wolle, und die Sache ganz den Ministern überlassen habe.

(NB. Es ist gewiß sehr taktvoll und angemessen von Seiten des Herzogs von Newcastle sich in solcher Weise auszusprechen.)

Den Abend daheim geschrieben.

5. Februar. — Die Times sehr aufmerksam gelesen; Lord Russells und Palmerstons Reden gestern im Parlament. — Palmerston lügt mit der unglaublichsten Frechheit. Das hat er auch gestern gethan. Er hat dem Parlament ganz dreist erklärt, daß Preußen unverändert an dem Londoner Vertrag von 1852 festhalte. — Den Nachsatz, der diese Erklärung aufhebt, und den eigentlichen Inhalt der Note Bismarcks bildet — den verschweigt er mit Absicht und Berechnung. Nämlich den Satz, daß man an dem Londoner Vertrag indessen doch nur in dem Fall festhalten könne, daß es nicht zum Kriege komme; daß die Opfer eines Krieges dagegen andere Combinationen nothwendig machen würden.

Die Frechheit einer solchen Lüge grenzt an das Unglaubliche. — Denn heute schon steht Bismarcks Note vollständig in den Zeitungen, und Jedermann in England kann sich überzeugen, daß Lord Palmerston gestern Abend gelogen hat. Das schadet aber gar Nichts. Palmerston kennt seine Leute und weiß, was er ihnen bieten kann. Die Engländer sind in manchen Beziehungen unglaublich stupide. Sie lesen nun heute Alle miteinander Bismarcks Note, aber der echte britische Philister giebt sich nicht Rechenschaft davon, was eigentlich darin steht. Er hält sich nicht an das Actenstück selbst, sondern an Das, was Palmerston davon erzählt hat; Das ist ihm die Wahrheit.

Sollte diese Note Bismarcks dazu beigetragen haben, daß der drohende Passus in der Thronrede im letzten Augenblick gestrichen worden ist? — Schwerlich, oder vielmehr gewiß nicht! — Gerade dem preußischen Hofe sollte ja dieser Passus imponiren — und eine in solcher Weise verclausulirte Erklärung Preußens ist gewiß kein Grund die Drohung fallen zu lassen. Im Gegentheil, sie ist gerade

dazu angethan eine eventuelle Drohung für gewisse darin angedeutete Fälle hervorzurufen.

Lord Derby's vorbereitete, durch die Königin veranlaßte Opposition, der man aus dem Wege gehen mußte, ist ohnstreitig die Ursache. Die Lüge aber hat Lord Palmerston hingeworfen, gewissermaßen als Ersatz für die gestrichene drohende Redensart. Es sollte wohl so aussehen, als habe die Erklärung Preußens vor der Hand bestimmtere Drohungen unnöthig gemacht.

Das ist nun freilich nicht nach Wunsch gelungen — und gerade dadurch ist die Lage in solcher Weise verschoben, daß sie zu sehr ernstem Nachdenken auffordert.

Die sehr allgemeine und große Unzufriedenheit, welche die Thronrede erregt, macht die europäische Gefahr wieder größer als sie unmittelbar vorher war. Diese Unzufriedenheit wird natürlich irgend eine Befriedigung suchen — und da das gegenwärtige Ministerium bei der wunderlichen Lage, in der sich hier Alles befindet, nicht beseitigt werden kann — könnte sie möglicher Weise doch zum Kriege führen, namentlich wenn der Widerstand Dänemarks sich verlängerte, seine Waffen mit einem gewissen Glanz umgäbe und Theilnahme erregte.

Lord Palmerston hat sich durch seine gestrigen Lügen dann auch darauf vorbereitet, Preußen eines neuen Treubruchs zu beschuldigen, wenn es sich endlich doch von dem Londoner Vertrag lossagt. Eine solche Beschuldigung könnte einen mächtigen Widerhall finden, wenn sie von dem Mißbehagen, das die bisherige Politik Englands hervorruft, und der Theilnahme für einen glänzenden Widerstand Dänemarks getragen wird.

Besuch bei der Gräfin Bernstorff.

Ich spreche von der Gefahr der augenblicklichen Lage, nach der Thronrede, wie sie mir erscheint. — Die Gräfin sieht sie in demselben Licht und ebenso ihr Gemahl, der dazu kommt.

Gestern hat noch eine politisch einflußreiche Dame gesagt: „We feel like cowards, that ever threaten and never strike." — In diesem Gefühl liegt die Gefahr.

Diner im Athenäum; John Crawford setzt sich zu mir an meinen

Tisch, und macht mich mit dem jungen Prinzen Friedrich von Noer bekannt, dem Sohn des alten Herrn. Er sitzt am nächsten Tischchen. Wie ich mich zu dem stellen soll? — Darüber haben sie mich von Kiel her, trotz aller Anfragen, ganz ohne Auskunft gelassen.

Er ist ein hübscher junger Mann, dem es nicht an Verstand zu fehlen scheint, — studirt sehr fleißig Sanskrit — ist schon einmal in Indien gewesen — und denkt sich in diesem Sommer auf längere Zeit wieder dorthin einzuschiffen. Er spricht nie von Politik und sagt, daß er sich, in seine Studien vertieft, gar nicht um die politischen Ereignisse kümmert, die ihm gleichgültig geworden sind.

Daß er diese Stellung einnimmt, um peinlichen Gesprächen zu entgehen, ist in der schwierigen Lage, in der er sich den Engländern gegenüber befindet, das Angemessenste, was er thun kann. Ob ihm die Dinge, das Schicksal der Herzogthümer und seines Hauses —: ob ihm das Alles wirklich so gleichgültig ist, muß dahin gestellt bleiben. Seltsamer Weise scheinen es die Engländer wirklich zu glauben.

Obgleich sehr beliebt, geht der Prinz doch nicht in die Welt. Wohl auch um den Berührungen mit der Tages-Politik zu entgehen.

Der Beginn des Krieges in Schleswig — und Palmerstons persönliche Politik.

6. Februar. Max Schlesinger bei mir.

Dieser sehr gut unterrichtete Mann findet, daß ich in Beziehung auf eine günstige Wendung der Dinge zuviel Zuversicht habe.

Ich muß allerdings zugeben, daß in den Verhältnissen eine gewisse Gefahr liegt, die nicht gering geschätzt werden darf, aber diese Gefahr kann doch nur eintreten, wenn ein glänzender Widerstand der Dänen den Krieg in die Länge zieht.

Max Schlesinger giebt das zu, meint aber, alsdann — wenn nämlich dieser Fall eintritt — werde die Gefahr größer sein, als ich anzunehmen scheine; Palmerston werde sich dann nicht etwa von der öffentlichen Meinung treiben lassen, sondern sie führen. Er werde sich an ihre Spitze stellen; Lord Palmerston für seine Person

wolle Krieg mit Preußen; er wolle das Odium der bisherigen, schwankenden Politik Englands unter allen Bedingungen auf die Königin werfen, und arbeite daran die Spannung auszugleichen, die zwischen der englischen Regierung und Napoleon III. besteht. Natürlich soll ihm dann Frankreich in dem beabsichtigten Krieg als Verbündeter zur Seite stehen.

Ein Sendbote Palmerstons — „ob Lord Cowley oder ein Anderer" — hat vor Kurzem ein Gespräch mit Napoleon III. gehabt, das so ziemlich eine Wiederholung des früheren Gesprächs zwischen Sir Henry Bulwer und dem französischen Kaiser wurde. Genau wie das erste Mal ließ Lord Palmerston eine gemeinschaftliche Erklärung vorschlagen, daß der Londoner Traktat unter allen Bedingungen aufrecht erhalten werden müsse. — Gerade wie das erste Mal erwiderte Napoleon auch jetzt wieder: so etwas könne nicht geschehen, wenn England nicht in bindender Weise bestimmt formulirte Verpflichtungen für alle Eventualitäten übernehme; ob man dazu entschlossen sei? — Ob England entschlossen sei nöthigenfalls mit den Waffen einzuschreiten? — Palmerstons Antwort auf diese Frage war aber diesmal ein entschiedenes Ja!

Auch auf Napoleon III. — auf sein friedliches Verhalten — sei nicht mit solcher Bestimmtheit zu rechnen, wie ich zu glauben scheine.

Max Schlesinger giebt zu verstehen, daß die hiesige Regierung allerdings eine Ahnung von den Absichten der Skandinavischen Partei in Kopenhagen — und deswegen wohl auch Lust habe Truppen nach Kopenhagen zu senden; Das sei nicht ganz ohne. Zwei treasury (Schatz-Amt)-Beamte seien in den Horse-guards beschäftigt die Kosten einer solchen Expedition u. s. w. festzustellen.

Max Schlesinger erzählt mir dann auch noch mancherlei Einzelheiten in Beziehung auf den persönlichen Haß, der zwischen der Königin und Lord Palmerston waltet, und mehr noch zwischen Lady Palmerston und der Königin — Lady Palmerston ist bemüht Cambridge-House in Piccadilly, wo sie haust, zu „a rival court" zu machen —: zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Politik und aller Sollicitationen —: zu dem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, der wie ein königlicher Hof gefeiert würde.

Nachdem Schlesinger gegangen erscheint Grant Duff bei mir, der soeben von einer Reise auf den Continent zurückgekehrt ist und u. A. Litthauen und Polen besucht hat. Sobald als möglich bringt er das Gespräch auf die politische Lage; er zeigt sich als vortrefflich deutsch gesinnt und durchaus für die Erhaltung des europäischen Friedens.

Doch hat er ein großes Bedenken; er hat erfahren: es solle eine geheime Convention zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen sein, vermöge welcher die beiden Staaten sich gegenseitig Venetien und das linke Rheinufer garantiren. Kommt so etwas zu Tage, dann wird hier in England eine sehr starke Partei für den Krieg sein, und sogar darein willigen, daß Frankreich das linke Rheinufer für sich nimmt.

Ich weiß, daß eine solche Convention gewiß nicht geschlossen ist, denn unser König ist stets dagegen gewesen, eine solche Verpflichtung zu übernehmen und Bismarck ist auch klug genug, um zu wissen, daß bei einer solchen Convention doch nicht auf Oesterreichs Verpflichtung zu rechnen wäre.

Grant Duff fragt, ob ich nicht Etwas in der Presse zu thun suche?

Ich: Allerdings — aber hauptsächlich, weil ich darum gebeten worden bin. Es kommt überhaupt nicht so sehr auf die Presse an, als auf Thatsachen, die am Ende entscheiden, ob sie von der Presse unterstützt werden oder nicht. — „All the rest of the press does not weigh against the Times; and that paper is entirely in Lord Palmerston's hands." Grant Duff giebt mir darin sofort Recht.

Erst spät in das Athenäum. — The Globe. — Glückliche Gefechte am Danewirk und bei Missunde; das Danewirk verlassen. — Diese Nachrichten sind unendlich viel werth! — Hier in England gelangen nun die dänischen Sympathieen schwerlich zu gebietender Macht. Es fehlt ihnen die heroische Lebensluft.

Unschätzbar ist es dann auch für unsere Armee, daß sie die Feuertaufe erhalten und gut bestanden hat; daß ihr erstes Gefecht nach einem langen Frieden ein siegreiches war. Jetzt fühlt sich die Armee und weiß sich jedem Feind gewachsen — davon bin ich überzeugt; man kann nun Alles dreist mit ihr unternehmen. Die Dänen

haben das Danewirk verlassen, ganz so, wie ich es neulich bei Malcolm als das Zweckmäßigste bezeichnete. Alsen ist der Punkt, den sie hoffen können mit Erfolg und Glück zu halten, und es kam für sie unter allen Bedingungen darauf an ihre Armee so intact, wie möglich, dorthin zu bringen.

Für uns wäre nun die Aufgabe den Dänen den Weg nach Alsen zu verlegen und sie nach Jütland zu treiben. Ich bin gespannt, ob Das gelingen wird. Diner im Club. Hayward kommt und erzählt: Layard hat ihm soeben gesagt, die Dänen seien bereits in Alsen. Nun kann sich der Krieg möglicher Weise sehr in die Länge ziehen.

7. Februar. Spät in den Club. Mit Hayward und Kinglake zusammen gespeist. Die Gefechte am Danewirk haben hier in England einen überaus seltsamen, ernüchternden Eindruck gemacht, einen weit größeren, als ich irgend erwartet hätte. „It is a settler", wie Kinglake sagt. Zu einem Kriege für Dänemark hat nun wohl in ganz England kein Mensch mehr im Ernst Lust, außer vielleicht Lord Palmerston.

Meine Tischgenossen meinen beide, die Erfolge der Oesterreicher und Preußen haben die englische Regierung „out of a great scrape" gebracht, nämlich aus der Versuchung sich in den Krieg zu mischen.

Hayward erzählt: Lady Palmerston hat gestern Abend gesagt, telegraphisch sei aus Berlin die Nachricht eingetroffen, daß Preußen von Neuem versprochen habe, trotz des Sieges am Danewirk an dem Londoner Vertrag festzuhalten. Ich glaube das nicht. Es sieht wieder aus wie eine Unwahrheit, die Lord Palmerston absichtlich verbreitet.

9. Februar. Besuch bei der Gräfin Bernstorff. Ich finde sie in gehobener Stimmung — elated by success — und der Erfolg unserer Waffen ist auch wirklich in jeder Einsicht gar sehr erwünscht und werthvoll. Das Journal des débats schreibt über das Gefecht bei Missunde: „ces jeunes soldats se sont battus comme des vétérans etc."

Daß Lord Palmerston zum Kriege hetzt, weiß die Gräfin Bernstorff sehr bestimmt; es ist daran gar nicht zu zweifeln. Sie hat aber außerdem auch erfahren: die österreichische Regierung soll bemüht sein hier einen gewissen Druck auf die englische Regierung zu üben,

damit man von hier aus wieder Druck übe in Berlin zu Gunsten des Londoner Traktats und der Aufrechterhaltung desselben. Das ist nicht unmöglich.

Sie fragt dann auch, was ich von der Nachricht der Patrie halte: es sei eine Revolution in Kopenhagen ausgebrochen. Ich halte sie, schon des Weges wegen, auf dem sie zu uns gelangt ist, nicht für glaubwürdig. Immerhin mag es in Kopenhagen sehr schlecht stehen. Das geht schon daraus hervor, daß die dänische Regierung sich veranlaßt sieht bekannt zu machen, der König sei unschuldig an dem Rückzug der Armee vom Danewirk, und daß der König sich bewogen fühlt eilig nach der Hauptstadt zurückzureisen.

Abends in „Her majesty's theatre". Ich höre Gounods Faust in englischer Sprache und muß bezeugen, daß er hier in der Weltstadt, in the metropolis of the world, ohne allen Vergleich schlechter aufgeführt wurde als in dem kleinen Coburg.

11. Februar. Eyre Crowe bei mir: liest mir sein Pamphlet vor, das in mehreren Punkten noch etwas geändert werden muß. Er sagt mir, daß die Daily News von nun an, auch im eigenen Namen, gegen den Londoner Traktat auftreten wollen, und zwar in der Form, daß sie neue Unterhandlungen als nothwendig darstellen und fordern.

In der City soll die herrschende Stimmung eine sehr feindselige gegen Deutschland sein.

13. Februar. „Altonaer Mercur." Darin finde ich den Bericht von der Scene, die zwischen dem alten Wrangel und Conrad Lorentzen (nicht meinem Bekannten Carl) vorgekommen ist. Wrangel will in Schleswig alle dänischen Beamten in Amt und Thätigkeit lassen oder vielmehr ausdrücklich erhalten. Das gefällt mir natürlich nicht. Es könnte wohl, wenigstens zum Theil, eine Folge des Druckes sein, der von hier aus gewaltig in Berlin geübt wird, um die Integrität Dänemarks zu erzwingen.

Zu Kinglake gegangen. Werfe die Frage auf, ob man nicht hier dahin wirken könne, daß dieser Druck vermindert würde. Kinglake meint, eine wirkliche Motion in durchaus friedlichem Sinne dürfe im Unterhause nicht eingebracht werden — auf eine wirkliche Abstimmung darf man es nicht ankommen lassen. Man muß vielmehr ohne eine

solche die Sache immer wieder zur Sprache bringen und bei der Debatte in unserem Sinn darüber reden.

Abends bei Lady William Russell. — Lord William Osborne — Tory — erzählt, England wolle jetzt einen Waffenstillstand herbeiführen und werde darauf dringen.

14. Februar. Besuch bei der Gräfin Bernstorff. Auch ihr Gemahl da. Auch Bernstorff ist sehr unzufrieden mit dem Verhalten Wrangels.

Wir spotten ein wenig über die Leute hier, die von der Verfolgung der dänischen Armee sprechen, als sei das eine barbarische Kriegführung, der reine bethlehemitische Kindermord — und stimmen Alle darin überein, daß die Dinge hier in England dennoch allmählich eine bessere Wendung nehmen. Die Friedenspartei wird stärker, die Ansicht, daß England sich nicht in den Krieg einmischen müsse, allgemeiner.

Graf Vitzthum kommt und bringt die neuesten Nachrichten: der Kampf bei Düppel hat begonnen.

Soirée bei Lady William Russell, die ich um 11 Uhr verlasse, um mit Laurence Oliphaunt, Fredrick Elliot und Arthur Russell in den Cosmopolitan-Club zu gehen — die von Morier gestiftete Gesellschaft, in der man Mittwochs und Sonntags zusammentrifft. Ich lerne Lord Stanley, den Sohn Derby's, kennen, der für einen rising man gilt, indessen einen wenig bedeutenden Eindruck macht.

Längeres Gespräch mit Mr. Froude, dem Geschichtschreiber, der die Geschichte der Königin Elisabeth aus neuen Quellen bearbeitet, und mit den ersten Bänden seines Werks großes Aufsehen gemacht hat. — Das geheime Archiv der Krone Spanien, zu Simancas aufbewahrt, jetzt zum ersten Male von der spanischen Regierung der historischen Forschung geöffnet, ist seine Fundgrube. — Ich kam aber bald dahin zu bedauern, daß so werthvolle Quellen und die Geldmittel sie zu benutzen, die Froude aus den öffentlichen Kassen erhält, gerade ihm anvertraut sind, und nicht einem Anderen, nicht einem Mann von einer größeren Energie des Scharfsinns, wenn man sich so ausdrücken darf. — Von Froude, der nicht den Eindruck macht, ein sehr ausgezeichneter Mann zu sein, steht nicht eben eine sehr große

Schärfe der Kritik zu erwarten: es kann ihm gar wohl begegnen, daß er über die wesentlichen Dinge hinweg liest, ohne sie gewahr zu werden, ohne ihre Bedeutung zu erkennen — daß er dagegen Unbedeutendes als wichtig auffaßt und hervorhebt. Es kann ihm auch wohl begegnen, daß er seine Mühe darauf verwendet neue Irrthümer in die Geschichte einzuführen.

Mr. Froude sagte mir, daß er nächster Tage wieder aufbricht nach Spanien, und da trat die verschiedene Art, wie Engländer und wie Deutsche dergleichen Dinge behandeln, sehr charakteristisch hervor. Er klagte nämlich über den großen Zeitverlust, der dadurch entsteht, daß man unmöglich in Simancas leben könne, wo gar Nichts zu haben sei. Er ist gezwungen in Valladolid zu leben, jeden Morgen nach Simancas hinaus zu fahren und jeden Abend zu seinem Diner nach Valladolid zurückzukehren. Zwei deutsche Gelehrte freilich, die auch in den Archiven zu Simancas arbeiten, die, fügte er dann hinzu, leben freilich ganz in dem elenden Nest, behelfen sich in den elendesten Hütten, essen schlechtes Brot und harte Eier — und sind ganz begeistert von den herrlichen Entdeckungen, die sie machen.

Einer der Radikalen im Parlament, Mr. Forster, wünscht über den deutsch-dänischen Streit von mir belehrt zu sein — wir werden aber gestört. Lord Wodehouse läßt sich mir vorstellen — und es entspinnt sich eines der eigenthümlichsten Gespräche, die ich je geführt habe, zwischen mir und ihm — das sich bis um ½2 Uhr in der Nacht verlängert. — Endlich hörte nur noch ein Herr aufmerksam zu, ohne sich jedoch in die Unterhaltung zu mischen.

Lord Wodehouse, ein stattlicher Mann, groß von Wuchs, blond, hoch in den Dreißigern, schien im Anfang leidlich verständig, und geneigt, sich von der Lage und Bedeutung des deutsch-dänischen Streits unterrichten zu lassen.

Ich setzte ihm auseinander, daß die Sache der Herzogthümer nur dann in einer für Europa gefahrlosen Weise gelöst werden könne, wenn Preußen sich ihrer annimmt und sich an die Spitze der Bewegung stellt; daß im entgegengesetzten Fall Napoleon die Gelegenheit benutzen würde, um den Rheinbund herzustellen, und um das auf-

frage universel — als ein anerkanntes Prinzip — in das europäische Völkerrecht einzuführen. Auch versäumte ich nicht von Plonplons Brief zu sprechen, der in Holstein und Schleswig circulirt.

Lord Wodehouse scheint das Alles gelten zu lassen, und fragt nur mit etwas zur Schau getragenem Mißtrauen, ob Preußen nicht etwa die Herzogthümer für sich behalten wolle?

Ich: Nein! Der Gedanke liegt unserem König fern.

Nun nimmt die Sache eine andere Wendung und es zeigt sich, daß Lord Wodehouse mich zunächst hat ruhig reden lassen, um zu sehen, wo ich hinaus will. Jetzt affectirt er einen Ton der Strenge, ergeht sich in seltsamen Drohungen und sucht mir, oder vielmehr Preußen in meiner Person Furcht einzuflößen. Namentlich bemüht er sich nachzuweisen, daß das Prinzip der Nationalitäten, auf das wir angeblich in so thörichter Weise eingehen, für Deutschland sehr gefährlich werden müsse.

Ich: Das Prinzip der Nationalität wird ja in diesem Fall gar nicht geltend gemacht von Seiten Deutschlands.

Lord Wodehouse: „But it is at the bottom of it!“

Ich: Recht und Gesetz — positives, geschichtliches Recht — law and justice — ist Das, worauf wir von Seiten Deutschlands uns ausschließlich und allein berufen in dieser Sache!

Lord Wodehouse: Ueber das Recht wollen wir nicht sprechen; we would not agree there!

Lord Wodehouse fährt nun fort, als liege das Prinzip der Nationalität einzig und allein der Sache zum Grunde, spricht von Neuem davon, wie gefährlich es uns werden könne, und scheint dabei vorzugsweise Polen im Sinn zu haben; droht mit Frankreich — in ziemlich deutlicher Weise mit dem Verlust des linken Rheinufers —: kurz alle die Gefahren, die sich nothwendiger Weise ergeben müßten, wenn Preußen sich nicht an die Spitze der nationalen Bewegung stellte und nicht der Herzogthümer annähme, die zählt er auf, als würden sie gerade durch Preußens Intervention herbeigeführt.

Ich komme darauf zurück, daß Gefahren weit schlimmerer Art, und nicht blos für Preußen oder Deutschland, sondern für Europa, sich ergeben müßten, wenn Preußen den unverzeihlichen Fehler be-

ginge, die Sache nicht in die Hand zu nehmen. Und überhaupt, die Trennung der Herzogthümer von Dänemark ist nun einmal eine Nothwendigkeit geworden; sie muß durchgeführt werden, welche Gefahren auch damit verbunden sein mögen. Es ist nun einmal nicht möglich gegen den Strom zu schwimmen, jeder Versuch der Art ist vergeblich. Man entgeht den Gefahren, welche die berechtigten Forderungen und Tendenzen der Zeit in sich tragen, nicht durch unbedingtes, absolutes Widerstreben, sondern nur dadurch, daß man sich selbst an die Spitze der Bewegung stellt, sie beherrscht und leitet. — Abweisen lassen sich nun einmal die Tendenzen der Zeit nicht!

Lord Wodehouse: „But one has bayonets to put them down!“ (NB. Da kam die echte Gesinnung des Engländers zum Vorschein, der politische Freiheit keineswegs als ein Recht der Menschheit ansieht, sondern als das Privilegium des Engländers: „the birthright of an englishman!“)

Da er Bismarck mit großer Bitterkeit tadelte, erklärte ich, daß ich kein Advokat für Bismarcks Politik sei; auch nach meiner Meinung mußten die Dinge anders gemacht werden, als Bismarck sie gemacht hat; Preußen hätte schon viel früher erklären müssen, wie Usedom vorschlug, daß es sich durch den Londoner Traktat nicht länger gebunden achte, da Dänemark die übernommenen Verpflichtungen nicht gehalten, und somit die Voraussetzung nicht erfüllt habe, auf denen der Traktat beruht.

Lord Wodehouse: Man kann sich nicht auf solche Weise von bestehenden Verträgen lossagen; — selbst ein Krieg hebt die bestehenden Verträge nicht auf. — Wenn Preußen sich von dem Londoner Vertrag lossagt, werden auch wir uns von gewissen Garantieen befreit erachten, die wir Euch geleistet haben, und die uns hinreichend verdrießlich sind (that are sufficiently galling to us). — Diese Worte wurden mit absichtlichem Nachdruck gesprochen. Er meinte damit ohne Zweifel Polen.

Ich: „I suppose Prussia is prepared for that!“ Was den Londoner Vertrag anbetrifft, so versteht sich wohl von selbst, daß er die Herzogthümer selbst durchaus nicht bindet und in keiner Weise, denn sie haben keinen Antheil daran, und haben ihm niemals zuge-

stimmt —: er existirt für sie gar nicht. — Es ist aber auch in hohem Grade fraglich, ob er diejenigen Mächte, die ihn unterschrieben haben, irgendwie in zu Recht bestehender Weise binden kann; sehr gewichtige Gründe sprechen dagegen.

Lord Wodehouse (sehr verwundert): „How so?"

Ich: Weil diese Mächte gar nicht das Recht hatten einen solchen Vertrag zu schließen. Weder hatten sie dazu ein unmittelbares Recht in eigner Person — denn es handelt sich darin nicht um ihre eigenen Rechte und Interessen, sondern um fremde — noch waren sie von irgend Jemandem rechtskräftig bevollmächtigt, solche Verfügungen zu treffen; am allerwenigsten von den wirklich Betheiligten und Berechtigten. — Ueberhaupt kann kein Mensch sich rechtskräftig verpflichten Unrecht zu thun, gegen Recht und Gesetz zu handeln; ein solcher Vertrag ist schon an sich null und nichtig. Wenn vier oder fünf Individuen sich etwa durch einen Contract verpflichten, einen Mord zu begehen: sind sie durch einen solchen Contract wirklich in rechtskräftiger Weise gebunden, es wirklich zu thun? — Gewiß nicht! („Suppose four or five individuals sit down and bind themselves by contract to commit murder, are they in reality legally bound by such a contract? Certainly not!")

Lord Wodehouse äußerte sich sehr eifrig gegen diese Ansicht, aber ohne eigentlich Gründe dagegen anzuführen; er sagte nur im Allgemeinen: dergleichen könne nicht gelten, Treue und Glauben müsse aufrecht erhalten werden.

„A! honesty among thieves!" rief der stumme Zuhörer auf dem Stuhl, der bis dahin schweigend ausgeharrt hatte.

Da sich aus dem Gespräch Nichts weiter ergeben konnte, machte ich darauf aufmerksam, wie weit die Nacht vorgerückt sei, und wir brachen auf.

Der schweigende Zuhörer fand ein handsome, und fuhr mich nach Haus, da das ohnehin sein Weg war. — Er sprach unterwegs sehr vernünftig und äußerte: eigentlich sei die allgemeine, herrschende Unwissenheit in England Schuld daran, daß man für Dänemark Partei nimmt; von der eigentlichen Streitfrage, um die es sich handelt, weiß Niemand Etwas. Man habe Sympathieen für die Dänen als für die Schwächeren, von einer Uebermacht Angegriffenen.

15. Februar. — Zu Lady Ely gefahren. Sie erzählt, daß alle französischen Gesandten hier in England mit der Zeit ganz und gar englisch gesinnt werden. So sei es namentlich mit dem Marschall Pélissier gegangen. Erzählt von der eigenthümlichen Weise, wie der sich mit einer schönen jungen Spanierin verheirathet hat. Diese Spanierin war im Gefolge der Kaiserin Eugenie am französischen Hof — der Kaiser, Napoleon, bezeigte ihr große Aufmerksamkeit —: da wurde sie eines Tages mit der Gräfin Montijo nach Spanien zurückgeschickt: „the Countess Walewsky was jealous of her!"

Ich: Had she any right to be jealous?

Lady Ely: „That I don't know!" — Auf der Reise nach Spanien aber erhält die schöne Spanierin durch den Telegraphen den Heiraths-Antrag des Marschalls Pélissier, nimmt ihn an, und kehrt um nach Paris. Napoleon selbst hatte diesen Antrag durch den Telegraphen abfertigen lassen.

Ein eigenthümliches Leben am napoleonischen Hof, Das ist gewiß.

Abend Goldstücker getroffen. Er steht, wie er sagt, mit der Königin durch ihren deutschen Leibarzt, Dr. Jenner, in Verbindung, schreibt ihr auf diesem Wege über wichtige Dinge — und befürwortet namentlich bei der Königin auch Skandinavien, die Union der drei nordischen Reiche.

Da hier in England nun einmal Alles auf Familien-Interessen beruhe, Familien-Interessen in allen Dingen entscheidend seien, schlage er einen Weg vor, auf dem die Familien-Interessen des königlichen Hauses gewahrt werden könnten. Er schlage vor: Christian IX. solle freiwillig abdanken; Das sei ehrenvoller als am Ende mit Gewalt vertrieben zu werden — daneben aber solle er seinen Sohn, den jetzigen Kronprinzen von Dänemark, mit der Tochter Carls XV. von Schweden vermählen, um seiner Familie die Nachfolge in den nordischen Reichen zu sichern.

Goldstücker giebt mir mehrere Exemplare einer sehr wichtigen Broschüre. Lord Palmerston hat, wie bekannt, im Parlament die Lüge ausgesprochen: Er habe mit der Ordnung der Thronfolge Nichts zu thun gehabt, und die Sache damals gewissermaßen fertig — durch

das Warschauer Protocoll geordnet vorgefunden, während er sie in Wirklichkeit mit dem Kaiser Nikolaus verabredet hatte.

Der dänische Premier-Minister Hall ärgerte sich über Palmerstons dreiste Lüge — und, wie ich hinzufüge, wahrscheinlich lag ihm auch aus wichtigeren, politischen Gründen daran vor der Welt darzuthun, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Dänemark Englands eigenstes Werk sei, daß England mithin die Verpflichtung habe sein eigenes Werk zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Kurz: er ließ in Kopenhagen eine Broschüre drucken, die gar Nichts enthält als Actenstücke, ohne Bemerkungen, ohne allen und jeden Commentar.

Davon benachrichtigt ließ Lord Palmerston durch den englischen Gesandten in Kopenhagen, Sir Augustus Paget, die ganze Auflage aufkaufen und vernichten — und ohne Zweifel, obgleich davon Nichts erzählt wird, und Goldstücker daran nicht denkt, in Kopenhagen auch energische Schritte thun, um eine zweite Auflage zu verhindern.

Vor der Vernichtung aber waren bereits 6 Exemplare nach England gekommen. Eines von diesen ist dem trefflichen Trübner in die Hände gefallen; der hat sie nun auf eigene Kosten neu aufgelegt zu unentgeltlicher Vertheilung an die Mitglieder beider Häuser des Parlaments, und in allen einflußreichen Kreisen. — Ich bekomme hier, wie gesagt, eine Anzahl Exemplare.

Ich glaube nicht — leider! — daß diese Broschüre hier großen Eindruck machen wird. In der Stimmung, in der die Leute hier nun einmal sind, werden sie ganz gleichgültig und ohne sich Rechenschaft davon zu geben, über den Beweis hinweg lesen, daß Palmerston ihnen eine freche Lüge in das Gesicht geworfen hat. Merkwürdig aber war mir, bei dem ersten Blick, den ich in diese Blätter warf, daß Rußland auch den Londoner Traktat sogar nur mit Reservationen angenommen hat, und zwar mit solchen, die ihm vorkommenden Falls die Nachfolge in Dänemark sichern. Wenn man die Leute hier darauf aufmerksam machen könnte, das wäre von Wichtigkeit.

In den späteren Abendstunden kam auch Trübner zum Besuch. Das ist ein wackerer Mann, den ich mich freute wiederzusehen.

16. Februar. Die von Trübner herausgegebenen Actenstücke sind sehr merkwürdig. Der Londoner Traktat besagt, Artikel II:

„Les Hautes Parties Contractantes, reconnaissant comme permanant (sic!) le principe de l'intégrité de la Monarchie Danoise, s'engagent à prendre en considération les ouvertures ultérieures que S. M. le Roi de Danemark jugerait à propos de Leur adresser, si, ce qu'à Dieu ne plaise, l'extinction de la descendance mâle, en ligne directe, de S. A. le Prince de Slesvig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg, issu de Son Mariage avec S. A. la Princesse Louise de Slesvig-Holstein-Sonderbourg-Glücksbourg, née Princesse de Hesse, devenait imminente."

Offenbar haben die übrigen Contractanten durch diesen Artikel die Möglichkeit vorbehalten wollen, vorkommenden Falls, einer Vereinigung Dänemarks mit Rußland vorzubeugen. — Rußland aber hat den Traktat nicht anders ratificirt, als indem es die im Warschauer Protocoll ausgesprochenen Vorbehalte ausdrücklich erneuerte; dort aber heißt es, daß der Kaiser von Rußland seine angeblichen Ansprüche — d. h. des Gottorpischen Hauses — dem Prinzen von Glücksburg (Christian IX.) cedirt, und dann weiter: „Toutefois il est entendu:"

— „que les droits éventuels des deux branches cadettes de Holstein-Gotorp seraient expressément réservés;" — „que ceux dont l'Auguste Chef de la branche aînée ferait l'abandon pour Lui-même et pour Sa descendance mâle en faveur du Prince Chrétien de Glücksbourg et de Sa descendance mâle, renaîtraient dans la Maison Impériale de Russie à l'époque où, ce qu'à Dieu ne plaise, la descendance mâle de ce Prince viendrait à s'éteindre."

Das heißt: da die Länder, die gegenwärtig unter dem dänischen Scepter vereinigt sind, permanent vereinigt bleiben sollen, die Ansprüche des russischen Kaiserhauses ohne Weiteres wieder aufleben, so wie die unmittelbare Nachkommenschaft Christians IX. ausstirbt — die Ansprüche auf die Herzogthümer nämlich —, so bleibt in diesem Fall eben gar nichts Anderes übrig, als daß das russische Kaiserhaus die Krone Dänemark erbt; es wäre vollkommen vergeblich, wenn der

letzte König von Dänemark aus dem Glücksburger Hause irgend etwas Anderes vorschlagen wollte!

Ich sende — durch einen Boten — ein Exemplar der Trübner'schen Broschüre an J. Eyre Crowe, schreibe dabei, was der Artikel 2 bedeutet — und in welcher Weise dessen zweite Hälfte durch die russischen Reservationen aufgehoben wird. Er soll das in einem Zeitungs-Artikel zur Sprache bringen. — Antwort: es wird geschehen, in dem Postscriptum zu einem Artikel, an dem er eben arbeitet.

Diner bei Lady Ely. Nur ein gentleman war eingeladen, um mir Gesellschaft zu leisten, nämlich der Contre-Admiral Eden.

Merkwürdig war mir, wie Einiges besprochen wurde, das die Königin betrifft. — Es ergab sich, daß man von Seiten des Hofs bemüht ist, so viele Ausgaben als irgend möglich von der Civil-Liste abzuwälzen und auf die Staats-Casse zu übertragen. Namentlich werden die Ausgaben für die königlichen Yachten, für die Schiffe, die zum persönlichen Dienst der Königin bereit gehalten werden, von Seiten der Admiralität, nicht der Civil-Liste, bestritten — und die Königin verlangt, scheint es, etwas Viel. — Sie wollte vor Kurzem eine neue Yacht haben, die viele, schwer zu vereinigende Eigenschaften haben und etwas capricieusen Forderungen genügen sollte. Die Herren von der Admiralität, zu denen Eden gehört, scheinen darüber einigermaßen die Geduld verloren zu haben; besonders aber ist ihnen wohl die überreiche Ausstattung bedenklich geworden, die verlangt wird, und sie bereiten sich, Opposition zu machen. „We can bear this sort of thing no longer; we won't submit to it." — Die beiden Damen hörten das mit einer gewissen kleinen Schadenfreude an, als ob sie einen Genuß darin fänden, wenn der Königin ein kleiner Possen gespielt wird.

Doch ist Lady Ely a Lady of the bedchamber.

17. Februar. Ein Briefchen von Lady William Russell. Grote, der Geschichtschreiber Griechenlands, wünscht mit mir bekannt zu werden.

Zu einem „at home", einem Rout bei Lady Waldegrave.

Mrs. Malcolm, mit dieser Dame verwandt, hat meine Einladung vermittelt; sie meinte, es würde mich interessiren die fashio-

nable world Englands in ihrem vollständigen Glanz vereinigt zu sehen.

Lady Waldegrave's Geschichte ist übrigens etwas eigenthümlicher Art. — Sie war mit zwei Lords Waldegrave hintereinander verheirathet — und dazu gehörte viel Muth, denn beide Herren standen, trotz ihres hohen Ranges, in gar üblem Ruf, und waren in der „Gesellschaft" nicht geduldet. Es sollen sehr rohe Gesellen gewesen sein, der eine von ihnen ein schmählicher Trinker. Als auch der das Zeitliche gesegnet hatte, heirathete die Dame zum Dritten einen sehr reichen alten Herrn, der ihr ein großes Vermögen vermachte, und nach seinem Tode ihren gegenwärtigen vierten Mann, den Unter-Staats-Secretär Chichester Fortescue. — Dabei hat sie aber, nach englischer Sitte, ihren Rang als Lady Waldegrave behalten. —

Da sah ich also die englische Geselligkeit in ihrer massenhaften Gestalt — eine lange Wagenreihe vor der Thüre — in der Halle des Hauses und auf der Treppe Diener in hellblauer Livree mit silbernen Achselbändern — gepudert und mit sehr wunderlichen Perrücken. Sie verkündeten mit lauter Stimme die Treppe hinauf, wer ankam. — Neben ihnen hausten in echt eigenthümlich englischer Weise „Reporters" — Abgeordnete der Zeitungen, die emsig notirten, was für glänzende Erscheinungen hier erschienen. Von diesen Herren wurde ich um eine Visiten-Karte ersucht, da ich für sie unbekannt war.

Die Treppe hinangestiegen, fand ich, in vier hell-erleuchteten und kostbar meublirten Zimmern, eine allerdings sehr glänzende Gesellschaft, die durch Gehende und Kommende in einer beständigen Umgestaltung begriffen war.

Ich war natürlich in einer durchaus fremden Welt. Glücklicher Weise gewahrte ich Frederick Elliot und konnte mich durch ihn der Frau vom Hause vorstellen lassen. — Lady Waldegrave ist, wie man von einer so vielseitigen Wittwe wohl erwarten muß, im Verblühen, und hat die Kunst aufgeboten zum Kampf gegen die Zeit. — Sie sagte mir, ich werde Mrs. Malcolm heute nicht hier treffen; und fügte Einiges hinzu, das nicht gerade sehr wohlwollend klang. — Mich selbst nahm sie übrigens sehr gnädig auf.

Da ich hier fremd war, entfernte ich mich bald wieder. — Die Season beginnt.

18. Februar. Gegen 6 Uhr zu der Gräfin Bernstorff. Sie seufzt jetzt ganz unverhohlen nach einer Revolution in Kopenhagen, die uns über alle Schwierigkeiten hinaushelfen könnte.

Ihr Gemahl erscheint und Graf Vitzthum. Die Gräfin wiederholte, was sie schon vorhin gegen mich geäußert hatte, nämlich: es sei auffallend, daß der Haß der Engländer sich immer nur gegen Preußen, nicht gegen Oesterreich wendet; alle die heftigen und beleidigenden Declamationen der hiesigen Zeitungen seien immer ausschließlich nur gegen Preußen gerichtet; Oesterreich wird kaum erwähnt und immer schonend behandelt.

Vitzthum: Das ist das mot d'ordre, das Palmerston gegeben hat. — (NB. Was für ein „all powerful man" Lord Palmerston doch in der That ist! Alle Tagesblätter der „metropolis of the world" — alle ohne Ausnahme gehorchen seinem Wink in dieser Beziehung.) — Lord Palmerstons Bemühungen gehen jetzt dahin, Oesterreich von Preußen zu trennen, und Preußen zu isoliren. — Die Thorheit der Dänen kann nun aber die Lage der Dinge sehr vereinfachen, wenn man sie gehörig zu benutzen weiß. Die Dänen haben nämlich Ordre gegeben, nicht bloß preußische und österreichische Schiffe aufzubringen, sondern auch alle anderen deutschen Schiffe, gleichviel unter welcher anderen deutschen Flagge sie fahren. Dadurch haben sie dem Deutschen Bunde das Recht gegeben, der Krone Dänemark nun auch seinerseits den Krieg zu erklären. Das muß nun geschehen — dann kann auch der Friede nicht anders geschlossen werden, als mit dem Deutschen Bunde, und damit wäre Viel gewonnen. (NB. Weil der Bund den Londoner Traktat nie anerkannt hat.)

Trübners Broschüre kommt all' den Herren — den deutschen Diplomaten hier — sehr erwünscht; ebenso ein Artikel in den Times, den Max Müller, der bekannte Sanskritist zu Oxford, geschrieben hat, und in dem die Rechte Deutschlands in dem Zwist mit Dänemark mit Einsicht und Gewandtheit geltend gemacht werden. — Die Times haben in eigenem Namen darauf geantwortet — aber

in sehr schwacher ungenügender Weise. Bernstorff sprach nun den Wunsch aus, Max Müller möge nur fortfahren in der Polemik und die Times widerlegen. Denn wenn einmal einer unparteiischen Stimme Raum gegeben werde in einer der leitenden Zeitungen, dann komme es hier in England vor allen Dingen darauf an, das letzte Wort zu behalten; Das sei hier in England durchaus entscheidend. Er selbst würde gern das Material zu einer siegreichen Fortsetzung der Polemik liefern, wenn Max Müller es vielleicht nicht ganz vollständig haben sollte. (NB. Vielleicht kann ich das durch Goldstücker vermitteln.)

Weitere Umschau in der englischen Metropole.

A glorious day! das heißt der Nebel war dünner als gewöhnlich; so dünn, daß etwas blasser Sonnenschein durchbringen konnte. Natürlich muß man einen so seltenen Tag möglichst im Freien genießen — ich knüpfe daher meine Wanderungen an Whitehall und betrachte mir die Parks. — Die drei Parks, die wenn sie auch nicht eigentlich zusammenhängen, sich doch mit ihren Spitzen und äußersten Enden berühren, geben den eleganten Stadttheilen ihren eigentlichen Charakter oder bilden wenigstens einen der charakteristischen Züge.

An St. James-Park eilen Equipagen und Reiter durch den Mall vorbei — eigentlich wohl nie in sehr großer Anzahl, da die elegante Welt vorzugsweise einerseits in May-fair — zwischen Pall-Mall und Oxford-Street — andrerseits in Belgravia lebt und aus beiden Stadttheilen auf näheren Wegen unmittelbar nach Hyde-Park gelangen kann. Green-Park, von dreieckiger Form, so, daß die Spitze St. James-Park berührt, die Basis sich längs Piccadilly ausdehnt, dient auch den Fußgängern, für die er allgemein zugänglich ist, nur als Durchgang. Eigentlich ist dieser Park nur eine grüne Wiese mit einzelnen — sehr seltenen — Baumgruppen. Das Gelände steigt aber gegen Piccadilly hin, so daß der Blick von dorther, aus einer gewissen Höhe, auf Buckingham-House, wohl etwas Groß-

artiges hat. So gelangt man zu Hyde-Park-Corner, einem der bemerkenwerthesten und eigenthümlichsten Punkte Londons. Hier schließt das Eisengitter, das Green-Park von der Straße Piccadilly trennt, mit einem gewaltigen Thor aus Portland-Stein, dem Triumphbogen des Titus nachgebildet — auf dem sich die colossale Reiter-Statue des Herzogs von Wellington in die Lüfte erhebt — und gegenüber öffnet sich der Eingang zu Hyde-Park —: gebildet durch eine jonische Säulen-Stellung, die drei antiken Triumphbogen ähnliche Thore mit einander verbindet. Daneben erhebt sich als erstes Haus in Piccadilly Apsley-House — die town residence des Herzogs von Wellington, ziemlich klein dafür, daß es einen Palast vorstellen soll. Die Reiter-Statue des berühmten Herzogs ist aber ein so überaus wunderliches Kunstwerk, wie es die kühnste Phantasie kaum als ein ernsthaft gemeintes träumen könnte. 800 Centner Metall sind dazu verwendet worden — an der Größe liegt es also nicht, wenn das Ding nicht imponirt, nur erschreckt. Der Herzog ist mit dem unmalerischen zweiklappigen Militärhut auf dem Kopf, in einem Militärmantel mit Aermeln und einem langen, herabhängenden Pelerin-Kragen, der natürlich die ganze Gestalt formlos macht, dargestellt, und aus dem Stehkragen, den der Mantel außerdem noch hat, scheint nur die gewaltige römisch-gebogene Nase des tapferen Mannes hervorzuragen.

Um den Eindruck des Unerhörten ganz vollständig zu machen, ist diese wunderbare Statue dann auch noch in die Quere auf den Triumphbogen gestellt; d. h. nicht in der Richtung des Thorwegs, der unten durchführt, sondern quer darüber. — Der tapfere Herzog sieht aus als wäre er da oben in großer Verlegenheit und wüßte nicht, wie er herunter kommen soll aus seiner erhabenen Stellung; als habe er sein Pferd seitwärts gewendet, um zu sehen, ob nicht da vielleicht ein Weg hinunter führt. —

Hyde-Park, der etwa um ein Achtel kleiner ist als der Berliner Thiergarten ohne dessen neue Erweiterung, ist übrigens auch nur ein mächtiger Wiesenplan, mit hin und wieder zerstreuten, ziemlich spärlichen Baumpflanzungen. — Das südliche Gitter entlang geht Rotten Row — aus route du roi corrumpirt, über eine englische Meile lang — aber von etwas trostlosem Anblick —: der Boden

der Bahn ist wie der einer regelrechten Reitbahn, tiefer Sand, und ringsum keine Spur von Schatten. — Ueberhaupt überzeugt der Anblick dieser Parks wohl sofort einen Jeden davon, daß die Sonne nicht sehr mächtig ist in England; Schatten brauchen die Leute nicht.

Am Serpentine-River, der künstlich aus allen Quellen und sumpfigen Stellen des Geländes zusammengeleitet ist, liegt ein Rettungshaus der Royal humane society. Das könnte dem Fremden sehr wunderlich erscheinen, wenn er nicht zu gleicher Zeit erfährt, daß früh Morgens eine große Menge Knaben in diesem Wasser baden.

Kensington Gardens ist ein weiter, sorgfältig gepflegter Garten, mit alten Bäumen, Rasenplätzen, Blumenstücken und reinlich gehaltenen Wegen.

Whitehall — a noble street — ist breit, von stattlichen Gebäuden eingefaßt. An dem einen Ende durch die Thürme von Westminster — der Abtei und des Parlaments-Gebäudes — an dem anderen Ende durch die Nelson-Säule auf dem Trafalgar-Platz malerisch abgeschlossen. — Rechts das Banqueting-House, das man Anfang und Ende des alten Palastes nennen kann, den Cardinal Wolsey erbaut hat, und den Heinrich VIII. für sein Eigenthum erklärte; es ist von Inigo Jones erbaut, der Anfang des Neubaus, den Jacob I. beabsichtigte — und Alles, was von dem Palast überhaupt übrig ist. — Ziegelbau mit korinthischen Wandpfeilern von Portland-Stein, in Palladio's Styl, schwerfällig, aber von einer gewissen Tüchtigkeit. — Was dahinter liegt, birgt, in allerhand unregelmäßigen Gebäuden, zeitweilig das auswärtige Ministerium. — Aus dem zweiten Fenster des Banqueting-Hauses soll Carl I. auf das Blutgerüst herausgetreten sein. —

Betrachte mir den Westminster-Palast von Außen. Ein gewaltiges Gebäude, an dem gewiß Vieles zu loben ist, und das durch die großartigen Verhältnisse imponirt. — Der spät-gothische Styl, überreich an Verzierungen, ist offenbar gewählt worden, als dem Theil der Westminster-Abtei-Kirche entsprechend, der dem Gebäude gegenüber liegt, nämlich der berühmten Kapelle Heinrichs VII. — Verunstaltet wird aber das Ganze sehr durch ein darangeklebtes modernes Gebäude,

in dem mehrere Gerichtshöfe ihre Sitzungen halten. Von einem mittelmäßigen Architekten, Sir Hans Saone, dem früheren Parlaments-Gebäude angefügt, ist es nicht allein modern sondern schlecht. Die westliche Seite namentlich, die an St. Stephans-Porch stößt, eine vollkommen schmucklose Ziegelwand.

Die alte Westminster-Halle ist nun beinahe ganz von den neuen Gebäuden eingeschlossen: im Süden stößt der neue Palast daran, im Osten die Eingangshalle, zu der St. Stephans-Porch führt, im Norden Sir Hans Saone's Gebäude; nur von Westen her ist sie noch unmittelbar zugänglich.

Vor dem Palast steht seltsamer Weise eine Reiter-Statue des Richard Löwenherz, von der sich weder viel Gutes noch viel Böses sagen läßt (Erz). — Aber was in aller Welt hat wohl Richard Löwenherz gerade an der Stelle zu thun? — Gerade dieser König, der wahrhaftig kein großer Beförderer parlamentarischer Regierungsweise war und noch dazu vor der Ertheilung der Magna Charta regierte, die der landläufigen Ansicht für die Grundlage der heutigen englischen Verfassung gilt; ein König also, der auch nach dieser Ansicht einer anderen, der vorparlamentarischen, Periode angehört. Ich werfe dann einen Blick in das Innere der weltberühmten Halle, in der so manche Scene von weltgeschichtlicher Bedeutung gespielt hat — vor Allem der Proceß Carls I. — Hier standen auch der tapfere Schotte Wallace — Sir Thomas More — der Protektor Sommerset — Elisabeths Liebling Essex — und der von seinem König so elend preisgegebene Stafford, vor einem Gericht, das in keinem einzigen dieser Fälle ein redliches war! — Und welche Scenen des Glanzes und der Pracht sind hier verschwenderisch entfaltet worden! — Alle früheren vielleicht überbietend in unseren Tagen noch die Krönung Georgs IV. — Sie ist auch groß genug für solche Zwecke — sonst aber ein öder Raum mit einfach geweißten Wänden, der vernachlässigt, nicht allzu sauber und sogar etwas wüst und trübe aussieht. Besonders bei feuchtem Nebelwetter, wie es in London gewöhnlich herrscht und auch heute wieder alle Gegenstände farblos beleuchtete. Der Raum ist im buchstäblichen Sinn eine „Halle" — d. h. ein Raum, in den man von der Straße her, durch die immer offene Thür ganz

unmittelbar gelangt, und sie ist auch, wie Guildhall, ein Durchgang für eine Menge Menschen, die in das Innere des Palastes eilen — ein Durchgang zu den Gerichtshöfen, die in dem nordwärts angebauten elenden Gebäude tagen. — Und da so viele Menschen beständig hindurchschreiten, läßt es sich auch das hoffnungsvolle Geschlecht der Straßenkinder nicht nehmen, hier sein Wesen und mitunter seine Spiele zu treiben.

Sowohl dieses Treiben giebt dem Raum sein echt englisches Gepräge als das Dach. Auch diese Halle ist oben offen bis zu dem First des Daches, und das Sparrenwerk — das ich freilich des Nebels wegen nicht ganz deutlich sehen konnte — steigt ganz wie in Guildhall und der Tempelhalle ohne Streckbalken in die Höhe. Diese Bauart ist, scheint es, typisch geworden und eben dadurch recht eigenthümlich englisch. Ich ging durch St. Stephanshall und Centralhall, durch einen Corridor und den „Lobby“ genannten Vorsaal zunächst in das Haus der Gemeinen: einen angemessen weiten Raum, dessen einfache, anspruchslose Ausstattung einen günstigen Eindruck macht, weil sie sofort anschaulich macht, daß es Ernst ist mit den wichtigen Dingen, die da in geschäftlicher Weise besprochen werden sollen. Für die vielgerühmte Oeffentlichkeit der Sitzungen ist aber nur in sehr beschränkter Weise gesorgt; in so beschränkter, daß man glauben sollte, die Herren hätten nicht gern viele Zuhörer. Uebrigens ist im Allgemeinen der Andrang auch nicht sehr groß, so daß der Raum vollkommen genügt.

Aus dem Vorsaal — Lobby — gelangt man, eine Seitentreppe hinab, in den Cloister-Court genannten Hof. — Nebst der Krypta der Stephanskapelle und der Westminsterhalle ist der Kreuzgang um diesen Hof der einzige Rest der alten Klostergebäude, der in den neuen Palast hineingebaut ist, und er ist in seiner Art sehr schön. Wirklich bewundernswerth sind die eigenthümlichen Fächergewölbe, die ausschließlich nur in spätgothischen Bauten in England vorkommen und sonst nirgends. Sie sind schön, obgleich man nicht leugnen kann, daß der Eindruck ein befremdender ist. — Die Seite dieses Kreuzganges, die an der Wand der alten Westminsterhalle entlang geht, hat nach Innen, nach dem Hof zu, einen Ausbau, einen Pavillon, der ein Gemach von mäßigem Umfang einschließt. In diesem Raum,

den ich auch betrat, soll, wie die Tradition berichtet, Carls I. Todesurtheil unterzeichnet worden sein.

Zurück in die Centralhall und von dort aus in das Haus der Lords, das einen großartigen Eindruck eines überaus reichen Prachtbaus macht. Es ist bedeutend größer als der Saal der Gemeinen. Die Galerien für das Publikum an den beiden langen Seiten sind von reichem über und über vergoldetem Schnitzwerk, im Spitzbogen-Styl. — Ueber denselben öffnen sich in der Wand zu jeder Seite sechs große Spitzbogen-Fenster, deren Rahmen gemalte Scheiben füllen — und die ganze Scene muß sich während der Abendsitzungen noch glänzender ausnehmen, da die Fenster alsdann von außen durch Lampen erleuchtet werden. — Und dennoch — oder vielleicht eben deswegen — bleibt im Ganzen der Eindruck, daß die eigentlichen Geschäfte dort drüben, in dem einfachen Saal der Gemeinen, abgegemacht werden — daß dieser Saal hier mehr ein Prunkgemach ist.

Die Architektur des Parlaments-Gebäudes und der Westminster-Kirche von Außen betrachtet. Die sehr schlechten beiden Thürme sind Sir Christopher Wrens Werk. — Im Uebrigen fällt an dem äußerlich etwas schwerfälligen Bau auf, daß die Kuppel oder Laterne über dem Kreuzpunkt der Kirche fehlt; nur die Unterlage dazu ist da. Es lag also im Plan, dort den gewöhnlichen, abschließenden Bau zu errichten, die Ausführung aber ist unterblieben. Das trägt wohl auch zu der Schwerfälligkeit des Ganzen bei.

Die Kirche ist von einem Baumeister gebaut, der aus Frankreich, aus Sens, vom dortigen Dombau nach England beschieden war, und dem eben der Dom zu Sens als Muster vorschwebte. — Die Kapelle Heinrichs VII. dagegen, die als Verlängerung der Kirche an den Chor angebaut ist, die ist natürlich mit ihrer überreichen Architektur im spätesten gothischen Styl gehalten, der alle horizontalen Linien, alle Rundungen, selbst die großen schönen Fensterrosen der früheren Zeit ausschließt und folglich nicht mit Unrecht in England „perpendicular“ genannt wird.

Von hier ging ich dann in die Westminster-Abtei (Kirche), deren Inneres ich zum ersten Mal betrat — und wirklich — so wenig auch das Aeußere der Kirche zu den schönsten oder imposantesten Spitzbogen-

Bauten gezählt werden kann — so schlecht die Thürme, so schwerfällig die Seiten-Portale sind —: das Innere ist von überraschender Schönheit. Der Blick durch das südliche Querschiff, unter der schönen Gewölbung bis zu dem nördlichen Eingangsthor und der großen Fensterrose darüber ist wahrhaft überraschend. Und um so mehr, da man sich, alle Wände entlang, von Denkmälern umgeben sieht, die in ihrer Gesammtheit jedenfalls imponiren. Alles großartig und schön.

Im Innern der Kirche, im südlichen Kreuzschiff, den Poeten-Winkel, „the poet's corner" besucht. Die Monumente zeigen eine gar merkwürdige Reihe von Namen, die mannichfache Erinnerungen wecken und Ehrfurcht einflößen; als Kunstwerke freilich sind sie nicht gerade sehr bedeutend.

Natürlich ist es Shakespeare's Denkmal, daß vor allen anzieht; es ist von Sheemakers 1742 ausgeführt und für seine Zeit nicht eigentlich schlecht zu nennen, wenn auch natürlich nichts weniger als frei von Manier, die sich in einer sehr gezwungenen Stellung des Dichters gefallen hat. Der Kopf ist nach einem herkömmlich gewordenen Typus gearbeitet, der bekannte conventionelle Shakespeare, dem man es ansieht, daß er eben nicht ein wirkliches Porträt ist. Hier etwas sentimental gehalten. Kein Kopf, wie sie im 16. Jahrhundert den Leuten auf den Schultern saßen. — Die Figur des Dichters steht, auf seine Werke gestützt, vor einer flachen Wandnische auf einer Console und diese ist mit drei Köpfen geziert, den Bildnissen der Königin Elisabeth, Heinrichs V. und Richards III. Merkwürdigerweise sind diese Köpfe als Kunstwerke besser als die Statue selbst. — Der Kopf Elisabeths ist zudem unverkennbar ein treues Porträt; die beiden Könige scheinen mehr überlieferte Typen — und namentlich Heinrich V. sieht aus, wie sich das Volk einen Liebling gern denkt.

Schräg gegenüber an der Rückwand des Kreuzganges steht Händels großartige Gestalt von Roubiliac, ebenfalls vor einer flachen Mauernische. Sehr manierirt zu nennen, wie man das von einem Künstler aus dem Jahr 1759 nicht anders erwarten darf, und dennoch nicht ohne Verdienst. Die Statue entspricht in dem Eindruck, den sie macht, dem Charakter Händels; sie hat etwas Erhabenes, Energisches, Lebens-

frohes. — Ich machte einen Gang durch die Kapellen und sah zunächst die berühmte Kapelle Heinrichs VII. Diese steht an der Stelle einer älteren „our Lady's chapel"; — und ist eine vollständige kleinere Kirche, die ihr Mittelschiff und ihre beiden Seitenschiffe, so wie ihren halbrunden Chor hat, der größeren Kirche in der Richtung ihrer Längen-Achse angefügt. Sie ist imposant, has something lofty, und man muß sie selbst schön nennen; sie macht dadurch einen gewissen harmonischen Eindruck, daß der späteste, reichste gothische Flamboyant-Styl hier mit großer Folgerichtigkeit seiner durchaus perpendiculären Linien in Allem, selbst in den Chorstühlen, durchgeführt ist. — Dann kann man sich aber nicht verbergen, daß diese reichste Entfaltung des Spitzbogen-Styls schon wieder Entartung ist. Die tritt hier überall hervor, sobald man sich Rechenschaft von dem Besonderen der Erscheinung giebt. Namentlich sieht man das Gewölbe nicht ohne eine mißbilligende Verwunderung. Es ist eines jener Fächergewölbe, die den englischen Bauten später Gothik eigenthümlich sind. Sie machen im Allgemeinen einen überraschenden Eindruck eigenthümlicher Schönheit; hier aber hat der Baukünstler ein gar absonderliches Kunststück ausgeführt. Von jedem der kleinen rautenförmigen Spiegel, die sich in dem Gewölb zwischen je vier aufstrebenden Fächern bilden, hängt ein reich und sauber verzierter und ausgemeißelter Zapfen in den Raum hinab. Wie widersinnig, in dieser Weise Gewichte an ein Gewölbe zu hängen. Ueberhaupt ist ein solches Virtuosenthum, das sich in der überwundenen Schwierigkeit gefällt und mit ihr spielt, ohne daß dabei etwas Weiteres, Reelles beabsichtigt wäre, wohl vor Allem in der Architektur unleidlich. Ein solches Virtuosenthum ist überhaupt in der Kunst wohl nur da einigermaßen erträglich, wo die hervorgerufene Erscheinung eine rasch an den Sinnen vorübergehende ist. Die Tanzkunst kann das Virtuosenthum wohl kaum entbehren; ja da ist es zu dulden, wenn es sich als Träger einer künstlerischen Absicht bewährt. Schon in der Musik wird es sehr leicht bedenklich — in den Künsten aber, deren Werke vor Allen den Eindruck des Dauernden machen, in der Sculptur und Baukunst, ist es eigentlich gar nicht zu ertragen.

Der offene Raum zwischen den Pfeilern ist so vollständig durch

die Chorstühle geschlossen, daß die beiden Seitenschiffe dadurch als besondere Kapellen abgesperrt werden. — Diese Kapelle ist die Kapitel-Kirche des Bath-Ordens; ein jeder Ritter dieses Ordens hat hier in der Reihe der Chorstühle seinen Sitz; da steht hoch oben auf der Lehne, die bis an die Wölbung hinanreicht, sein vergoldeter Turnierhelm mit dem heraldischen Helmschmuck und darunter sein Schwert. Von dem Gewölb herab weht sein Banner mit dem Wappen. An dem Sitz selbst sind die Namen seiner beiden Knappen — Esquires — eingeschrieben.

Eine schöne Sitte! — Schade nur, daß die Helme und Schwerter etwas gar zu dürftig und leicht — unsubstantial — angefertigt sind; etwas gar zu sehr wie Kinderspielzeug aussehen. Dann ist auch die Sitte unterbrochen worden. Da im Laufe der großen napoleonischen Kriege die Zahl der Ritter gar sehr vermehrt, der Orden in mehrere Klassen getheilt wurde, wußte man, scheint es, nicht mehr recht, wie man sich benehmen sollte. Der Orden paßte nicht mehr in die Kapelle. Man nahm die Helme und Paniere der verstorbenen Ritter nicht mehr herab, weil man nicht wußte, welchen unter den vielen neuen Rittern man die erledigten Sitze einräumen sollte. So wehen denn da auch jetzt noch die Fahnen derjenigen Ritter, die vor der Erweiterung des Ordens im Besitz waren. Es ist wohl von ihnen keiner mehr am Leben. Die beiden Seitenschiffe machen, eben weil sie geschlossen als besondere Kapellen gesehen werden, eigentlich keinen günstigen Eindruck. Sie sind zu schmal für die großen Monumente der beiden Königinnen, die darin stehen (Elisabeth und Maria Stuart) — und eben weil neben diesen mächtigen Denkmälern zu jeder Seite nur ein schmaler Gang bleibt, so daß man nur einzeln daran vorbei kann, weil auch noch andere Monumente da herumstehen, ohne sich der architektonischen Anordnung zu fügen — und ziemlich regellos den Raum verengen, sehen diese Kapellen aus, wie in Weise einer Rumpelkammer angefüllt — incumbered.

Und hier stößt das Auge auf ein Wahrzeichen architektonischer Entartung, das noch viel ungünstiger wirkt, als das Gewölbe, da dies am Ende sogar noch durch den Charakter der Kühnheit bestechen könnte. Die hohen sehr schmalen Fenster dieser Seitenschiffe sind nämlich ausgebauscht, so daß jedes von ihnen, von Außen gesehen,

ein kleines Thürmchen bildet, das halb aus der Mauer hervorspringt. Von Innen gesehen dagegen, bildet jedes dieser Fenster eine kleine winkelige Vertiefung. Die Stäbe des aufstrebenden Maßwerks, die Ecken dieser winkeligen kleinen Buden bildend, zerschneiden die Fenster in gar schmale Scheibenstreifen. Der Außenseite geben diese ausgebauschten Fenster, diese zahlreichen Halb-Thürmchen, wenn man will, das Ansehen eines überschwänglichen Reichthums der Architektur —: von Innen aber ist die Sache schlimmer. Wenn man von dem engen und etwas chaotisch überfüllten Raum der Kapelle aus durch die winkeligen Fenstervertiefungen, durch diese schmalen und gebrochenen Scheibenflächen in das Tageslicht hinaus blickt, hat man den Eindruck von etwas Kleinlichem und zugleich Verkehrtem.

Wie friedlich die beiden Königinnen so nahe bei einander ruhen! — Es macht keinen Unterschied mehr, daß die Eine den Kopf auch unterm Arm tragen kann! —

Die liegende Gestalt der Königin Maria ist mit großer Sorgfalt und Zartheit ausgeführt, ohne doch eigentlich bedeutenden künstlerischen Werth zu haben. — Ein schöner feiner weiblicher Kopf, der auch ähnlich sein mag, denn er hat etwas Individuelles. Störend ist nur der unschön behandelte Mund. — Sonst hat die Sculptur Etwas, das der Baukunst der Zeit, der sogenannten Renaissance, verwandt erscheint; — man muß sie, wie manche Sculpturen jener Zeit, manierirt nennen, ohne daß man doch den Styl deshalb gerade unbedingt verwerfen könnte.

Gar merkwürdig ist das Denkmal der Königin Elisabeth; die Gestalt der Königin, obgleich das Werk eines Künstlers, der allem Anschein nach nicht viel mehr als ein geschickter Handwerker war, ist dennoch eines Studiums werth — denn sie ist in hohem Grade charakteristisch. Die Porträt-Aehnlichkeit des Kopfes ist überzeugend — und dieser Kopf mit der stark zurückweichenden Stirn und den entschiedenen Zügen, genau so wiedergegeben, wie er im hohen Alter geworden war, ist merkwürdig genug. Selbst das historisch treue Costüm der steif geschnürten Königin steigert den Eindruck des Charakteristischen, den das Ganze — unschön aber belehrend — macht.

Ich betrachte mir verschiedene Monumente — darunter das des

Herzogs von Buckingham (Villiers), den Felton ermordete. — Sehr rohe Arbeit; nicht besser als die Reiter-Statue in Charing-Croß. Es ist zum Verwundern, daß man sich mit dergleichen Sculpturen begnügen mochte in England, zu einer Zeit, wo man ebenda van Dyck als Maler besaß.

Kapelle Eduards des Bekenners.

Die beiden ersten Sarkophage, die gleichsam am Rande des erhöhten Raumes stehen, den die Kapelle bildet — sind vielleicht die merkwürdigsten von allen. Der erste ist das Grab Heinrichs IV. und unendlich besser als die roh gearbeiteten Sculpturen aus einer um hundert Jahre späteren Zeit, aus den Tagen Eduards III.

Besonders merkwürdig aber ist der zweite, auf dem eine weibliche Gestalt von vergoldetem Erz ruht. — Die Gemahlin Eduards III.; „Ci git Alianor jadis royne d'Angleterre, femme a Mr. Eduard Fitz-Henry" besagt die Inschrift. Die Gestalt soll das Werk eines Italieners sein. Daß der jugendlich schöne Kopf kein Porträt ist, sieht man auf den ersten Blick — es ist ein idealer Kopf — aber es ist eine Kenntniß der Antike darin, und ein Streben sie nachzubilden, in ihrem Geist zu schaffen, die in das höchste Erstaunen setzen, wenn man erwägt, daß man hier ein Werk des 13. Jahrhunderts vor sich hat. — Ist dergleichen auch sonst in der Schule des Nicolo di Pisa etwa zu gewahren? Ich kenne sie zu wenig. Aber vereinzelt kann eine Erscheinung wie diese doch unmöglich dastehen.

Ich sah hier auch das Grab — the shrine — König Eduards — den alten, einfachen Krönungsstuhl der schottischen Könige und darunter den berühmten Stein von Scone — beides Pfand der Herrschaft über Schottland, von dem Plantagenet Eduard I. hierhergebracht — und vergebens, da sie seinen Sohn nicht dem schottischen Helden Robert Bruce ebenbürtig machen konnten. — Ich sah da auch den Krönungsstuhl, der nach dem Muster jenes alten für die Gemahlin Wilhelms des Dritten angefertigt wurde, und den rostigen, bestaubten Helm Heinrichs V. — Der ist ein geschlossener, wie sie schon im 14. Jahrhundert üblich wurden.

Die Engländer haben wenig Sinn für Styl in der Sculptur

und ihre Künstler gerathen oft auf gar seltsame Abwege. Die Monumente sind meist schlecht — und von Zeit zu Zeit stößt man auf eines, das durch eine gewisse Kühnheit im Absurden, durch eine eigenthümliche prosaische Ueberschwenglichkeit geradezu in Erstaunen setzt. Zu diesen gehört das Denkmal des Admirals Tyrrel († 1766) von Reed; Relief hoch an der Wand; umgeben von allegorischen Figuren und Emblemen, zwischen steinernen Wellen und steinernen Wolken, schwebt der Admiral in antiker Nacktheit zum Himmel empor — und wie die dünnen Beine des Admirals vom Himmel herunterhängen, das ist rührend anzuschauen.

In dem Kirchenschiff erfreute ich mich wieder des schönen, wahrhaft erhebenden Anblicks des Ganzen — dann betrachtete ich mir das große Denkmal des berühmten Charles James Fox, von Westmacott. Es ist sehr anspruchsvoll und erhebt sich am Ende doch nicht über das Banale; — mit dem feisten Helden war wohl jedenfalls nicht Viel anzufangen, soviel Mühe der Künstler sich auch gegeben hat, das embonpoint zu mäßigen und das aufgedunsene Gesicht zu idealisiren — und wenn man nun einen solchen unförmigen Klumpen in alltäglichen Allegorieen verherrlicht, den lockeren Taugenichts und rohen Wüstling im Schooß einer alltäglichen Frauensperson sterben läßt, die man für die Freiheit halten soll — wenn dann noch ein Paar sehr unglücklich idealisirte Neger, dankbar und trauernd an dem Sterbebette des „Menschenfreundes" knieen — der am Uebermaß sinnlicher Genüsse starb —: was kann das Alles zusammen viel sein? — Man sieht wohl, der Künstler hat an alle die Herrlichkeiten selber nicht ernsthaft geglaubt. Sein Werk wird auch keinen Anderen gläubig stimmen.

Es ist wohl überhaupt ein eigenthümliches Ding um die Verherrlichung verschollener Größen, deren Ruhm keine Wurzeln hat im lebendigen Andenken des Volks, wenn sie in so überschwenglicher Weise durch ein so großartiges Denkmal bewirkt werden soll.

Und namentlich wenn die wenigen Gebildeten, die überhaupt noch von dem Mann wissen, nicht ohne Einschränkung an seine Größe glauben. — Dergleichen bleibt immer im Bereich des Gemachten, und erhebt sich selten zu belebender Wirkung. — Eine einfache Bildniß-Statue dagegen hat immer ihr Interesse und ihren Werth.

In diesem Fall mag es übrigens wohl politische Demonstration gewesen sein, dem Führer der Opposition mit so vielem Pomp und Geräusch als möglich ein Denkmal zu setzen — und daß die Kunst sich im Dienst der Partei-Taktik nicht zu einer wahren Begeisterung zu erheben vermochte, ist am Ende natürlich genug — und wäre auch wohl da geschehen, wo die Kunst mehr zu Hause ist als in England.

Die Monumente sind alle sehr großmächtig und anspruchsvoll, aber von geringem Kunstwerth; eines der Denkmale macht jedoch eine überraschende Ausnahme: es ist dasjenige, welches Louis Philippe von Orleans und Frankreich seinem Bruder Montpensier gesetzt hat. Eine sehr schöne liegende Figur auf einem Ruhebett — und sie ist von Westmacott! — Wie hat der so etwas Vortreffliches zu Stande gebracht, das mit allen Ehren unter den besten Werken moderner Sculptur stehen könnte? — Es hat doch ein Jeder glückliche Momente, in denen er sich über sein gewöhnliches Maß erhebt.

Das weitläufige Monument Sir Isaak Newtons — im Perrücken-Styl.

Weiterhin Sir Stamford Raffles, sehr schön; sitzende Figur, lebensgroß, von Chantrey, in dem ich doch den besten Bildhauer anerkennen muß, den England je gehabt hat. Der geistreiche Kopf Sir Stamfords ist namentlich sehr lebendig, sehr geistreich behandelt. —

* * *

Nach dem Tower gefahren. In den engen Straßen ist während der Geschäftsstunden der Verkehr der Art, daß alle Augenblicke angehalten werden mußte, ja daß es zuweilen zweifelhaft schien, ob wir überhaupt durchkommen würden. An einigen Stellen, wo die Sache hoffnungslos schien, bogen wir auch aus in eine andere Straße — um einige hundert Schritte weiter in ein neues Gewirre von Frachtwagen und Karren zu gerathen oder hinter einem riesigen, mit riesenhaften Pferden bespannten Frachtwagen, der beinahe die ganze Straße sperrte, zu warten, bis die schmale Passage, die daneben blieb, auf einen Augenblick frei wurde.

Endlich gelangte ich zum Tower, in dessen Umgegend es wüst und

unordentlich aussieht, wie in einem armen und vernachlässigten Stadttheil. Schlechte, zum Theil etwas baufällige Häuser — vor uns, jenseits des jetzt trockenen Grabens, die alte Burg mit ihren vielen runden Thürmen, und dem hohen mächtigen Donjon, dem viereckigen Bau, der aus den Zeiten Wilhelms des Eroberers herrührt und aus der Mitte der Burg hoch emporragt — the white tower genannt — aber jetzt nicht mehr weiß — sondern mit „flint“ bekleidet, wie das in England sehr beliebt ist, d. h. mit unregelmäßigen, nur an der Außenseite geglätteten Feldsteinen. — Links zur Seite, wenig erhöht, Trinity-Square, ein Oval von Rasen und Bäumen — mit Blut getränkt! — Denn gar oft hat dort das Blutgerüst gestanden.

Sobald eine hinreichend zahlreiche Gesellschaft beisammen ist, erscheint einer der dazu angestellten Fremden-Führer. — Sie haben eine eigenthümliche Tracht, scharlachrothe Röcke von mittelalterlichem Schnitt und niedrige runde Hüte von Plüsch, mit einer Art Kreuz, ich glaube von künstlichen Rosen, Disteln und Shamrock umwunden. — Die Leute sind alte Soldaten, tragen stattliche Vollbärte und nehmen sich recht gut aus.

Der Tower bildet ein nicht ganz regelmäßiges Fünfeck — der Eingang ist über eine steinerne Brücke, welche die Stelle der Zugbrücke früherer Zeiten einnimmt — durch ein Thor zwischen zwei mächtigen Thürmen, an der Themse.

Ich sah den Thurm, in dem die Königin Elisabeth gefangen gesessen hat und „the traitor's gate“ — ein Thor in der äußeren Umfassungsmauer, durch das Stufen zu dem Strom hinunter führen. — Durch dieses Thor wurden die Staatsgefangenen eingeführt. — Gegenüber in der Häuserreihe erhebt sich „the bloody tower“ — der Thurm, in dem die Söhne Eduards (des Vierten) ermordet wurden, und der Führer läßt durch ein Gitterfenster neben dem Spitzbogen-Thor in einen dunklen öden Raum hineinsehen: da geht die enge steile Treppe hinauf, unter der die Gebeine der unglücklichen Knaben gefunden wurden.

Der Thorweg durch the bloody tower führt in den inneren Hof der Burg, in dessen Mitte sich Wilhelms des Eroberers Bau, the white tower, erhebt.

Der königliche Palast, der sich hier einst zwischen dem Weißen Thurm und dem Strom erhob, vor dem so manches glänzende Turnier gehalten wurde — in dem Englands Könige so oft gehaust — so oft glänzende Feste veranstaltet haben — von dem aus sie in aller malerischen Pracht, die das Mittelalter aufzubieten wußte, ihren Krönungszug durch die engen Straßen der damals wirklich bewohnten City nach Westminster antraten —: der ist längst verschwunden — Alles ist hier jetzt Caserne, Zeughaus und Gefängniß.

Mit dem Palast sind auch alle heiteren glänzenden geschichtlichen Erinnerungen des Towers verschwunden. Die Erinnerungen dagegen, an die der Ort wirklich gemahnt, deren Denkmale greifbar vor uns stehen —: die sind durchaus anderer Art! — sie sind furchtbar düster und blutig! — Man hat das Gefühl, daß man an einem unheimlichen Ort umher wandelt.

Wir wurden durch die Rüstkammer geführt und Queen Elisabeth's armoury — Sir Walter Raleighs angebliches Gefängniß — der verhängnißvolle Block — dann, nachdem wir den Weißen Thurm wieder verlassen hatten, in den „Juwelen-Thurm" zu den Kronjuwelen, die ich mir zwar nicht schöner gedacht hatte, denn das wäre kaum möglich, wohl aber in größerer Masse beisammen. Nur die Regalia, die Kronen und Scepter werden hier aufbewahrt.

Endlich „Beauchamp tower", wo so viele Gefangene qualvolle Tage und Jahre verlebt haben.

* * *

Besuch in der National portrait gallery, einer Sammlung, die der Nation gehört und zu deren Vermehrung das Parlament 2000 Pf. St. jährlich bewilligt hat. Die Sammlung ist von ziemlich problematischem Werth. Die Verwaltung hat es sich zum Gesetz gemacht, daß nur authentische Porträts geschichtlicher Personen aufgenommen werden —: der Begriff des Authentischen scheint dann aber nicht mit gehöriger Schärfe und wirklichem Verständniß festgestellt worden zu sein. Ist die Authenticität im allerengsten Sinne des Worts zu verstehen und will man nur solche Bildnisse haben,

zu denen die betreffenden Personen wirklich gesessen haben? Wie wollte man Das wohl ermitteln? — Es müßte denn durchaus von Werken bekannter Künstler ersten Ranges sein.

Soviel ist gewiß, vor lauter Authenticität ist diese Galerie in den Besitz einer Anzahl Bildnisse gekommen, die ganz gut Wirthshausschilde gewesen sein könnten.

Da ist namentlich haarsträubend Sir Walter Raleigh und ein Bildniß der schönen Maria Stuart, das böse Träume verursachen könnte. Und doch ist dieses Bildniß berühmt; die reizende Königin soll dafür gesessen haben — woran sie sehr Unrecht gethan hat. Es ist grauenhaft verzeichnet und von der rohesten Ausführung. Die stieren hellblauen Augen wird man nicht so bald wieder aus dem Gedächtniß los!

Natürlich kommen dann auch bessere vor —: Elisabeth von der Pfalz (und Böhmen) von Mierevelt und selbst Robert Walpole von van Loo.

Es finden sich hier nicht weniger als vier authentische Shakespeare-Bildnisse, die so wenig mit einander gemein haben, daß sie in der That nicht ein und dasselbe Individuum zu vergegenwärtigen scheinen.

Zuerst eine Maske: Gips-Abguß von der Maske, die zu Stratford on Avon auf dem Grabe des Dichters steht. Die anspruchslose Arbeit eines untergeordneten Künstlers, die aber gewiß im Profil ähnlich ist. Die Linie des Profils ist edel, fein und schön. En face dagegen geben ihm die Breite der Unter-Kinnlade und die hängende Unterlippe einen Ausdruck von Faulheit und Dummheit, der dem großen Shakespeare gewiß nicht eigen war.

Daneben, als ein kostbares Juwel gehütet, unter Glas, der berühmte Chandos-Shakespeare, bekanntlich so genannt, weil er durch den Herzog von Chandos, dem er gehörte — der ihn, ich weiß nicht wo, aufgetrieben hatte und soviel Lärmen als möglich davon machte, — eine durch lauter Aeußerlichkeiten veranlaßte, in der That sehr unverdiente Berühmtheit erhielt.

Das ist das Bildniß eines schwarzbärtigen Mannes, der nicht sehr edel aber sehr energisch aussieht — so, als könnte er bei Gelegenheit auch wohl ruchlos sein — gewiß nicht der Dichter. — Selbst die

Ohrringe sind verdächtig, da keines der unstreitig gleichzeitigen Bildnisse Shakespeare's eine Spur dieses Schmuckes zeigt. — Es sind nämlich noch zwei Kupferstich-Bildnisse von ihm da, die zwar untereinander gar keine Aehnlichkeit haben, und auch der Büste nicht gleichen; ja, von deren keinem man glauben kann, daß es wirklich dem lebendigen Menschen entschieden geglichen habe —: aber sie sind beide zu des Dichters Lebzeiten verfertigt und herausgegeben, und alle drei — die beiden Kupferstiche und die Büste, deuten wenigstens auf denselben Typus von Kopf —: auf eine sehr hohe Stirn und einen blonden blauäugigen Mann. Kurz die Aehnlichkeit liegt gewiß in dieser Richtung, himmelweit ab von dem Chandos-Shakespeare.

Merkwürdig sind dann auch drei Büsten von rother Terra-Cotta; einhalb, oder zweidrittel Lebensgröße —: Hampdon, roh gearbeitet, aber ein wirkliches, kein Phantasie-Porträt. — Oliver Cromwell, gut genug, um von der merkwürdigen Persönlichkeit einen ungefähren Begriff zu geben — der Lord-Protektor soll dafür gesessen haben. Das kann gar wohl sein. — Endlich Hogarth, der Maler, von Roubiliac; sehr gelungen, und vielleicht um so besser, weil nicht sehr sorgfältig ausgeführt — denn gar manche Büste, die gut angelegt ist, wird dann in der sorgfältigen Ausarbeitung verdorben. Es ist ein merkwürdiger Kopf, der viel Geist und eine große Energie verräth — Züge, die sich dem Gedächtniß einprägen.

Drei Bilder sind von Sir Thomas Lawrence: nämlich Georg IV., ganz scharf im Profil, da das Bild als Studium für die Münze gemalt ist — Wilberforce und Mackintosh. Man steht vor diesen Bildern, verwundert, daß so etwas auch einmal hat Mode sein können! — Wie seltsam doch die sogenannte große Welt, ohne alles eigne, wirkliche Urtheil, sich selbst in ihrer Bewunderung von ganz conventionellen Vorstellungen beherrschen läßt. — Ist einmal angenommen, daß Dieses oder Jenes bewundert werden muß, dann bewundert die ganze „Gesellschaft“ wie ein Mann; wer nicht mit bewundert, ist ganz einfach nicht à la hauteur, wird gar nicht angehört und langweilt die Leute nur mit seinen Zweifeln. — Ist die Mode veraltet, dann denkt, mit derselben Art von Einmüthigkeit, auch wieder gar Niemand an den Verschollenen. — Daß ein Künstler bewundert wird,

wenn es Mode ist, das ist natürlich und bedarf keiner Erklärung —: aber wie wird so ein Mann Mode, und wodurch? Das ist das Räthsel, für das ich keine Lösung weiß.

Da ist auch ein Porträt Lord Byrons in Arnauten-Tracht. Dieses mittelmäßige Bild ist das einzige Denkmal, das in London — ja in England — an Lord Byrons Dasein erinnert. Es ist zum Verwundern, wie wenig von ihm die Rede; — er ist verschollen zu nennen. — Die Engländer schweigen über ihn, weil ihnen die conventionelle sittliche und religiöse Heuchelei heilig ist — die er schonungslos verhöhnte — was freilich nicht klug war.

Kensington-Museum. Seltsames Gemisch von Sammlungen. Ich beschäftige mich nur mit der Gemälde-Galerie. Von Hogarth, mariage à la mode. Der erschöpfte Lord auf dem Lehnstuhl vortrefflich; überhaupt mancher feine Zug in dieser trüben Malerei. Künstler von wirklichem Talent hat England nur sehr wenige gehabt: Hogarth, Sir Th. Lawrence, Wilkie, Sir Edwin Landseer. — Lawrence ist aber Gemälde-Fabrikant geworden.

Wo sollen Künstler herkommen in einem Lande, das Watt höher stellt als Raphael?!

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





DD
416
.B3.A3
v.5
cop.2



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

